

Reinhard Appel (Hrsg.)

Es wird nicht mehr zurückgeschossen...

Erinnerungen an das Kriegsende 1945

LINGEN

© 1995 by Lingen Verlag, Bergisch Gladbach
Herausgeber und Autor: Reinhard Appel
Redaktionsleitung: Werner Schulte
Redaktionelle Mitarbeit: Sabine Duda, Michael Schulte
Übersetzungen: Dirk Blechschmidt (Sir Frank Roberts)
Christian Hartel (Michail Gorbatschow)
Margaret J. Keppler (Henry Kissinger)
Dr. Klaus Staemmler (Andrzej Szczypiorski)
Produktionsleitung: Hans-Jürgen Willemsen
Titelgestaltung: Roberto Patelli, Köln
Fotos: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin; dpa, Düsseldorf
Satz und Umbruch: Computersatz Bonn
Gesamtherstellung: Lingen Verlag, Bergisch Gladbach, und
Mohndruck, Gütersloh

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

VORWORT

Von den über 81 Millionen Deutschen im Erscheinungsjahr dieses Buches haben mehr als 65 Millionen das Ende des Zweiten Weltkrieges vor 50 Jahren nicht mehr oder nur als Kind erlebt, was Krieg und Nationalsozialismus bedeutete. Darüber haben sie allenfalls etwas gelesen oder gehört oder vielleicht schon im Ausland zu spüren bekommen, aber diese Zeit ist für sie bereits Geschichte. Die Kriegsgeneration, die in der Nach-Adenauer-Ära der westdeutschen Bundesrepublik das politische Geschehen bestimmte, ist abgetreten. Die Zahl der Deutschen, die den Krieg handelnd oder leidend miterlebte, nimmt weiter ab. Die Versuche, die deutsche Kriegsschuld gegen die Schuld anderer aufzurechnen, nimmt leider zu. Für eine Legendenbildung, wie nach dem Ersten Weltkrieg, fehlen zwar alle historischen Fakten, aber Vorstöße, die Verbrechen des Hitlerregimes zu relativieren oder mit einer Schlussstrichdebatte Vergangenheitslast loszuwerden, sind häufiger geworden.

Durch namhafte Zeitzeugen einer Legendenbildung vorzubeugen, war für mich ein wesentliches Motiv für dieses Buch, das auf die Initiative des Verlegers Dietrich Pinkerneil zurückgeht. Meine zahlreichen Kontakte aus jahrzehntelanger journalistischer Arbeit konnte ich für die Autorenuche nutzen. Die Erfahrung, dass mit der Schilderung persönlicher Erlebnisse – wie in den Filmen «Holocaust» und «Schindlers Liste» – eher ein breites und hoffentlich auch junges Publikum interessiert werden kann als mit abstrakten politischen und historischen

Analysen, führte zu dem jetzt vorliegenden Konzept. Wichtig war für mich, aus den unterschiedlichsten Positionen Beschreibungen zu erhalten, die dem Leser eine Vielfalt an Erlebnissen und Meinungen bieten. Den damals mitverantwortlichen Nationalsozialisten habe ich ebenso gebeten wie den KZ-Häftling, den bis zur letzten Patrone kämpfenden Berufsoffizier und die Witwe des hingerichteten Widerstandskämpfers, den Kriegsberichterstatter, den Hitlerjungen mit der Panzerfaust und den Vertriebenen. Für das Militär von damals und heute bat ich General a. D. Gerd Schmückle, der noch in der Wehrmacht diente und am Aufbau der Bundeswehr beteiligt war.

Bei Karl-Günter von Hase stand für mich die Entlassung aus der Generalstabsausbildung wegen seines im Zusammenhang mit dem 20. Juli verhafteten Onkels und eine langjährige russische Gefangenschaft im Vordergrund des Interesses; beim Verleger Erich Brost seine Danziger Zeit und die Emigration nach England; beim Kruppianer Berthold Beitz, wie er sich nach Räumung der polnischen Ölfelder, bei deren Verwaltung er viele Juden rettete, als Feldwebel bis zum Ende des Krieges durchschlagen konnte. Der ZDF-Gründungsintendant Karl Holzamer schildert seine Zeit und seine Gedanken als Kriegsberichterstatter bei der Luftwaffe und setzt sich, wie auch andere Autoren, mit der Frage auseinander, ob sich ein Deutscher trotz der Schuld durch den Nationalsozialismus wünschen sollte, dass Deutschland den Krieg verliert.

Alle deutschen Autoren hatte ich gebeten, sich auch zu der Frage zu äussern, ob der 8. Mai für sie, wie es Alt-Bundespräsident Richard von Weizsäcker zum 40. Jahrestag der Kapitulation 1985 im Bundestag gesagt hatte, ein «Tag der Befreiung» gewesen sei. Wenn auch in allen Beiträgen das Ende des Krieges und damit des Tötens, des Verwundens und der Zerstörungen begrüsst wird, gibt es unterschiedliche Erinnerungen an das Empfinden, «befreit» worden zu sein.

Zum Beispiel bei den Vertriebenen: Sein Vertriebenenenschicksal in der Tschechoslowakei beschreibt mein ehemaliger Journalistenkollege, Bundestagsvizepräsident Hans Klein. Der Bildhauer und Maler Otto Herbert Hajek, der in seiner böhmischen Heimat staatenlos wurde, nennt den 8. Mai einen Markstein von Zusammenbruch und Befreiung.

Der ehemalige Bundesminister Egon Franke war als Widerstandskämpfer für wehrunwürdig erklärt und in der Schlussphase des Krieges in das Strafbataillon «999» gezwungen und, ausgerechnet in Hitlers Geburtsstadt Braunau am Inn von endsieggläubigen SS-Einheiten umgeben, gefangengenommen worden. Freya von Moltke berichtet über die letzten Tage des Krieges im schlesischen Kreisau und zitiert von ihrem im Januar 1945 hingerichteten Mann einen ergreifenden Brief mit seiner Sorge, «dass die Kinder eine richtige Einstellung zur Hinrichtung ihrer Väter bekommen» mögen.

Beim ehemaligen Hitler-Jugend-Gebietsführer und langjährigen Bundestagsabgeordneten der F.D.P. und später der CSU, Siegfried Zoglmann, interessierte mich ausser den persönlichen Umständen in den Maitagen von 1945 seine heutige Einstellung zur damaligen Zeit. Sein Resümeeesatz, der allen heutigen Nachbetern Hitlers zu empfehlen ist, lautet: «Was bleibt, ist die Besinnung. Aus ihr folgt der Mut zur Wahrheit und der Entschluss, *dem Unheil entgegenzutreten – von Anfang an.*

Zu den herausragenden Zeugnissen zählen sicher auch die Beiträge von Alt-Bundespräsident Walter Scheel und Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt. Walter Scheel, Nachtjäger, begründet u.a. das Scheitern der deutschen Luftwaffe und bezieht politisch die eindeutige Position, dass die «deutsche Tragödie 1933 und nicht 1945» begann.

Helmut Schmidt scheut sich nicht, über seine Angst im Krieg zu sprechen, auch von der Angst vor der Aufdeckung der jüdischen Ab-

stammung seines Grossvaters, und in einer selbstkritischen Betrachtung eigener Versäumnisse sagt er: «Man kann den Zweiten Weltkrieg und die deutsche Katastrophe eine Tragödie unseres Pflichtbewusstseins nennen.»

Von Ignatz Bubis, dem Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, erfahren wir seine Odyssee von Arbeitslager zu Arbeitslager, aber auch seine Einstellung zur Verantwortlichkeit der heutigen Jugend in Deutschland. Seine Meinung: Die junge Generation soll die Vergangenheit kennen, sich aber nicht mit Schuld belasten.

Erich Loest, stellvertretender Vorsitzender des Schriftstellerverbandes, bekennt sich dazu, 1945 mit 19 Jahren als sogenannter «Werwolf» für Hitlers letzte «Alpenfestung» ausgebildet worden zu sein und dass er «wahrscheinlich geheult» habe, als am 30. April 1945 die Nachricht eintraf, Hitler sei in Berlin «gefallen».

Ein Schmunzeln kann man sich nicht versagen, wenn der Ehrenspielführer der deutschen Fussball-Nationalmannschaft, Fritz Walter, berichtet, wie er dem russischen Lagerkommandanten mit seinen eleganten Fussballkünsten derart imponierte, dass ihm bereits im Herbst 1945 die Entlassung aus dem Übergangslager bei Krakau ermöglicht wurde. Der Russe bot ihm die Heimkehr an, wenn er Kommunist sei oder krank. Der spätere Fussballweltmeister entschied sich für die einfache Lüge.

Die Stationen nach ihrer Befreiung aus der Sippenhaft beschreibt die ehemalige Kabarettistin, spätere Ordensfrau, Oberin von Sacré Cœur und Schulleiterin, Isa Vermehren. Sie lebt heute in Bonn.

Bundeskanzler Kohl schildert in allen Details seine Erlebnisse als Fünfzehnjähriger in der Kinder-Landverschickung in Berchtesgaden und seinen abenteuerlichen Fussmarsch über die Bahngleise von dort zurück nach Ludwigshafen. Er interpretierte sein oft missverstandenes Wort von der «Gnade der späten Geburt», und er beschäftigt sich mit der über 40jährigen Teilung Deutschlands als einer der markante-

sten Folgen des Zweiten Weltkrieges: «Hier war es vielfach der Zufall des Geburts- oder Wohnortes, der die Menschen im Westen davor bewahrt hat, zwischen Anpassung oder Beiseitestehen wählen zu müssen.»

Mancher Beitrag fordert neue Fragen heraus, weil der Abstand von 50 Jahren seit dem Ende des Krieges einen Verlust an Genauigkeit und Unmittelbarkeit mit sich bringt. Natürlich fließen in die Erinnerung auch Erkenntnisse, Gedanken und Wünsche von heute mit ein. Andererseits fällt es jetzt leichter, auch über Vorgänge die Wahrheit zu sagen, die zuzugeben damals vielleicht persönliche Nachteile bedeutet hätten. «Das erste Opfer jedes Krieges ist die Wahrheit», sagt der Volksmund.

Das Geschichtsmosaik wird nun farbiger und genauer. Es wäre dennoch unvollständig, ein Torso, wenn wir die Sammlung der Erinnerungen auf deutsche Zeitzeugen beschränkt hätten. Es lag mir, der ich 1945 in Artur Axmanns letztem Aufgebot im Reichssportfeld militärisch an der Panzerfaust ausgebildet wurde und dann als Grenadier des Potsdamer Infanterieregiments 9 im April an der Oderfront in russische Gefangenschaft geriet, besonders am Herzen, auch die Erlebnisse und Vorstellungen der alliierten Kriegsgegner und unserer europäischen Nachbarn in den Sammelband mit aufzunehmen.

Die Reaktionen auf meine Anfragen, einen Beitrag zu leisten, um der deutschen Nachkriegsgeneration ein realistisches Bild über das Ende des Hitler-Reiches zu vermitteln, waren im Ausland fast ausnahmslos positiv. Sowohl der ehemalige sowjetische Staatspräsident Michail Gorbatschow («Meine Generation ist die Generation der Kriegskinder») wie der in Fürth geborene und von dort aus russischen Gründen vertriebene ehemalige amerikanische Aussenminister Henry Kissinger beschreiben ihre damaligen Wege und stellen lesenswerte politische Betrachtungen über die Nachkriegszeit und über das Verhältnis zu Deutschland und den Deutschen an.

Einen interessanten Einblick in die spannungsreichen internen Verhältnisse der Kriegsbündigten, insbesondere zwischen Stalin und Churchill in der Schlussphase des Krieges und danach, verschaffen uns die Beiträge von Churchills Mitarbeiter in Moskau, Jalta und Potsdam, Sir Frank Roberts, später Botschafter in der alten Bundesrepublik, sowie von Valentin Falin, der als sowjetischer Botschafter in Bonn an der Ausarbeitung der Ostverträge beteiligt war.

Falin vertritt die These, dass mit dem Tode Roosevelts am 12. April 1945 und dem Amtsantritt Präsident Trumans die hoffnungsvolle alliierte Partnerschaft zwischen den USA und der UdSSR zerbrach und der kalte Krieg eingeleitet wurde, den man «eigentlich den Dritten Weltkrieg nennen müsste».

Sir Frank Roberts weist seinerseits auf das berechtigte Misstrauen Churchills gegen Stalins Expansionsbestrebungen am Beispiel Polens hin und begründet so den beginnenden Bruch der Kriegsbündigten.

An diesem Punkt verknüpfen sich die historischen Zeugnisse der beiden Diplomaten mit den persönlichen Erinnerungen des politisch und militärisch illusionslosen Nachtjägers Walter Scheel und des ehemaligen HJ-Gebietsführers Zoglmann. Letzterer spricht von dem «Strohalm» nationalistischer Träume, die nach dem Tod Roosevelts von Hitler und Goebbels aufgeheizt wurden, indem sie Vergleiche zogen mit dem plötzlichen Tod der russischen Kaiserin Elisabeth, der für den «Alten Fritz» die Wende im Siebenjährigen Krieg brachte.

Noch im April 1945 wurde der Glaube an die «Wunderwaffe» und die «Alpenfestung» aufrechterhalten und man hoffte darauf, mit «klingendem Spiel» in amerikanische Gefangenschaft zu marschieren, um dann «mit dem Westen gegen den Iwan» den Krieg fortzuführen.

Ein weiteres Thema betrifft den 20. Juli 1944. Sir Frank Roberts bekennt sich ausdrücklich zu seiner engen Freundschaft mit dem

deutschen Diplomaten Hans von Haeften, der zum Widerstand gegen Hitler gehörte und 1944 vergeblich zum Westen friedensfördernde Fühler ausgestreckt hatte, um den Krieg zu beenden. Er wurde in Plötzensee hingerichtet. Wenn man bedenkt, dass nach dem 20. Juli 1944 mehr Menschen umkamen oder verwundet wurden und die alliierten Flugzeuge mehr Städte bombardierten als in den Jahren zuvor, dann wird die grauenvolle Konsequenz deutlich, die mit Hitlers Machtergreifung und dem Krieg bis zum bitteren Ende verbunden war.

Ich bin dem Bonner Historiker Karl Dietrich Bracher dankbar, dass er die persönlichen Erlebnisberichte über das Kriegsende durch einen Essay zum Thema «1945 – eine Stunde Null?» historisch einrahmt und damit den Gesamtband in seiner Mischung von erlebter Geschichte und kommentierender Betrachtung auch für den Geschichtsunterricht an Schulen geeignet erscheinen lässt.

Ein besonderer Dank gebührt dem jungen Historiker Werner Schulte, der als Lektor die Herausgabe des Buches nicht nur allgemein betreut, sondern mit grossem Einfühlungsvermögen, historischer Kompetenz und organisatorischem Geschick täglich begleitet hat.

Bonn, im März 1995

Reinhard Appel

INHALT

Vorwort des Herausgebers 5

Reinhard Appel

Mit 17 im Hitlerjugendregiment 17

Metropolit Augoustinos

Gedanken zum Kriegsende 29

Berthold Beitz

Niederlage und Befreiung – Erlebnisse in verworrener Zeit 35

Claus Berke

Halbes Kind in Uniform 45

Hans Blickensdörfer

Das Lustgefühl beim «Sprung» über die Elbe 57

Erich Brost

Der lange Weg von der Weichsel an die Ruhr 67

Willem Brugsma

Versöhnung macht frei! 77

Ignatz Bubis

Das Vergangene nicht dem Vergessen preisgeben 89

Valentin Falin

Von Roosevelt zu Truman –

Der Auftakt des kalten Krieges 99

Egon Franke

Als «999er» in der Bewährungseinheit 105

Michail Gorbatschow

Der Krieg in meinem Leben 111

Alfred Grosser

Marseille 1945 – Paris 1995 123

Otto Herbert Hajek

Mein 8. Mai 131

Karl-Günther von Hase

Wehret den Anfängen 141

Karl Holzamer

Ein Tag der Befreiung 153

Gyula Hom

Befreier in grauweissen Pelzmänteln 159

Henry Kissinger

Versöhnung statt Vergeltung 169

Hans Klein

Zwei mährische Sommer 179

Helmut Kohl

Eine Kindheit im Bombenkrieg 187

Anneliese Lange

Wer nicht schippte, bekam keine Lebensmittelkarten 197

Erich Loest

Heldenlärm und Angst 205

Eduard Lohse

«We are going home» 213

Freya von Moltke

Das Ende des Zweiten Weltkrieges
– Ein sehr persönlicher Bericht 223

Niels Norlund

Ende und Anfang 229

Roberto Patelli

Twenty-five men 239

Annemarie Renger

Sehnsucht nach Frieden 245

Sir Frank Roberts

Als Diplomat in Moskau 251

Walter Scheel

Die deutsche Tragödie begann 1933 261

Helmut Schmidt

Wehren wir der Angst, erkennen wir unsere Pflicht 271

Gerd Schmückle

Die «Schlacht von Hinterriss» 279

Andrzej Szczypiorski

Meine drei Kriegsenden 289

Georg Stefan Trailer

Es gab keine Stunde Null 303

Isa Vermehren

Kriegsende 1945: In Etappen und Variationen 315

Fritz Walter

Das wichtigste Spiel meines Lebens 329

Siegfried Zoglmann

Dem Unheil entgegentreten – von Anfang an 339

Karl Dietrich Bracher

1945 – Eine Stunde Null? 353

Chronik des Zusammenbruchs 1945 364

Kurzbiographien 375

MIT 17 IM HITLERJUGENDREGIMENT

Reinhard Appel

Mitte Januar 1945, als die sowjetische Armee bereits auf das Reichsgebiet zumarschierte, sass ich in Berlin als Freiwilliger der Luftwaffe des Geburtsjahrgangs 1927 und wartete auf meine Einberufung. Ich war gerade von einer militärischen Segelflieger-Endausbildung der Klasse 1 aus Schlesien heimgekehrt. Als Kriegsoffiziersbewerber der Luftwaffe und Eleven im Segelflug hatte man uns offensichtlich für die Steuerung von Lastenseglern vorbereiten wollen.

In der Lehrerbildungsanstalt (LBA) Brandenburg/Havel, in die ich als Mitglied des Berliner Mozart-Chores von der evakuierten Berliner LBA versetzt worden war, um weiter an den Chorproben teilnehmen zu können, hatte man mich infolge der Einberufung zum Arbeitsdienst im Spätherbst 1944 als «Lehramtsanwärter» entlassen. Alle Klassenkameraden waren bereits einberufen worden. Mein Ausbildungszweig in Brandenburg existierte nicht mehr.

Es war eine merkwürdige Situation. Die Sowjets kamen Berlin näher, von ersten Freunden der Klasse hiess es, sie seien gefallen, verwundet oder vermisst, und ich sass untätig zu Hause.

Mein katholisches Elternhaus in der Diaspora von Berlin-Spandau war alles andere als Hitler-freundlich, denn der Diktator galt in unserer Familie als Antichrist, aber an Reichstreue, Vaterlandsliebe und antikommunistischer Einstellung wollten sich meine aus Oberschlesien stammenden Eltern von niemandem übertreffen lassen. Von diesem Geist war ich mitgeprägt. Ich war Messdiener in der Spandauer

Marienkirche, verteilte illegal vervielfältigte Hirtenbriefe vom Münsteraner Bischof, Graf von Galen, gegen die Klosterschliessungen und die Euthanasie des Hitlerregimes und war Mitglied in einem nicht gemeldeten und deshalb unerlaubten Singkreis katholischer Mädchen und Jungen.

Dieser Singkreis wurde musikalisch und geistig von einer ausserordentlichen Frau beherrscht, Gitta Dubro, die später in Ost und West von sich reden machte. Ohne unser Wissen hatte sie Kontakt zur «Roten Kapelle», und sie wurde deshalb auch von der Gestapo beobachtet und vernommen. Gitta, die nach Kriegsende den kommunistischen Politiker und Journalisten Leo Bauer heiratete, brachte uns neben den katholischen Liedern auch etliche revolutionäre Gesänge bei, was uns, wäre das bekannt geworden, wahrscheinlich Kopf und Kragen gekostet hätte. Im Singkreis und in der Kirche lebte ich in einer anderen Welt, aber tagsüber war ich ein pflichteifriges HJ-Mitglied. In der Rückerinnerung an diese Zeit kann ich mein damaliges Verhalten freilich schwer nachvollziehen.

Aus meiner familiär mitbestimmten Lebenseinstellung wird auch erklärlich, dass ich Ende Januar 1945 – Nachbarn hatten damals meinen Vater gefragt: «Warum ist Reinhard noch kein Soldat?» – das Büro meines für Spandau zuständigen Jungbanns 198 in der Heerstrasse aufsuchte, meine Situation eines noch nicht einberufenen Freiwilligen der Luftwaffe schilderte und fragte, ob es für mich eine Verwendung gäbe. Es träfe sich gut, dass ich mich meldete, sagte man mir, denn Reichsjugendführer Artur Axmann sei gerade dabei, eine Hitlerjugend-Division aufzustellen. Im Zuständigkeitsbereich unseres Jungbanns Charlottenburg/Spandau war die nächste Ausbildungseinheit im Reichssportfeld unweit der Heerstrasse. Ich liess mich sofort verpflichten.

Nach meiner Erinnerung wurde ich Ende Januar 1945 in dieser Hitlerjugend-Division als sogenannter «Kriegseinsatzführer» aufgenommen, da ich auf der LBA bereits den Rang eines Gefolgschaftsführers

innehatte. Wir wurden in der Reichssportakademie des Reichssportfeldes untergebracht und in HJ-Uniform von Wehrmachtsoffizieren und Unteroffizieren auf dem Gelände des Reichssportfeldes neben einer militärischen Grundausbildung vor allem in den Gebrauch der Panzerfaust eingewiesen.

Im Februar 1945 wurde immer deutlicher, dass die Hitlerjugend-Einheit mit zur Verteidigung Berlins vorgesehen war, denn die Rote Armee marschierte bereits auf die Oder zu. Was uns zunächst in dem noch nicht erschütterten Glauben an die siegeserfahrene deutsche Wehrmacht undenkbar erschien, rückte mit jedem Tag unaufhaltsam näher: Die «Bedrohung» unserer Heimatstadt Berlin. Obschon der «totale Krieg» Millionen Opfer gefordert hatte und ein Ende nicht abzusehen war, hat mich weder jemand in meiner Familie noch in der Kirche noch in meiner Umgebung dahingehend belehrt, dass ein wünschenswertes Ende des Krieges und der Zusammenbruch des Hitlerregimes auch als Befreiung betrachtet werden könnte. Mit anderen Worten: Ich wollte mit aller Kraft mithelfen, eine Eroberung Berlins von fremden Truppen zu verhindern. Ich muss also freimütig bekennen, dass ich mich in der Hitlerjugend-Division – ich kann mich an den Namen nicht mehr genau erinnern – keineswegs mit Widerwillen, sondern bereitwillig zur Verteidigung Berlins, meiner Heimat, ausbilden liess. Wenn ich heute den sinnlosen Opfergang vieler HJ-Kameraden bedenke, läuft es mir kalt den Rücken herunter. Meine Ausbildungszeit im Olympiastadion – gelegentlich konnte ich noch mit der Strassenbahn über die Heerstrasse zu meinen Eltern nach Spandau fahren – dauerte von Ende Januar bis zum 22. März 1945.

Einige Begebenheiten sind mir aus dieser Zeit noch in besonderer Erinnerung:

Mitte März 1945 wurde unsere Einheit zu einer Abendveranstaltung in den grossen Saal der Sportakademie des Reichssportfeldes ge-

führt, zusammen mit einem Volkssturmbataillon, das ebenfalls im Reichssportfeld ausgebildet wurde. Chef der Volkssturmeinheit war Sportführer Karl Ritter von Halt, ein Funktionär des Nationalen und Internationalen Olympischen Komitees und ein erfolgreicher Sportsmann.

Das herausragende Ereignis dieses Abends war eine flammende Rede von Carl Diem. Der Sportwissenschaftler Diem hatte bei der Organisation der Olympischen Spiele 1936 in dem Reichssportfeld, in dem wir uns nun befanden, eine massgebliche Rolle gespielt. Er führte 1936, in Erinnerung an die Olympiade im antiken Griechenland, u.a. den olympischen Fackellauf ein und hatte auch als Sportführer seit der Weimarer Zeit ein grosses Renommee. Für uns, gerade dem Pimpfenalter entwachsenen jungen Soldaten in HJ-Uniform, stellte Diem eine grosse Autorität dar. Carl Diem erinnerte in seiner voller Pathos vortragenen Rede angesichts der beginnenden Umklammerung Berlins an das tapfere Volk von Sparta. Unzweideutig appellierte er an uns, den Opfergang für das Vaterland, auch im Bewusstsein möglicher Unterlegenheit, wie einst die Spartaner nicht zu scheuen: «Wenn die Perser mit ihren Pfeilen die Erde verfinstern, werden wir im Schatten kämpfen», war einer seiner Sätze, die uns kurze Zeit vor der Kapitulation für den von Hitler, Goebbels und Axmann befohlenen Endkampf motivieren sollten. Aus heutiger Sicht herrschte bei diesem Aufruf an uns eine ähnliche Atmosphäre wie ein Jahr zuvor während der Rede von Goebbels im Sportpalast. («Wollt Ihr den totalen Krieg?») Ich lehnte mich aber dagegen noch nicht auf.

Ich hatte diesen Vorgang, überglücklich den Krieg lebend überstanden zu haben, längst vergessen oder verdrängt, bis mich 1984 der Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, Willi Daume, bat, in meiner Eigenschaft als ZDF-Chefredakteur und damit auch für Sportsendungen zuständig, in einer Berliner Sportakademie über die Weiterentwicklung der Olympischen Spiele aus der Sicht des Fernsehens

zu referieren. In diesem Zusammenhang stiess ich wieder auf den Namen Carl Diem, der auch im Nachkriegsdeutschland eine herausragende Rolle spielte und mit vielen Ehrungen bedacht wurde.

Die Erinnerung an die Zeit im Februar/März 1945 im Reichssportfeld und Diems Aufforderung zum Opfergang wurde bei mir wieder wach. Zu meinen Referatszuhörern im Jahr 1984 in der Sportakademie gehörten damals auch der heutige Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, Walther Tröger, das deutsche Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, Fechtweltmeister Bach, und mehrere Sportwissenschaftler. Meine Erinnerung an den damaligen Durchhalteappell von Carl Diem, mit der ich mein Referat eingeleitet hatte, beendete ich mit dem Satz, dass ich den Vorgang nicht anklagend, sondern eher nachdenklich vortrage. Freilich hätte ich gerne gewusst, ob wohl auch Diem nach dem Krieg über seine Rolle in der Schlussphase des Krieges nachgedacht haben mag und ob sich die Sportwissenschaft mit der moralischen Verantwortung sportlicher Aktivitäten für kriegerische Zwecke auseinandergesetzt hat.

Für meine persönlichen Empfindungen in der für mich naiverweise damals noch nicht erkennbaren Schlussphase des Krieges mag folgende Begebenheit bezeichnend gewesen sein:

Auf die Frage unserer Wehrmichtsausbilder, ob wir mit den ebenfalls im Reichssportfeld untergebrachten «Blitzmädeln» einen gemeinsamen Abend gestalten könnten, meldete ich mich spontan und bot an, Rainer Maria Rilkes «Cornet», die «Weise über Liebe und Tod», vorzutragen. Eine Spandauer Freundin hatte mir den Text des Buches handschrieben geschenkt und ich hatte ihn aus Begeisterung für das sprachliche und inhaltliche Kunstwerk auswendig gelernt. Mit jugendlichem Pathos trug ich den Cornet von Rilke mit seinen Todesahnungen im grossen Saal der Sportakademie des Reichssportfeldes vor und war dankbar für die Aufmerksamkeit, die ich erzielte.

Ein Professor der Sportakademie in Köln, der sich jetzt anlässlich einer Auseinandersetzung um Diems Vergangenheit mit der Szene 1945 im Reichssportfeld beschäftigte, charakterisierte die Situation als eine «elegische Irrationalität in einer ausweglosen Situation aus dem Topoi der klassischen bürgerlichen Bildung». Dem kann ich nichts entgegensetzen. Es war halt so.

Unvergesslich ist mir auch jener Morgen im März 1945, als unsere Einheit auf eine Anhöhe hinter dem Reichssportfeld in unmittelbarer Nähe der sogenannten Dietrich Eckart-Bühne (heute Waldbühne) geführt wurde. Der Anlass dieser Sonderübung wurde alsbald klar. Wir wurden Zeuge der Erschiessung von sechs deutschen Soldaten, die wegen sogenannter Fahnenflucht als Deserteure zum Tode verurteilt worden waren. Unter den Deliquenten waren drei junge Soldaten in unserem Alter. «Tod durch Erschiessen wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe» lauteten die Urteile, deren Vollstreckung uns einen ungeheuren Schock versetzte. Der war wohl auch beabsichtigt.

Uns wurde also bedeutet, ja nicht auf die Idee zu kommen, in der Schlussphase des Krieges unsere «Pflicht» zu vergessen. (Ich wohnte 30 Strassenbahnminuten vom Reichssportfeld entfernt!) Unsere Pflicht hatte Artur Axmann wohlfeil formuliert: «Es gibt nur Sieg oder Niederlage ... Hass gegenüber dem Feind... unverrückbare Treue zu Adolf Hitler...» Die Alternative hiess also: im Gefecht umkommen oder am Laternenpfahl aufgehängt werden.

Es ist schade, dass Herr Axmann, der ja noch in den letzten Kriegstagen in Zivilkleidung aus der Reichskanzlei fliehen konnte und der noch lebt, sich nicht zu Wort meldet.

Was hat er den Müttern der Pimpfe zu sagen, die in einer offensichtlich ausweglosen Situation auf sein Wort hörten?

Mir wurde die Ausbildungszeit im Reichssportfeld angesichts der im Februar/März 1945 auf Berlin zumarschierenden sowjetischen Truppen zu lang. Ich wurde ungeduldig. Eine erste förmliche Einberu-

fung zur Wehrmacht hatten meine Vorgesetzten der Hitlerjugend-Division mit dem Vermerk zurückgeschickt, dass ich bereits im militärischen Sinne einberufen sei und soldatisch ausgebildet werde. Meine zweite Einberufung war auf den 22. März 1945 nach Brandenburg/Havel ausgestellt, meinem letzten Aufenthaltsort in der Lehrerbildungsanstalt. Ich bestand darauf, dieser Einberufung zu folgen, weil man doch nicht Berlin erst in Berlin verteidigen sollte, war mein Argument. Meine Vorgesetzten schüttelten zwar den Kopf, aber liessen mich ziehen.

In der angegebenen Kaserne in Brandenburg war ausser einem zivilen Pförtner niemand mehr. Der Pförtner schickte mich nach Potsdam. Dort wurde ich am 22. März in das Grenadier-Ersatz- und Ausbildungs-Bataillon 9 von Oberleutnant und Kompaniechef Isenbeck als Grenadier aufgenommen. Mein Soldbuch mit seiner Unterschrift besitze ich noch. Ich konnte es über die Zeit der Gefangenschaft retten.

Die «Ausbildung» im berühmten Infanterieregiment Graf 9 in Potsdam war zu dieser Zeit im März/April 1945 eine Farce. Nach lägen des Herumlungerns in Zivilkleidung kam eines Nachts plötzlich der Befehl zur Einkleidung und zum Waffen fassen. Die Kompanie war zuvor keine Stunde gemeinsam marschiert, geschweige denn war ein einziger Übungsschuss abgegeben worden. Manche hatten noch niemals ein Gewehr in der Hand. Am darauffolgenden Vormittag wurden wir mit ständigen Verzögerungen nach Fürstenwalde transportiert, wo wir bei Dunkelheit ankamen. In der Ferne hörten wir Geschützdonner.

Oberleutnant Isenbeck muss dem zuständigen Frontkommandeur über die Einsatzqualität unserer Truppe, in der Schauspieler, Beamte und Kaufleute unterschiedlichen Alters versammelt waren, reinen Wein eingeschenkt haben, denn ehe die Nacht vorüber war, wurden wir wieder in die Züge beordert, und wir fuhren zurück nach Potsdam.

Wenige Tage später kam es dann in Wilnsdorf zu einem mehrstündigem Übungsschiessen mit scharfer Munition. Während das Bataillon vereidigt wurde, sass ich in der Schreibstube und musste das Telefon bewachen. Der Spiess meinte, ich sei doch «Lehramtsanwärter» und könnte mit dem Griffel umgehen.

Kurz nach Ostern, aber noch vor dem verheerenden Luftangriff Mitte April auf Potsdam, wurden wir in die Nähe von Mühlrose kommandiert. Mehrere Tage waren wir mit Ausheben von Schützengräben beschäftigt. Eines Nachts wurde ich mit einem Unteroffizier und zwei Soldaten auf einen Spähtrupp in ein unübersichtliches Waldgebiet geschickt und gab nach einem verdächtigen Rascheln im Gebüsch den ersten und einzigen Schuss im Krieg ab.

Im Morgengrauen des 22. April lösten wir im vordersten Schützengraben eine SS-Einheit ab. Der SS-Mann, in dessen Erdloch ich kroch, verabschiedete sich mit einem mitleidigen Lächeln. Als die Sonne aufging, wurden wir derart mit Granaten aus «Stalinorgeln» eingedeckt, dass wir nur für Sekunden den Kopf zur Orientierung herausstrecken konnten. Nach dreistündigem konzentrischen Feuer wurden wir von einem Melder des Befehlsstandes in einen zurückliegenden Hohlweg befohlen. Ich kümmerte mich um einen verwundeten Kameraden. Ihn über eine von den Sowjets einzusehende Strasse zu bringen, war das grösste Problem. Viele Bittgebete sandte ich zum Himmel, um mit dem Leben davonzukommen. Das Unternehmen gelang, und wir konnten uns in einen Erdbunker retten, in dem sich bereits etwa 30 Soldaten aufhielten. Ein fronterfahrener, hochdekoriertes Feldwebel mittleren Alters übernahm das Kommando. Als er uns mitteilte, dass ein Trupp Russen auf uns zukomme, rannte ich zum Ausgang, um meine Handgranate zu zünden und sie «dem Feind» entgegenzuschleudern; aber der Feldwebel packte mich am Arm, nahm mir die Handgranate aus der Hand und brüllte mich an, ob ich mir nicht darüber klar sei, dass

derartige Mutproben in aussichtsloser Lage sinnlos seien und ich den ganzen Trupp gefährde, denn die Russen würden sofort den Bunker ausräuchern.

Dann ging alles ganz schnell. Der Feldwebel befahl, ein weisses Taschentuch aus dem Bunker herauszuhalten und mit erhobenen Händen einzeln den Bunker zu verlassen. Die Sowjetsoldaten nahmen uns, mit der Maschinenpistole im Anschlag und mit dem Schlachtruf: «Woyna kapuut», in Empfang, sammelten unsere Gewehre und Handgranaten ein, tasteten uns nach weiteren Waffen ab, nahmen uns die Armbanduhren weg und streiften sie sich an die Arme. Sie befahlen uns, in Kolonnen, die immer länger wurden, in das rückwärtige Gebiet Richtung Osten zu marschieren.

Das Kriegsende hatte ich mir anders vorgestellt. Zwar so oder so dramatisch, aber dass mir mit dem Erhalt des Lebens eine grosse Gnade widerfahren war und ein vernünftiger Frontsoldat mich daran gehindert hatte, den Helden im Sinne von Artur Axmann zu spielen, war mir in den ersten Stunden der Gefangenschaft auf dem Marsch von Mühlrose nach Zielenzig nicht klar. Vielmehr schmerzte mich der Gedanke, vielleicht nicht genug getan zu haben, um den Feind auf dem Weg in meine Berliner Heimat aufzuhalten oder besser noch, in die Flucht zu schlagen. Die Nazipropaganda hatte auch mich vergiftet. Statt dankbar zu sein, war ich wütend und empfand die Situation, eine Entlausungsstation durchlaufen zu müssen und alle Haare abrasiert zu bekommen, entwürdigend. Die Hoffnung, dass sich das Blatt noch wenden und die Sowjets zurückgetrieben werden könnten, hatte ich damals in den ersten Tagen wohl noch nicht aufgegeben. Dass «Gitler kapuut» sei, wie uns die Russen immer wieder sagten, hielt ich für eine Finte.

Im Gefangenenlager Wandern bei Zielenzig, von dem aus wir täglich beim ersten Lichtstrahl in Güterwagen nach Küstrin und bei Sonnenuntergang wieder zurücktransportiert wurden, um die notwendi-

gen Erdbewegungen für einen Brückenbau über die Oder zu leisten, war der 1. Mai 1945 für mich ein weiterer lebensrettender Tag. Am 29. April war am Schwarzen Brett des Tausende deutscher Gefangener umfassenden Lagers mitgeteilt worden, dass der 1. Mai der Arbeitertradition entsprechend arbeitsfrei sein werde.

Um den Tag feierlich einzurahmen, würden Sänger für einen Chor gesucht. Viele hundert Soldaten stellten sich vor der zum Vorsingen angegebenen Baracke an. Ich sehe die Menschenschlange noch heute vor mir. Jeder hoffte, dass man bei der Musikliebe der Russen vielleicht eine Scheibe Brot mehr zugeteilt bekommen würde. In der angegebenen Baracke sass ein ehemaliger Dirigent des Berliner Lehrer- gesangvereins, ebenfalls ein Lagerinsasse, und prüfte mit der Stimm- gabel die gesanglichen Qualitäten der Anwärter.

Ich hatte mich auch gemeldet und auf meine Mitgliedschaft im Ber- liner Mozartchor hingewiesen. Dieser Hinweis stellte sich als sichere Eintrittskarte für den Chor heraus, denn der prüfende Dirigent kannte den Chorleiter des Mozartchors, Erich Steffen, und nahm mich mit etwa zwanzig anderen Gefangenen in den Chor auf, was sich tatsäch- lich als Glücksfall herausstellen sollte.

Der Chor bekam eine Sonderbaracke zugewiesen, und wir übten in der Nacht und am folgenden Tag mehrere Chöre und Volkslieder ein. Aber der Clou war der Vorschlag eines Hamburger Mitsängers, der sich als Kommunist bekannte, die sowjetische Nationalhymne eben- falls einzuüben. In mir sträubte sich alles gegen diesen Vorschlag, aber die grosse Mehrheit war entschlossen, diese Geste gegenüber der La- gerleitung, auch im Interesse eines günstigeren Lagerklimas zu reali- sieren. Der Erfolg war dann bei der Feierstunde am 1. Mai durchschla- gend. Die Russen waren begeistert. Einige Offiziere hatten sogar Trä- nen in den Augen und zückten die Taschentücher. Nach der Feierstun-

de entschied die Lagerleitung, dass der Chor als Dauereinrichtung bestehen bleiben müsse, also in die sogenannte Stammmannschaft des Lagers (Küche, Ordnungsdienst, Handwerker für die Lagerleitung) eingliedert würde und jede Woche einmal am Abend Chormusik zu bieten habe.

Diese Anordnung war auch deshalb lebensentscheidend, weil das Lager Wandern/Zielenzig nach Fertigstellung der Brücke in Küstrin für Tausende von deutschen Kriegsgefangenen aus Berlin zum Durchgangslager wurde. Ein Güterzug nach dem anderen beförderte sie in die Sowjetunion. Nur wir blieben bis zuletzt am Ort. Ende August 1945 wurde dann die Stammmannschaft des Lagers mit einem schwach besetzten sowjetischen Begleitkommando in Richtung Frankfurt/Oder in Marsch gesetzt und war unterwegs, wie ich später hörte, in den inzwischen polnisch besetzten Gebieten zum Teil schlimmen Angriffen ausgesetzt gewesen.

Ich hatte wieder Glück. Kurz vor dem terminierten Abmarsch der Stammmannschaft erkrankte ich an Hungertyphus und kam ins Lagerlazarett. Einen Tag bevor das Lazarett aufgelöst wurde, sorgte eine russische Ärztin dafür, dass ich mit einem Dokument der Roten Armee auf einem Militärlastwagen zur deutschen Seite von Frankfurt/Oder in ein Siechenkrankenhaus gebracht wurde.

Wieder schickte ich Bittgebete zum Himmel. Am 15. September 1945, wenige Tage vor der Silberhochzeit meiner Eltern, war ich wieder zu Hause in Berlin-Spandau. Meine Eltern und Geschwister hatten den Krieg heil überstanden. Und wenn man mich fragt, wie ich so schnell aus russischer Gefangenschaft heimkehren konnte, dann antworte ich gern: Ich habe mich freigesungen.



Sowjetische Panzer in der Innenstadt von Berlin. Bei der Eroberung der Reichshauptstadt durch die Rote Armee kam es ab dem 29. April 1945 zu Strassenkämpfen im Zentrum.

GEDANKEN ZUM KRIEGSENDE

Metropolit Augoustinos

Das 20. Jahrhundert ist wahrlich nicht arm an im wahrsten Sinne des Wortes weltbewegenden Ereignissen. Erst jetzt, gegen Ende dieses Zeitabschnitts, kann man das ganze Ausmass der Veränderungen überschauen, man kann versuchen, die Bedeutung des Geschehenen zu erfassen und Zusammenhänge zu erkennen.

Mit dem Ausgang des Ersten Weltkrieges veränderte sich nicht nur die Landkarte Europas, sondern auch Staatsformen und politische Verhältnisse in den Ländern des Kontinents. Auch eine kulturelle Epoche ging zu Ende, traditionelle Lebensformen änderten sich, und bisher gültige Werte sanken dahin. Der Zusammenbruch der grossen Militärmonarchien, vor allem aber die russische Oktoberrevolution bewirkten eine Umwälzung, die zu jener Zeit in ihrer Bedeutung für die übrige Welt wahrscheinlich überhaupt nicht richtig eingeschätzt werden konnte. Noch weniger sah man die künftigen Folgen für die europäischen Völker voraus.

Dass Ideologien, die ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert hatten, nicht nur die Politik, sondern nahezu alle Lebensbereiche durchdringen würden, war damals noch kaum zu ahnen. Die Entwicklung ging aber rasend schnell vor sich und führte sowohl vom Faschismus und Nationalsozialismus als auch vom Bolschewismus her zu bis dahin kaum vorstellbarer totalitärer Herrschaft, zu Brutalität und Unmenschlichkeit im Grossen wie im Kleinen. Das Grossmachtstreben der ideologisierten Staaten führte zum Zweiten Weltkrieg, der mit seinen ungeheu-

ren Verlusten an Menschen, kulturellen Gütern und brutalen Zerstörungen alles Bekannte hinter sich liess.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges herrschten nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Teilen der Welt unbeschreibliche Not, ausgedehnte Verwüstungen, ethnische Säuberungen und Hungersnöte in einem nie gekannten Ausmass. Dennoch war dieses Kriegsende ein ersehnter und tiefer Einschnitt im Leben der betroffenen Völker. Der Wille zum Frieden und zur völkerverbindenden Einigung brach sich Bahn und brachte Initiativen nicht nur zu einer Einigung zwischen den Völkern, sondern belebte auch die kirchliche Bewegung der Ökumene.

Das Gesamtbild dieser geschichtlichen Vorgänge steht dem einzelnen Menschen erst im nachhinein in dieser Weise vor Augen. Denn jedes persönliche Erleben ist begrenzt und war es auch zu dieser Zeit, als die Nachrichtenübermittlung noch nicht den heutigen Stand erreicht hatte. Von diesem Faktum sind auch die eigenen Erinnerungen abhängig. Das wird mir immer wieder deutlich, wenn ich zurückdenke.

Meine Aussagen über solche Erinnerungen sind ausserdem davon geprägt, dass ich weniger an den geschichtlich-politischen Vorgängen interessiert bin als vielmehr an den betroffenen Menschen, an ihrer Situation und ihrem Verhalten. Das Jahrhundert, in dem ich lebe, ist ein Jahrhundert der mannigfachen Gewalt, der Unterdrückung, von Terror und Folter, auch das der grössten Christenverfolgungen, die die Kirchengeschichte kennt. Oft konnte man den Eindruck haben, die Menschen wurden nur geboren, nicht um zu sterben – was unser aller Schicksal ist –, sondern um getötet zu werden. Aber auch die Leiden der Überlebenden waren oft masslos und unbeschreiblich.

Den Zweiten Weltkrieg habe ich als Kind in einem kleinen und unbedeutenden, armen kretischen Dorf erlebt. Bei Kriegsende war ich gerade sieben Jahre alt. Die Erinnerungen an diese Zeit gehen also auf die Eindrücke eines Kindes zurück. Ich erinnere mich an die Angst der

Bevölkerung in meiner Heimat Kreta, an das Leben im Keller, wenn es zu Kämpfen kam, an die Berichte von Massakern in zwei Dörfern unseres Gebiets. Natürlich bedeutete das Ende des Krieges eine Befreiung nicht nur von der Besatzung, sondern vor allem von Angst und Schrecken. An Siegesfeiern kann ich mich nicht erinnern. Allerdings hatte Griechenland nach dem Krieg grosse existenzielle Probleme: Der Krieg und die Besatzungszeit hinterliessen Verarmung, Geldentwertung, Kriegsverluste an Menschen und materiellen Gütern. Zudem begann sehr bald ein Bürgerkrieg.

Deutschland habe ich während der Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges natürlich nicht erlebt; auch kenne ich Volk und Land der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht aus eigener Anschauung. Wenn ich nach meinem Verständnis für deutsche Soldaten gefragt werde, die bis zuletzt für ihr Vaterland kämpften, so darf ich sagen, dass ich denjenigen meinen Respekt nicht versagen kann, die mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und auch mit ihren Waffen die Zivilbevölkerung zu schützen versuchten oder halfen, Flüchtlinge in Sicherheit zu bringen. Hunderttausenden ist dadurch das Leben gerettet worden, vornehmlich Frauen und Kindern. Auch die durch Luftangriffe und Kampfhandlungen zerstörten Städte kenne ich nur von Bildern. Als ich etwa zwanzig Jahre nach Kriegsende nach Berlin kam, konnte man von dem Zustand der Stadt im Jahr 1945 nur noch etwas erahnen. Der Unterschied zwischen dem östlichen und dem westlichen Teil der Stadt hat mir aber doch einen Eindruck vermittelt von der Energie und Zielstrebigkeit des deutschen Wiederaufbaus in West-Berlin und der Tristesse und Armut des Ostens. Etwas anderes hat bei mir sogar Bewunderung hervorgerufen, nämlich die Eingliederung der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. In Griechenland hatten wir ja nach dem Ersten Weltkrieg auch ein Flüchtlingsproblem, dessen Folgen uns lange zu schaffen machten. Wie

konnte es in Deutschland gelingen, in relativ kurzer Zeit so viele Millionen heimatloser und besitzloser Menschen in ein derart zerstörtes und geschwächtes Land aufzunehmen und zu integrieren? Wie hat die durch Tyrannei und Krieg demoralisierte deutsche Bevölkerung eine solche Leistung zustande gebracht? Die Einführung eines Lastenausgleichs ist – soweit ich weiss – eine einmalige Leistung.

Als Geistlicher hatte ich vom ersten Tag meines Lebens in Deutschland an Kontakte zu den christlichen Kirchen hierzulande und habe noch eine grosse Zahl von Pfarrern und Bischöfen der Kriegs- und Nachkriegsgeneration in diesen Kirchen kennengelernt. Dabei ist mir klar geworden, welche positive Rolle die Kirchen nicht nur während der Nazizeit und des Krieges mit ihrem Eintreten für Verfolgte und Unterdrückte, gegen Unrecht und Gewalt, und nach dem Krieg durch ihren geistlichen und diakonischen Dienst für ihr Volk gespielt haben. Wenn nach dem Zusammenbruch und der Niederlage, die mit der Last der Schuld und Verantwortung für die millionenfachen Taten der Unmenschlichkeit verbunden waren, in Deutschland kein geistiges und ethisches Vakuum entstand, so ist das in erster Linie den Christen zu verdanken. Dass aus den Kirchen in der Nachkriegszeit noch ganz neue Zweige der Arbeit erwachsen wie etwa die evangelischen und katholischen Akademien oder die Kirchentage, habe ich mit begeistertem Interesse gesehen. Die Kirchen sind es auch gewesen, die zuerst öffentlich vom Bekennen der Schuld und von Versöhnung sprachen und dazu ermahnten.

Als griechisch-orthodoxer Bischof in der Diaspora weiss ich auch, welche Opfer es einer Gemeinde abverlangt, ein eigenes Gotteshaus zu bauen. Ich war in Dutzenden von nach dem Kriege neuerrichteten evangelischen und katholischen Kirchen und kann abschätzen, was diese Gemeinden beim Wiederaufbau geleistet haben – und das in einer Zeit, in der es den heutigen Wohlstand noch nicht gab.

Was ich dann allerdings in der deutschen Nachkriegszeit persönlich miterlebt habe, ist die Teilung Deutschlands und Europas durch einen «Eisernen Vorhang». Ob diese Teilung erst eine Folge des kalten Krieges, ob sie auf einen Beschluss der Konferenz von Jalta zurückgeht oder einfach auf die Tatsache, dass das Gebiet Europas jenseits dieser Grenze durch den Kriegsverlauf in den Besitz der Sowjetunion kam, kann und will ich nicht entscheiden. Mich haben die Schicksale der betroffenen Völker und der einzelnen Menschen viel stärker bewegt. Wie sehr dabei diejenigen Völker gelitten haben, die den Krieg keineswegs verursachten und deren Leiden sich noch verschärften durch die verzweifelten Versuche, sich von der kommunistischen Herrschaft zu befreien, habe ich mit Trauer im Herzen beobachtet. Aus allernächster Nähe erlebte ich in Berlin die Tragik der deutschen Teilung, die nicht nur durch ein Volk, sondern durch Hunderttausende von Familien ging.

Persönlich habe ich nie daran gezweifelt, dass eines nicht zu fernen Tages diese Trennung überwunden und die Menschen wieder vereint würden. Mit meinen griechischen Landsleuten hier in Deutschland habe ich in dankbarer Freude die Wiedervereinigung Deutschlands erlebt. Und ich bin auch zuversichtlich, dass Land und Volk viel schneller zusammenwachsen, als man heute meist glaubt. Ja, ich bin sogar der Meinung, dass in einem aus Ost und West wieder vereinigten Volk eine jahrzehntelange atheistische und bolschewistische Herrschaft samt ihren Folgen leichter überwunden werden kann als in den Völkern, die länger als eine Generation ungeteilt unter direkter sowjetischer Herrschaft oder in deren Satellitenstaaten lebten.

Als Bischof und Christ glaube ich, dass die grossen materiellen, kulturellen und geistigen Verwüstungen, die dieses Jahrhundert uns nach einer so bewegten Geschichte in Europa hinterlässt, nicht dauern werden; auch die tiefen seelischen Wunden der Menschen werden heilen. Voraussetzung ist allerdings ein lebendiger und vertrauensvoller

Glaube an den dreieinen Gott, – an den Schöpfer, der die Welt einmal gut geschafften hat und den Menschen in väterlicher Sorge nachgeht, an den Gott und Menschen Jesus Christus, der diese Welt mit ihrer Sünde und Schuld durch seine alles umfassende Liebe errettete und aus der Gottesferne zum Vater zurückholte, und an den lebensschaffenden heiligen Geist Gottes, der allein uns erneuern und eine wahrhafte Gemeinschaft schenken kann. In diesem Sinne sollen die Christen Salz der Erde und Licht der Welt sein. Hier liegt eine grosse Verantwortung auf den christlichen Kirchen und damit auf jedem einzelnen Christen.

Fünfzig Jahre nach dem Ende des zweiten grossen Krieges in diesem Jahrhundert erleben wir aufs Neue auch in Europa kriegerische Auseinandersetzungen, tausendfachen, gewaltsamen Tod, Verfolgung, Hunger, Terror, Vertreibung und alles damit verbundene Elend. Unsere Vorstellungen von Frieden, Solidarität, mitmenschlicher Gemeinschaft und Wohlergehen für alle Menschen erweisen sich als Utopien, d.h. als Phantasiegebilde, die in den harten Realitäten dieser Welt keinen Ort und Platz haben. Wir sind fassungslos angesichts der Tatsache, dass die gemachten todbringenden und zerstörerischen Erfahrungen anscheinend keinen Wandel im Denken und Tun der Menschen bewirken. Wir erschöpfen uns in tiefen Gedanken, in wohlklingenden Worten und Botschaften und Aufrufen. Was uns in dieser Situation – und zwar in ganz Europa – aber not tut, ist eine wirkliche Umkehr von unseren eigenwilligen Wegen, eine Abkehr von Egoismus, Machtstreben und Gewissenlosigkeit.

In der Botschaft des Evangeliums sehe ich die einzige Möglichkeit zur Rettung der Welt; diese Botschaft schenkt uns eine lebendige Hoffnung und eröffnet uns eine neue Dimension der Wirklichkeit, nämlich die Wirklichkeit Gottes, die die schrecklichen Realitäten dieser Welt übertrifft und überwindet. Sie führt uns in eine Freiheit, die allein in Gott zu finden ist.

NIEDERLAGE UND BEFREIUNG ERLEBNISSE IN VERWORRENER ZEIT

Berthold Beitz

Die durch die runden Jahreszahlen hervorgerufene Erinnerung an das Kriegsende hat prominente Redner und Schreiber zu sehr grundsätzlichen Erörterungen angeregt. Vor allem wird immer wieder über den Doppelcharakter nachgedacht, den das Kriegsende für uns Deutsche hatte: Es bedeutete zugleich Niederlage und Befreiung. Zweifellos, so haben auch wir, die wir das Kriegsende unmittelbar erlebt haben, die Vorgänge empfunden. Aber wir konnten die Ereignisse damals nicht in diesen allgemeinen Kategorien analysieren. Der unmittelbare Druck des Erlebens und die Not des Alltags liessen keinen Raum für distanzierende Reflexion. So sind die Erinnerungen an die konkreten Vorgänge auch deutlich zu trennen von den Überlegungen, die im Abstand der Jahre in der Ruhe des Nachdenkens erfolgt sind. Ich will versuchen, über einige Alltagserlebnisse zu berichten, die für mein weiteres Leben bestimmend geblieben sind und die ich für symptomatisch für die damalige Zeit halte.

In den Stürmen der Kriegszeit und in den Wirren nach dem Ende des Krieges hiess es, stets geistesgegenwärtig zu sein. Nur so konnte man die unterschiedlichen Situationen meistern, in die man geriet. Damit diese Geistesgegenwart aber nicht zu einem gewissenlosen «Sich-durchgaunern» verführte, musste sie verankert sein in innerer Unabhängigkeit und Freiheit, die einen Menschen dazu befähigen, das Richtige zu tun. Denn es war eine verkehrte Welt damals, eine Welt, die aus

den Fugen geraten war, eine Welt, in der Werte wie Anstand und Rücksicht ausser Kraft gesetzt schienen. Umso mehr kam es auf eine gehörige Portion Lebensklugheit, auf Menschenkenntnis und Urteilskraft an; und wenn es in den Turbulenzen jener Jahre wieder einmal brenzlich wurde, war auch schon mal eine Finte nicht zu vermeiden.

Bei der Pommerschen Bank in Stralsund hatte ich das Bankfach gelernt, und ich ging anschliessend zur Shell nach Hamburg. Was meine Stellung beim Militär betraf, war ich im Frühjahr 1939 Feldwebel der Reserve und Offiziersanwärter geworden. Beides zusammen hatte zur Folge, dass ich siebenundzwanzigjährig nach der Besetzung Polens in das dann sogenannte «Generalgouvernement Polen» geschickt wurde, um mit fünf deutschen Erdölfirmer die dortige Ölförderung zu organisieren.

Ich hatte mich um den Offiziersrang beworben. Dies war nicht etwa geschehen, weil die Stellung eines Offiziers mein Traumziel gewesen wäre. Nur brauchte derjenige, der als Soldat die dafür nötige achtwöchige Übung absolvierte, nicht in die SA oder SS einzutreten. Und eben das wollte ich vermeiden, wie ich es auch vermieden hatte, Mitglied der NSDAP zu werden. Allerdings wurden keine Offiziersstellen frei, und man stellte mich für die Tätigkeit auf den Ölfeldern «uk», unabhömmlich. Ich war dann ab 1941 der kaufmännische Leiter der Ölfelder von Boryslaw, südlich von Lemberg.

Als im Jahr 1944 die Rote Armee über die polnischen Grenzen vorrückte, wurden die Ölfelder von uns geräumt. Daraufhin hat man mich im März oder April desselben Jahres zum Dienst mit der Waffe eingezogen. Ich kam nach Berlin, genauer gesagt, nach Spandau. Ich hatte ja nun gesehen, was sich in Polen ereignete und wusste um das stete Vorücken der Sowjets nach Westen. Daher stand für mich bereits zu jenem Zeitpunkt fest, dass der Krieg verloren war. Ich war froh, die ganze Zeit den Rang eines Feldwebels behalten zu haben, und ich woll-

te nun auf keinen Fall mehr Offizier werden. Was konnte ich tun? Ein Freund von mir, der bei der zuständigen Wehrmachtsstelle arbeitete, half auf ebenso einfache wie wirkungsvolle Art und Weise. Meine Unterlagen gerieten «irrtümlich» in die falsche Ablage und waren damit nicht mehr auffindbar. So war ich dann bei Kriegsende 1945 noch genauso Feldweibel wie zu Kriegsbeginn 1939.

Kurz vor Weihnachten 1944 bin ich mit einer Kompanie von Berlin in Richtung Posen abkommandiert worden. Die Kompanie bestand aus lauter fünfzehn- und sechzehnjährigen Jungen. Es handelte sich also um eine jener zahlreichen sinnlosen Unternehmungen in der Endphase des Krieges. Wir wurden in Waggons transportiert. Nachdem man uns unterwegs ausgeladen hatte, ist in einem kleinen Dorf an der polnischen Grenze namens Tirschtiegel etwas geschehen, das ich nicht vergessen habe. Diese Episode ist mir deswegen im Gedächtnis haften geblieben, weil sie exemplarisch zeigt, dass richtiges Handeln nicht im sturen Befolgen von Anordnungen bestehen kann, zumal wenn diese durch die dramatischen Umstände faktisch keinen Sinn mehr machen. Gerade in den Wirren der letzten Kriegsmonate konnte man sich nicht allein auf Vorschriften verlassen, da war jenes Quantum Urteilskraft überlebensnotwendig geworden, das man gemeinhin gesunden Menschenverstand nennt.

Ich ging also in jenem Ort zu einem Schlachterladen, um für meine Leute nach Fleisch und Wurst zu fragen. Da wir aber keine Fleischmarken hatten, haben wir vom Schlachter nichts bekommen. Dieser Mann meinte, ohne Marken etwas herauszugeben, sei gegen das Gesetz, und man würde ihn womöglich deshalb bestrafen. Dass die Front in unmittelbarer Nähe verlief und die sowjetischen Truppen ihm sicherlich keine Fleischmarken vorlegen würden, kümmerte ihn überhaupt nicht. Es war einfach nichts zu machen. Der Schlachter blieb stur, und wir bekamen tatsächlich keinen Bissen und mussten hungrig

in unsere Stellung einrücken. In der Nacht kam es prompt zu einem Gefecht mit den Sowjets, bei dem einige meiner Leute ihr Leben gelassen haben. Als wir nun am nächsten Morgen wieder am Schlachterladen vorbeimarschierten, trafen wir den Schlachter und seine Frau beim Zusammenpacken. Jetzt waren beide in Tränen aufgelöst und boten uns an, zu nehmen, was wir nur wollten. Wir haben ein halbes Schwein mitgenommen und genügend Wurst, um uns endlich satt essen zu können.

Uns hatte die links und rechts durchbrechende Rote Armee sehr bald in der Zange. Kinder standen mit Koffern auf der Strasse und warteten. Ihre Betreuer hatten sie einfach allein gelassen. Ich sagte zu den Kindern, sie sollten bloss loslaufen, immer in Richtung Westen. Und dann hatten uns die Russen in einem Dorf umzingelt. Meine Kompanie bestand mittlerweile neben den Jungen auch aus Männern, die um die fünfzig Jahre alt waren. Diese Männer hatten sich völlig aufgegeben und wollten lieber in Gefangenschaft gehen, als noch irgendetwas zu wagen. Mir aber war klar, dass niemand aus dieser Gefangenschaft wiederkäme. Also ging ich das Wagnis ein und sprang zusammen mit einem Kameraden über einen ziemlich hohen Zaun. Dieser Sprung war geradezu olympiareif. Dann sind wir losgelaufen. Die Russen haben mit Leuchtkugeln geschossen und versuchten, uns wieder gefangenzunehmen. Wir erreichten aber glücklicherweise den nächsten Wald. Sieben Tage und sieben Nächte war ich mit meinem Kameraden unterwegs; tagsüber versteckten wir uns in Heuhaufen und nachts ging es wieder weiter, immer Richtung Westen. Irgendwann trennten sich unsere Wege, von da an lief ich allein gen Westen – mit knurrendem Magen, ohne Mantel, nur mit Hose und Jacke bekleidet – und das alles im Winter. Zu einer leichten Verwundung kamen jetzt auch noch Erfrierungen, doch in einem Gehöft nahe der Oder konnte ich mir Sachen zum Anziehen nehmen. Auf dem Hof gab es keinen Menschen mehr, nur die Kühe brüllten vor Schmerz, weil sie nicht gemolken wurden,

und die vor Hunger quiekenden Schweine standen noch in ihren Ställen. Am gegenüberliegenden Ufer der Oder befand sich das Regiment «Gross-Deutschland». Ich bin über die zugefrorene Oder auf die andere Seite gekrochen. Dort wurde ich ins Lazarett Guben gebracht, kam als Verwundeter noch mit dem letzten Zug nach Berlin und von dort aus in meine Heimat Pommern, ins Lazarett Greifswald.

Nach meiner Genesungszeit wurde ich zu einem neuen Sturmregiment versetzt, das in der Nähe von Potsdam stationiert war. Wir hatten uns an der Rundumverteidigung Berlins zu beteiligen – ein hoffnungsloses Unternehmen. Ein bayerischer Regimentskommandeur verlor den Rest meines Regiments in einen Zug nach Bayern und rettete uns so aus dieser prekären Lage. Wir sind dann mit dem Zug nach Forchheim in Bayern gekommen. Ausser unseren Maschinengewehren hatten wir keine weiteren Waffen mehr.

Die Wehrmacht war in Auflösung begriffen. Als Soldat hatte man gelernt, Befehle auszuführen, das war klar. Aber in den immer chaotischer werdenden Verhältnissen schienen die Bewertungsmaßstäbe nicht mehr zu stimmen. Was war Recht und was Unrecht? Das Fundament jeder Armee, das Prinzip von Befehl und Gehorsam, war brüchig geworden. Dies war nicht ungefährlich, zumal die ständige Nervenanspannung leicht zur Eskalation führen konnte. Diese Ausnahmesituation allein durch Festhalten an der militärischen Ordnung bewältigen zu wollen, musste misslingen. So erinnere ich mich an ein Ereignis in der Nähe von Forchheim, bei dem es fast zu einer Katastrophe gekommen wäre.

Am 15. April 1945, kurz vor Kriegsende, als die Amerikaner schon fast ganz Bayern besetzt hatten, stand ich unweit von Forchheim bei schönstem Wetter auf einer Brücke. Wir kamen von einem Nachteinsatz zurück. Sechs oder sieben Mann waren noch bei mir. Plötzlich kam

ein Wagen vorgefahren, dem vier Männer entstiegen, ein Oberst, ein Oberleutnant, ein Unteroffizier und der Fahrer. Ich ging auf sie zu und machte Meldung: «Feldwebel Beitz, zwölfte Kompanie, vom Feindeinsatz zurück!» Der Oberst wirkte völlig kalt. Er trug das «Deutsche Kreuz» in Gold auf der Brust. Er erwiderte auf meine Meldung nur: «Sie haben sich ohne Befehl vom Feind gelöst! Ich stelle Sie vors Kriegsgericht.» Der Mann hätte uns auf der Stelle erschiessen lassen können. Ich konnte kein Wort herausbringen. Neben mir stand ein Unteroffizier aus meiner Kompanie, ein ehemaliger pommerscher Schmiedegeselle. Er drückte die Sicherung seiner Maschinenpistole weg, stiess mich an und meinte ruhig und gelassen: «Soll ich sie umlegen?» Das nun verschlug dem Oberst die Sprache. Er machte kehrt, stieg mit seiner Begleitung ins Auto, und sie fuhren ab. – Diese Geistesgegenwart des mehrfach ausgezeichneten Kompanietruppführers hatte uns vor der lebensgefährlichen Borniertheit des Oberst gerettet, der auch in dieser Situation nichts ausser der Militärordnung gelten liess. Der Krieg war für mich an diesem 15. April zu Ende. Ich sagte zu meinen Leuten: «Nun ist Schluss!»

Der Unteroffizier ist daraufhin mit mir noch bis nach Thüringen gezogen. Wir mussten uns jetzt sehr vorsehen, dass die vorrückenden Amerikaner uns nicht gefangennahmen. In einem Dorf konnten wir unsere Uniformen gegen Zivilkleidung tauschen. Wir haben auch gut gegessen und geschlafen. Morgens aber hörten wir plötzlich die amerikanischen Panzer und sind schleunigst in ein nahes Wäldchen gerannt. Nach einer gewissen Strecke zu zweit trennten sich unsere Wege, und ich habe den Pommern später leider niemals wiedergesehen.

Auf meinem Weg haben mich schliesslich doch noch amerikanische Soldaten aufgegriffen. Sie fragten gleich: «SS?» Hätte ich in dieser Situation erklärt, wer ich war und was ich gemacht hatte, wäre es mir schlecht ergangen. Ein Deutscher, der im Krieg in Polen war, das war

übel! Die Kriegsgefangenschaft wäre mir sicher gewesen. So sagte ich auf Plattdeutsch zu dem Amerikaner: «Nein, Holländer», und zeigte ihm einen Ausweis von der Shell, auf dessen Vorderseite die Muschel aufgedruckt war und in dem sich mein Passbild befand. Ich durfte weiterziehen.

In Weimar traf ich den Landrat Dr. Dreikorn, der mir von der Shell her bekannt war. Er sagte mir, die Sowjets kämen in die Stadt. Ich wollte ihm das nicht glauben. Aber er bestand darauf, dass ich Weimar verliess. Zu diesem Zweck gab er mir einen kleinen grünen Ausweis, in dem stand: «To travel from Weimar to Hamburg and return: To attend the conference on gasoline and oil.» Damit war ich beauftragt, für Weimar in Hamburg Öl zu besorgen. Dieser kleine Ausweis hat mich sicher durch alle amerikanischen Kontrollen geschleust – erst nach Lüneburg, dann schliesslich nach Hamburg. Im Juni 1945 stand ich in kurzen Hosen und Sepplhemd auf dem Jungfernstieg. Bald darauf kam ein Aufruf, alle Soldaten hätten sich an der Kunsthalle beim Bahnhof einzufinden. Diesem Aufruf bin ich natürlich nicht nachgekommen.

Und das Glück blieb mir treu: Ich traf plötzlich auf der Strasse meine Sekretärin aus der Zeit in Polen, Eva Döring. Weil ihre Mutter Schottin war, besass sie einen Doppelpass. Sie meinte nun, etwas für mich «organisieren» zu können. Die Briten benötigten für das Zonenamt in Hamburg einen Mann für das Versicherungswesen. Ich hatte mich allerdings niemals mit Versicherungen beschäftigt. Dennoch bin ich zu einem Gespräch mit dem Finanzoffizier Major Johns gegangen. Frau Döring hatte ihm so von mir berichtet, dass er ganz offensichtlich mich für diese Stellung wollte. Da habe ich zugepackt und bin auf diese Weise Verwaltungschef des Zonenamtes für Versicherungen in der britischen Zone geworden. Mit einer britischen Maschine flog ich nach Berlin und habe dort am Ludwig-Kirch-Platz Beamte des ehemaligen

Reichsaufsichtsamt für Versicherungen für das Zonenamt in Hamburg engagiert. Notwendig dazu war die Entnazifizierung mit Einstufung in Gruppe 5: «völlig unbelastet». Das konnte ich durchsetzen.

Die ganz grosse Weichenstellung nach dem Krieg hat sich für mich später ereignet. In Essen bin ich Herrn Alfried Krupp von Bohlen und Halbach begegnet. Nach einigen weiteren Zusammenkünften verabredeten wir uns im Hotel «Vierjahreszeiten» in Hamburg. Da hat er mich gefragt, ob ich nicht für ihn arbeiten wolle. Das Ruhrgebiet war mir zwar völlig unbekannt, doch ich bin nach Essen gegangen.

Der Mut zum Zugreifen war nach dem Ende des Krieges ganz besonders notwendig. Hatte während des Krieges in aller Härte gegolten, das Leben nicht zu verlieren, so galt nach dem Krieg, dass dieses Leben gestaltet werden musste. Dabei standen zunächst ganz konkrete Ziele wie die Versorgung der Familie, das Besorgen von Nahrung, Kleidung und einer Wohnung im Vordergrund. Meine Frau und meine Tochter waren glücklicherweise im Oktober 1945 aus Greifswald nach Hamburg gekommen. Später holte ich meine Eltern nach, die zunächst ihre pommersche Heimat nicht verlassen wollten.

Zur theoretischen Erörterung der Zukunft unseres Landes liess der Alltag kaum Zeit, und wir wollten vor allem jene Dinge in Bewegung setzen, die Deutschland überhaupt erst eine Zukunft ermöglichen. Auf Trümmern und mit hungernden, frierenden, schlecht gekleideten Menschen hätte sich auf Dauer keine lebensfähige Demokratie aufbauen lassen.

Was im Krieg und in der Nachkriegszeit einfach unerlässlich war, das ist es im Grunde genommen immer, auch heute: innere Unabhängigkeit und Freiheit. Ein Mensch, der über diese Charaktereigenschaften verfügt und sie pflegt, kann gar nicht umhin, das dem Menschsein Gemässe zu tun und somit recht zu handeln. Als ich während des Krieges sah, wie in Polen Juden abtransportiert und erschossen wurden,

war es mir eine Selbstverständlichkeit, so vielen wie nur möglich beim Entkommen zu helfen. Und für meine Frau war es ebenfalls eine Selbstverständlichkeit, jüdischen Kindern beizustehen. Darauf stand die Todesstrafe.

Innere Unabhängigkeit und Freiheit öffnen dem Menschen die Augen für jene unumstössliche Wahrheit, dass das Humane das Selbstverständliche ist. Hätte ich vor einem halben Jahrhundert nicht darum gewusst, wäre ich gestrauchelt.



«Trümmerfrauen» bei der Arbeit.

HALBES KIND IN UNIFORM

Claus Berke

Am 18. Februar 1943, nach dem Fall Stalingrads, hatte Goebbels in einer fanatischen Rede im Berliner Sportpalast den «totalen Krieg» ausgerufen. Noch im selben Monat waren die Schüler der Jahrgänge 1926 und 1927 zur Flak eingezogen worden, um – wie es hiess – 100'000 Soldaten für den Kampfeinsatz an der Front freizumachen. Schon 10 Monate später kam mein Jahrgang (1928) an die Reihe. Mein Vater war seit Kriegsbeginn Soldat, unsere Düsseldorfer Wohnung bei dem ersten der beiden schweren Luftangriffe des Jahres 1943 zerstört worden. Meine Mutter hatte mit ihren drei Kindern in der Nähe von Opladen Unterkunft gefunden. Hier erreichte mich – gerade 15½ Jahre alt und noch lange nicht ausgewachsen – im Dezember 1943 der «Heranziehungsbescheid». Bei der Musterung wurde ich für tauglich befunden. Auch die vorgesehene Mindestgrösse von 1,58 m überragte ich um 2 cm.

So rückte ich mit etwa 25 Klassenkameraden in die nördlich des Düsseldorfer Flughafens liegende Doppelbatterie ein. Diese hatte vor allem die Aufgabe, mit zwölf 8,8 cm-Geschützen den Flughafen mit seinen Nachtjägern und die umliegende Industrie zu schützen. Da ich schwächlich schien, kam ich an das Funkmessgerät – heute würde man Radargerät sagen. Wir schliefen zu neunt in Baracken. Im Winter war es ziemlich kalt. Morgens musste manchmal als erstes das gefrorene Waschwasser aufgetaut werden. Dafür konnte man es im Sommer auch nachts vor Hitze kaum aushalten. Die Verpflegung war einfach:

Malzkaffee, Margarine, Kunsthonig, Kommissbrot, am Abend ein Stück Wurst dazu, mittags viel Kartoffeln und Gemüse, seltener Fleisch, häufig Eintopf. Aber wir wurden satt, zumal es regelmässig Freßpakete von Zuhause gab.

Der normale Tag begann um 6.30 Uhr, indem der Unteroffizier vom Dienst uns, «Aufstehen» brüllend, aus den Betten holte. Um 7.30 Uhr Morgenappell mit der obligatorischen Propagandarede des Batteriechefs. Ab 8.00 Uhr drei Stunden Schulunterricht durch einen reaktivierten Altphilologen in der Kantinenbaracke. Anschliessend – unterbrochen nur von einer kurzen Essenspause, in der auch die offiziellen Radiomeldungen gehört wurden – Gefechtsübungen, Geräte- und Geschützpflege sowie «Körperertüchtigung», auch «Schleifen» genannt. Schulaufgaben sollten am späteren Nachmittag erledigt werden.

Ein solcher Tagesablauf setzte voraus, dass nachts keine feindlichen Flugzeuge «zu Besuch gekommen» waren. Luftwaffenhelfer sollten sechs Stunden ununterbrochen schlafen. Deshalb begann der Unterricht oft erst später. Manchmal fiel er auch völlig aus. In Düsseldorf wurden die Schulen im Oktober 1944 geschlossen. Bei uns in der Stellung hörte der Unterricht Anfang 1945 auf.

An der Zusammensetzung der Bedienungsmannschaften unserer Doppelbatterie konnte man ablesen, in welchem verzweifeltem Zustand sich die deutsche Wehrmacht schon Anfang 1944 befand. Ein Leutnant war Batteriechef, ein weiterer Offizier sein Stellvertreter. Die Verwaltung oblag dem Hauptwachtmeister, auch «Spiess» genannt. Der Geschützstaffel und der Messstaffel standen Wachtmeister vor. Unteroffiziere oder Obergefreite kommandierten die einzelnen Geschütze und technischen Geräte. Dann gab es an den Geschützen noch die Ladekanoniere und für das Schleppen der Munition sowjetische Kriegsgefangene, unsere «Iwans». Alle anderen Funktionen in der Batterie

wurden von den Luftwaffenhelfern wahrgenommen, speziell betreut von einem sogenannten «Fahnenjunker»-Unteroffizier (Offiziersanwärter mit Abitur). Auch unsere Schwesterbatterie wurde nicht mehr von Flaksoldaten, sondern von Angehörigen des Reichsarbeitsdienstes betrieben, 17-18jährigen Männern, die eigentlich ein halbes Jahr lang durch schwere körperliche Arbeit auf den Wehrdienst hätten vorbereitet werden sollen. Eine Zeitlang lag neben der Doppelbatterie noch eine Scheinwerferstaffel, wo zur Freude der Soldaten junge Mädchen dienten. Sie hatten sich für diesen Einsatz anstelle anderer Dienstverpflichtungen entschieden.

Geschossen haben wir nur selten. Die Bomberströme kamen meist bei dichter Bewölkung oder im Dunkeln, und die deutschen Funkmessgeräte konnten sie kaum noch erfassen, seit der Gegner ihre elektromagnetischen Wellen durch grosse Mengen von Metallfolien und Störsender ablenkte. Wir hätten noch Sperrfeuer schiessen können. Das aber war schon 1944 wegen Munitionsmangels nur erlaubt, wenn die jeweilige Stadt Ziel des Angriffs war.

Bis zur Invasion gab es etwa drei- bis viermal in der Woche Fliegeralarm. Nachts kamen die Briten. Ihre Bomberverbände flogen meist an Düsseldorf vorbei tiefer ins Reich. Nur Einzelmaschinen («Mosquitos») warfen aus für uns unerreichbarer Höhe Bomben auf den Flughafen. Manchmal trafen sie auch unsere Stellung. Einmal flog ein Munitionsbunker unter unheimlichem Getöse und Geblitze in die Luft. Gefährlicher waren die Amerikaner: Sie griffen mehrfach täglich unseren Flughafen mit Bombenteppichen an, einer ging versehentlich in unsere Stellung. Als wir uns aus der «vollen Deckung» wieder aufrappelten, stand fast keine Baracke mehr. Die «Russenbaracke» hatte einen Volltreffer erhalten. Zehn unserer «Iwans» waren sofort tot. Ein Soldat erlag bald seinen Verletzungen, viele Verwundete kamen ins Lazarett.

Als sich im August 1944 die Front der deutschen Westgrenze näherte, steigerten die Alliierten den Luftkrieg. Am schlimmsten war für uns am 2. November 1944 ein Nachtangriff von 1'000 britischen Bombern auf den Norden Düsseldorfs. 150'000 Brandbomben und 6'000 Sprengbomben entfachten einen Feuersturm, der unsere Stellung hell erleuchtete. An die 700 Menschen kamen sofort ums Leben. Tausende wurden verletzt. Auch unsere Doppelbatterie wurde durch viele Einschläge schwer mitgenommen. Wie durch ein Wunder gab es keine Toten.

Je verzweifelter die militärische Lage an den Fronten und über dem Reich wurde, desto intensiver trommelte die Durchhaltepropaganda auf uns ein: Die vom Feind geforderte bedingungslose Kapitulation, der Morgenthau-Plan zur Vernichtung der deutschen Industrie, die «Terrorangriffe» auf deutsche Städte, Morde und Vergewaltigungen der sowjetischen Truppen an der deutschen Bevölkerung – das alles bewiese, dass nur Adolf Hitler und der Endsieg Deutschland vor dem Untergang retten könnten. Hierfür wurden weitere Wunderwaffen geheimnisvoll angekündigt, gegen die die VI- und V2-Raketen Kinderspielzeuge seien. Gleichzeitig erhöhten die Vorgesetzten den psychischen Druck. Jede «defätistische» Äusserung wurde gemassregelt. Immer häufiger hörten wir die Drohung mit dem «Kriegsgericht». Ein Unteroffizier wurde wegen des Erzählens von «Führerwitzen» zu einer «Bewährungskompanie» an die Front versetzt. Auch Luftwaffenhelfer mussten «zur Aufrechterhaltung der Disziplin» in den Arrest. Selbständiges, geschweige denn kritisches Denken hatten wir nicht gelernt, Übersicht hatten wir auch keine.

So herrschte ein Gemisch aus Hoffnungslosigkeit, Angst und Stumpfsinn in der Stellung. Mit einem an Apathie grenzenden Gleichmut machten wir einfach weiter und genossen die kleinen Freuden des Luftwaffenhelfer-Alltags: heil überstandene Fliegeralarme, Pakete von

der Mutter, freie Nachmittage mit einem Vollbad im nahegelegenen Krankenhaus, einige Zeit im Lazarett wegen merkwürdigen Hautauschlags (gewöhnlich «Krätze» genannt). Wichtig waren abendliche Treffen in der Kantine, wo einer von uns auf einem alten Klavier «Swing» zum Besten gab, an sich verboten, aber stillschweigend vom Batteriechef geduldet

Anfang März 1945 eroberten die Amerikaner die linke Rheinseite. Unsere Stellung erhielt die ersten Artillerietreffer. In einer Nacht- und Nebelaktion und im Wesentlichen mit Pferde- und Menschenkraft wurde die Batterie an den östlichen Stadtrand von Düsseldorf verlegt. Die Kanonen sollten dort gegen Panzer eingesetzt werden. Unser Funkmessgerät war überflüssig geworden. Stattdessen bekamen wir tschechische 2 cm-Flak-Geschütze. Mit ihnen sollten wir unter Anleitung von Geschützführern, die mit uns unterwegs waren, feindliche Tiefflieger bekämpfen. Die waren jetzt fast ständig in der Luft, bevorzugten aber die ungefährlichere Jagd auf einzelne Fahrzeuge und Menschen. Nur einmal kam es zu einem Duell zwischen ihnen und uns. Die Flugzeuge entkamen, aber unter der Besatzung eines Nachbargeschützes hatten sie ein Blutbad angerichtet.

Mitte März hatten die Alliierten das Gebiet zwischen Ruhr, Rhein und Sieg eingekesselt und rückten langsam von Osten her vor. Generalfeldmarschall Model, dem der Ruf eines rücksichtslosen, aber sehr erfolgreichen Truppenführers vorausging, hatte das Kommando übernommen und begann, eine Abwehrschlacht zu organisieren. Die Waffen-SS stellte neue Verbände auf und zeigte grosses Interesse an den Luftwaffen Helfern. Dieses Interesse beruhte nicht auf Gegenseitigkeit. Schnell wurden wir in der Stellung zu Soldaten der Luftwaffe gemacht, mit feierlicher Vereidigung auf «Führer, Volk und Vaterland». Anschliessend gab es statt unserer Uniform, die der der Hitlerjugend ähnelte, echte Soldatenkleidung.

Mitte April – die Amerikaner standen nur noch wenige Kilometer östlich von uns – erschien überraschend der Feldmarschall in der Stellung. Er pries den heldenhaften Einsatz der Soldaten gegen eine gigantische Übermacht und verlieh einige Eiserner Kreuze. Von seinen Worten erinnere ich mich noch immer an den letzten Satz: «Vergesst nicht, dass hinter den schwärzesten Wolken die Sonne scheint!» Bald darauf erschoss er sich in einem Wald nördlich von Düsseldorf.

Etwa zur selben Zeit wurden ein älterer Stabsgefreiter und ich auf einen «vorgesobenen Beobachterposten» in Richtung Mettmann geschickt. Wir verstanden, dass von uns keine Nachrichten über feindliche Truppenbewegungen mehr erwartet wurden und machten uns mit dem Ziel auf den Weg, zu meiner Mutter in die Nähe von Opladen zu gelangen. Weil wir keine überörtliche Karte hatten, konnten wir uns nur an der Autobahn Ruhrgebiet-Frankfurt orientieren. Dabei war Vorsicht geboten. Denn Goebbels hatte den Partisanenkrieg gegen die alliierten Besatzer ausgerufen, vor allem sollten die unauffälligen, noch nicht wehrfähigen Jugendlichen, «Werwölfe» genannt, eingesetzt werden. Als erste «Heldentat» bejubelte die NS-Propaganda die Ermordung des von der Besatzungsmacht ernannten Oberbürgermeisters von Aachen. Es gab Gerüchte, dass die Amerikaner seitdem Jagd auf jeden Halbwüchsigen machten.

Die Luft über der Autobahn dröhnte von Motorgeräuschen. Auf beiden Fahrbahnen bewegten sich unzählige Panzer, gepanzerte Fahrzeuge, Kanonen, Last- und Personenautos (die «Jeeps»). Auf und neben den Fahrzeugen khaki-gekleidete Soldaten. Dazwischen auf dem Mittelstreifen ein langer Zug deutscher Gefangener. Schon waren wir entdeckt: «Hands up!» und Trennung. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich schwarzhäutige Menschen leibhaftig aus der Nähe. Das halbe Kind in Uniform schien ihnen zu gefallen. Sie setzten mich auf den Kühler ihres Jeeps und drückten mir ein Megaphon in die Hand.

Über das hatte ich den Gefangenen im Vorbeifahren immer wieder bekanntzugeben, dass jede Bewegung ausserhalb der Autobahnmitte verboten sei und auf Zuwiderhandelnde sofort scharf geschossen würde.

Die schwarzen Soldaten behandelten mich auf dem Kühler ihres Jeeps als eine Art Maskottchen. Am Ende des Tages lieferten sie mich dann aber doch bei einer Sammelstelle in der Nähe von Gummersbach ab. Dort wurden die Gefangenen am nächsten Morgen in grossen offenen Lastwagen auf engstem Raum zusammengepfertcht und über eine Behelfsbrücke auf die andere Rheinseite gebracht, wo sich eine unendliche Schlange gleich beladener Fahrzeuge langsam vorwärts bewegte. Ziel war eine riesige Wiese zwischen Eisenbahn und Rhein (3,00 x 0,8 km, wie ich später erfuhr), von einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben und mit Wachtürmen bestückt. Drinnen wimmelte es von Menschen. Am Tor wurden wir zunächst Mann für Mann mit Pulverspritzen entlaust. Dabei wechselten die letzten Armbanduhren ihren Besitzer. Auch suchten die Amerikaner gezielt nach Blutgruppen-Tätowierungen unter dem Arm, wie sie bei der Waffen-SS üblich waren. Die SS-Männer wurden ausgesondert, alle anderen ins Lager getrieben. «Prisoner Of War Temporary Enclosure All Remagen». So hiess das Lager. Es war in etwa 15 Untereinheiten («Cages») gegliedert. In einem Cage lagerten etwa 10'000 Männer. Zur Zeit meiner Einlieferung sollen über 170'000 Kriegsgefangene in Remagen gewesen sein.

Unser Cage füllte sich schnell. Bald wurden die Offiziere verlegt. Aus den Reihen der Unteroffiziere ernannten die Amerikaner Führer und Unterführer für jeweils 100 bzw. 10 Gefangene.

Ich hatte Glück: Ich besass eine vollständige Uniform mit Stiefeln und Skimütze, ausserdem eine regenabweisende Tarnjacke. Besser noch waren die Kameraden mit Zeltplanen dran. Denn schon bald begann es zu regnen, dauerhaft, wie im Frühjahr im Rheinland üblich. Un-

sere Erdlöcher – mit Hilfe von leeren Konservendosen gegraben, zunächst um die Beine hängen lassen zu können, dann tiefer, um uns gegen den Wind zu schützen – liefen schnell voll Wasser. Bald konnte sich niemand mehr hinlegen. So standen oder sassen wir eng aneinandergelehnt über viele Stunden, bis auf die Haut durchnässt. Manchem gelang es sogar, im Stehen zu schlafen.

Einmal am leig verteilte der Unteroffizier die Verpflegung, jämmerliche Portionen: für 10 Leute ein halber Laib Brot, dazu eine Dose mit Gemüse und Fleisch, Trockenobst und Kekse, manchmal Milch- und Kaffeepulver. Alles wurde auf das Sorgfältigste zugeteilt, Erbsen, Rosinen und Pflaumen etwa Stück für Stück. Beinahe schlimmer noch als der Hunger war der Durst. Für eine Konservendose schrecklich gechlorten Trinkwassers musste man stundenlang anstehen. Oft waren die Tanks leer, wenn man endlich an der Reihe war.

Unbeschreiblich die hygienischen Verhältnisse. Am Kopfende hatten Arbeitskolonnen Gräben ausgehoben, vor denen Querbalken eingerammt waren, weniger zum Sitzen als gegen das Hineinfallen. Unendliche Mengen von Chlorkalk wurden gestreut. Fast jeden Tag wurde entlaust. Täglich starben Gefangene, meist nachts, an der Ruhr, an Lungenentzündung oder auch schlicht an totaler Erschöpfung. Vor allem ältere Soldaten hatten nach jahrelangen Strapazen an der Front keine Kraft mehr, um Hunger und Durst, Kälte und Regen zu widerstehen. Ich bekam nach einiger Zeit vom Hunger dick geschwollene Beine, meine Stiefel waren wie angewachsen. Ansonsten hatte ich dank meiner jugendlich-gesunden Konstitution nicht einmal eine Erkältung.

Die Amerikaner kümmerten sich wenig um ihre Gefangenen. Sie bewachten mit dem Gewehr im Anschlag das – nachts taghell beleuchtete – Lager von den Türmen und den patrouillierenden Jeeps aus, mieden im Übrigen aber den Kontakt. Von den Verhältnissen ausserhalb

des Lagers erfuhren wir so gut wie nichts. Ich versuchte, meine geringen Englischkenntnisse aufzubessern, lernte jedes englisch bedruckte Papier auswendig, zum Beispiel die Aufschriften auf den Verpflegungsdosen. Ich fiel dem als Dolmetscher tätigen Kameraden durch viele Fragen auf die Nerven.

Etwa drei Wochen nach der Einlieferung wurde unser Cage in Marsch gesetzt. Es ging über die Ahr nur einige Kilometer nach Süden, wo uns das Freilager Sinzig in Empfang nahm, ein ähnliches Monstrum wie Remagen, mit über 100'000 Gefangenen. Während des Marsches waren unsere Bewacher seltsam aufgeräumt. Schon in der Nacht hatten wir eine Schiesserei gehört, anders als die einzelnen Luftschüsse, mit denen dann und wann Gefangene vom Zaun ins Lager zurückgetrieben wurden. Kurz vor Sinzig erfuhren wir durch einen Lautsprecher den Grund: Am Abend zuvor hatte das Deutsche Reich bedingungslos kapituliert.

In Sinzig begannen sich die Verhältnisse nach einiger Zeit zu bessern, vor allem die hygienischen. Trinkwasser war bald jederzeit verfügbar. Satt wurden wir zwar immer noch nicht, aber satter. Ausserdem besserte sich das Wetter. Es regnete seltener und war nachts nicht mehr so bitterkalt.

Gegen Ende Mai wurden plötzlich alle Männer über 65 und unter 17 nach Koblenz-Lützel verfrachtet und, etwa 15-20 je Zimmer, in Häuser gesperrt, die von den Bewohnern geräumt werden mussten. Hier gab es zum ersten Mal warme Mahlzeiten, auch die Wasserversorgung funktionierte dann und wann, so dass Waschbedürfnis und Sauberkeit sich allmählich neu entwickeln konnten.

Ende Juni gingen Alte und Junge wieder auf die Reise, diesmal in geschlossenen Waggons. Der Zug stand mehr als er rollte. Es schien eine unendlich lange Zeit vergangen, als die Türen geöffnet wurden. Wieder sahen wir ein Lager. Auf den Wachtürmen Soldaten mit bunten

Baskenmützen und in Uniformen aus dickem Tuch. Sofort kamen Gerüchte auf: Polen, Tschechen, Russen, Franzosen? Gott sei Dank waren es Briten. Wir waren in Wickrathberg bei München-Gladbach gelandet.

Hier herrschte Ordnung: ein Platz im Zelt für jeden, Mahlzeiten aus einer Zentralküche, in der ich schon bald als Küchenjunge wirkte. Eine Freilichtbühne für bunte Nachmittage. Aber auch eine intensive Re-education: In Film und Fotos, Wort und Schrift wurden vor allem uns Jungen die Verbrechen des untergegangenen Reiches und seiner Führung in allen Einzelheiten und ohne Schonung vorgeführt. Bei mir begann sich eine neue Weitsicht zu formen: Das deutsche Volk war von einer verantwortungslosen Führung jahrelang belogen und betrogen worden. Wir, nicht die anderen hatten den Krieg angefangen. Uns selbst, nicht den anderen war vorzuwerfen, dass Deutschland zerstört und besetzt war. Aber schlimmer und viel länger als die materiellen Schäden – so ahnte ich – würden auf unserer Zukunft die unbegreiflichen Verbrechen lasten, die Landsleute an Millionen ihrer Mitmenschen begangen hatten. Mich bedrückte die Vorstellung, die Welt könnte aus diesem Völkermord – auf rassistischen Wahnideen beruhend, bürokratisch perfekt organisiert und fabrikmässig ins Werk gesetzt – auf eine moralische Minderwertigkeit aller Deutschen schließen.

Mitte Juli begannen die Entlassungen. Wir wurden nach Düsseldorf zum Hauptbahnhof gebracht. Hier erkämpfte ich mir nach vielen Stunden einen Platz auf dem Dach eines hoffnungslos überfüllten Zuges nach Opladen. Von dort zu Fuss weiter in Richtung Burscheid. Kurz vor der Ankunft kam mir mein 14jähriger Bruder entgegen: «Du hast nichts mehr anzuziehen. In der vorigen Woche sind wir von Fremdarbeitern überfallen worden. Sie haben alles mitgenommen.» Erst allmählich wurde die völlig verschlissene Uniform abgelöst durch Sachen, die ich von Nachbarn, Freunden und Verwandten geschenkt bekam.

Auch wenn es noch lange Zeit nicht genug zu essen gab, auch wenn wir während der kommenden Winter noch sehr frieren mussten, die Wohnung beengt war und eigentlich nichts richtig funktionierte: Die Familie war wieder zusammen, die Angst um das nackte Leben war vorbei, und schon bald liessen die westlichen Besatzungsmächte erkennen, dass die deutsche Jugend nicht alle Zukunftshoffnungen fahren lassen müsse.

Im Oktober 1945 ging es wieder zurück auf die Schulbank: Kriegsteilnehmer-Lehrgang. Ein Jahr später Abitur, gerade 18 Jahre alt und damit sogar so etwas wie ein Kriegsgewinnler. Arm an Kenntnissen, aber schon reich an Lebenserfahrung freute ich mich auf das neue Dasein in Freiheit. Die Erinnerung an die schlimmen 19 Monate verblasste überraschend schnell. Unbewusst aber werden sie mein späteres Verhalten, meine Einstellungen, Überzeugungen und Entscheidungen erheblich beeinflusst haben.



Bei Torgau an der Elbe treffen am 25. April 1945 vorgeschobene Teile der 1. US-Armee und der 5. Sowjet-Garde-Armee zusammen. Rotarmisten und GIs reichen sich auf der zerstörten Brücke von Torgau die Hände.

DAS LUSTGEFÜHL BEIM «SPRUNG» ÜBER DIE ELBE

Hans Blickensdörfer

Zum Krieg wird man beordert in der Gruppe. Ist er gewonnen, kehrt man siegreich heim; im anderen Fall marschieren wir gemeinsam in die Gefangenschaft, was den Eintritt ins zivile Leben erheblich verzögert oder gar verhindert. Nicht nur die Gräber von Stalingrad zeigen es. Ich habe dort auch kämpfen müssen und bin rausgekommen.

Aber als der Krieg ausging, bin ich ausgeschert aus der Gruppe. Das ist der erste und einzige Moment gewesen, wo es möglich war. Zuvor wäre man für Führer und Vaterland erschossen worden. Weil man kein Held gewesen wäre, sondern das Gegenteil von einem solchen.

Was ich im Mai 1945 gemacht habe, hat nichts mit Heldentat zu tun, sondern mit reinem Selbsterhaltungstrieb – aber auch mit einem Lustgefühl, das möglicherweise nicht begriffen wird von Leuten, die die nazistische Knute nicht oder viel zu spät begriffen.

Lustgefühl. Es gibt unendlich viele Sorten davon, und oft genug erlebt man es nicht ungestraft. Zwar ist mein Ausbruch aus der Wehrmacht absolut untypisch, und ich habe nach Kriegsende fast ein Jahr in einem französischen Gefängnis hinter mich bringen müssen, und das ist, nach dem Lustgefühl, das mir die Füße leicht gemacht hatte, eine schlimme Sache gewesen. Aber es hätte auch ein russisches Lager sein können, und das wäre viel schlimmer gewesen.

Der Ausbruch aus der Gruppe fand in den letzten Apriltagen des Jahres 1945 in Berlin statt, und man weiss, dass es auch die letzten Tage des «Führers» in seinem Staatsbunker waren. Der Russe stand schon in Köpenick, und in Spandau wurden Panzerfäuste für die Verteidigung der kaputten Reichshauptstadt verteilt. Das war ungefähr so, wie wenn man dir ein Messer in die Hand gibt, um Kanonen aufzuschlitzen.

Und das war gar nicht alles. Frankreichs grosser Philosoph René Descartes hat mich angefallen mit seinem «cogito ergo sum» – Ich denke, also bin ich. Aber ich kann nicht mehr sein, wenn ich jetzt noch einen einzigen idiotischen Befehl ausführe.

Und das Erkennen der unvermeidlichen Niederlage brachte dieses umwerfende Lustgefühl auf, das die Befehlshaber zu lächerlichen Marionetten werden liess. Die Stahlhelme der Feldgendarmerie wurden zu Nachttöpfen über Hohlköpfen.

Zwar haben sie im Westteil von Berlin, wo nur die Scheiben klirrten, wenn die Russen schossen, noch Landser aufgegabelt und hingehichtet, die den Weg nach Westen suchten, aber die nazistische Macht war durchlöchert genug für diesen Weg, und es hat zu den grössten Lustgefühlen meines Lebens gehört, ihn zu beschreiten.

Denn ihre Macht war hilflos eingebunkert wie ihr Führer. Man konnte sozusagen wieder Deutsch reden unter Leuten, die begriffen, dass das Pferd, auf das sie gesetzt hatten, am Boden lag. Im klandestinen Lastwagen, der nach Westen zur Elbe fuhr und in den ich mich gedrängt hatte, sass neben Soldaten, Zivilisten, Frauen und Kindern auch ein Major, der mit der Sache noch nicht fertig war und idiotische Durchhalteparolen ausgab. Von einer Verteidigungslinie an der Elbe sprach er, aber er kam in Nöte, als ihn eine Berlinerin mit umwerfender Kessheit fragte, ob er diesen Blödsinn mit Eisenhower abgesprochen habe.

Wir sind eine ganze Nacht auf Schleichwegen gefahren, weil niemand von uns wusste, ob die Russen Berlin schon so weit umgangen

hatten, dass vielleicht kein Korridor mehr offen war. Aber in Burg bei Magdeburg sind wir an die Elbe gekommen, und noch bevor der Morgen graute, habe ich im immer noch vorhandenen Lustgefühl zu diesem Major gesagt, dass er ein A...loch sei.

Für einen Obergefreiten der deutschen Wehrmacht, der ich war, hätte dies schwere Folgen nach sich ziehen müssen, aber der keinen Führer mehr hinter sich habende Major hat die Zeichen der Zeit begriffen. Er hat sich umgestellt. Und da ist er, bei Gott, nicht der einzige gewesen.

Denn an dieser grossen Schleife der Elbe hat sich eines der seltsamsten Heerlager der Kriegsgeschichte gebildet. Mehr als 10'000 Soldaten drängten sich am rechten Ufer und begriffen nicht, warum die Amerikaner am linken stehenblieben und nicht gewillt waren, sie als Kriegsgefangene zu übernehmen. Ein Dutzend Amerikaner, die per Boot übergesetzt waren, sorgten dafür, dass alle Waffen auf einen Haufen geschmissen wurden, machten aber den Fluss ganz kategorisch zur Grenze. Boote gab es nicht, und wer hinüberschwimmen wollte, bekam vom anderen Ufer Feuer. Und alle Anbiederungsversuche nützten nichts. Die Amis liessen Generalstabsoffiziere, die Uhren aus echtem Gold und «Deutsche Kreuze» aus falschem anboten, ebenso abblitzen wie Landser, die nichts anzubieten hatten. Es war eine späte und makabre Stunde unterschiedsloser Zusammengehörigkeit von Offizieren und Mannschaften. Einzige amerikanische Antwort: «You stay here and wait for the Russians!»

Und die Russen waren schon ganz nahe. Es konnte sich nur noch um Stunden handeln.

Und dann bin ich hellwach geworden durch einen Streit, den französische Kriegsgefangene mit einem amerikanischen Leutnant hatten. Auch sie waren vor den Russen geflüchtet, und der Grund war verständlich: die trieben alles, was Uniform trug, zusammen, und man

hatte von Franzosen gehört, die erst in Odessa als Gefangene der Deutschen identifiziert wurden.

Danach stand der Sinn der sechs Burschen in den Khaki-Uniformen, die mit dem Leutnant stritten, nun wirklich nicht. Aber erstens hatte der Mann seine Befehle, zweitens verstand er kein Französisch und drittens begriff er vermutlich gar nicht, dass ihn französische Kriegsgefangene mit begreiflicher Wut anbrüllten. Deshalb zog er sich auf seine Order zurück, und es fehlte nicht mehr viel zum Griff an die Pistole.

Das war der Moment, der mich schalten liess. Sprache musste her, Verständigung. Aber auch persönlicher Profit. Und in Sekunden-schnelle war der verrückteste aller Pläne geboren.

Ich gab einem der Meuterer einen Stoss in die Hüfte und zog ihn weg von der Gruppe: «Hör zu, ich weiss einen Weg. Ich kann Englisch und mit ihm reden. Aber dazu brauche ich eine Uniform von euch.»

Ich schaute in die grossen Augen eines Mannes, der sich mit einem Verrückten konfrontiert sah, denn ich hatte ihm das in einwandfreiem Französisch gesagt, das absolut nicht zu meiner Uniform passte.

Hier muss ich einfügen, dass dieser Türöffner für die (vorläufige) Freiheit das Natürlichste in der unnatürlichen Situation war. Meine Mutter, Schweizerin, die in Montreux erzogen worden war, hatte mich zweisprachig aufwachsen lassen, und meine Schulferien vor dem Krieg hatte ich häufiger in Paris als in HJ-Lagern verbracht.

Dem französischen prisonnier de guerre am Elbestrand habe ich freilich eine andere Geschichte aufgetischt. Die Einzige, die zum Ziel führen konnte.

«Hör zu: Ich bin Elsässer, und wie du weisst, hat man uns 1943 zwangsweise zu deutschen Soldaten gemacht, aber ich habe keine Lust, jetzt nach Sibirien verfrachtet zu werden, tu comprends?»

«Bien sur», hat er gesagt und mir eine Zigarette der Marke «Troupe» angeboten, deren schwarzer Tabak noch mehr im Hals kitzelt als der der Gauloise. «Wenn du es schaffst, uns rüberzubringen, miete ich den Moulin Rouge für dich!»

«T'es Parigot?»

«Bien sur. Ich bin ein Pariser Titi aus Menilmontant, wenn du weisst, was das heisst.»

«Und ob! Man spricht dort den schönsten Argot. Ich kenn' mich aus.»

Und dann habe ich ihm ein paar Beweise dafür geliefert. Immer wieder wartet diese Dialektsprache der populären Pariser Quartiers mit frappierenden Neuschöpfungen auf, und dieses seltsame Gespräch bei Kriegsende am Ufer der Elbe ist mehr für ihn gewesen als ein Ausweis.

«Die Uniform für dich», sagte er, «ist kein Problem. Jeder von uns hat eine zweite im Gepäck. Es ist der englische Battledress und ist uns übers Rote Kreuz geliefert worden. Man kann ja nicht vier Jahre in euren beschissenen Lagern herumlaufen mit der Uniform, mit der man in den Stacheldraht hineingelaufen ist, oder?»

Aber natürlich ist mir auch der Ausweis eingefallen.

Da hat er gelacht. «Brauchst du doch nicht, Junge! Hat nicht einmal jeder von uns, weil im Lager Finsterwalde bei Berlin alles verbrannt ist. Aber eine Erkennungsmarke kriegst du, echte deutsche Wertarbeit, und wenn du dir die um den Hals hängst, marschierst du durch jede Kontrolle!»

Dann hat er mich sitzen lassen und ist zu seinen Freunden gegangen, um ihnen den Plan zu erklären. Und er muss es sehr überzeugend getan haben, denn schon nach zwei Minuten kam er mit einer grossen Packtasche zurück.

«Du verwandelst dich jetzt irgendwo, wo es niemand sieht, in einen prisonnier de guerre. Die Uniform ist sauber und bei der Kopfbedeckung kannst du wählen zwischen dem Militärkäppi und der Basken-

mütze. In letzter Zeit haben viele von uns votiert für sie, weil sie ein ziviler Tupfer ist, tu comprends?»

Ich habe es begriffen und sie gewählt, ohne zu ahnen, wie hilfreich sie mir später bei Fluchten sein würde, um einen kahlgeschorenen Kopf zu verdecken. Als Frankreichs grösste Erfindung ist sie mir vorgekommen, weil man sie auch in Bistros oder anderen Lokalen nicht abnehmen muss wie den Hut.

Aber in diesem Augenblick war sie nur ein simples Accessoire. Die Verwandlung war ziemlich schnell ohne Zuschauer und Komplikationen beendet, und ich ging mit meinen sechs echten Prisonniers zum amerikanischen Leutnant, der hier über zehntausend ordentlich uniformierte künftige Kriegsgefangene der Russen herrschte.

Ziemlich unwirsch hat er geguckt, als ich mich vor ihm aufbaute, die Hand an die Baskenmütze legte und mein Schulenglisch auspackte: «We are french prisoners of war, Sir, and France is an allied nation. So we have the right to cross the river!»

Meine sechs neuen Kumpels machten die entsprechenden Gesichter dazu, und der Leutnant reagierte mit einer Mischung aus Überraschung und Neugier. Offenbar hatte er die Lage der Franzosen tatsächlich nicht erfasst. Seine Hand ging zum Kinn, und als er es ein paar Sekunden gerieben hatte, machte ich weiter.

«Wenn Sie eine Ahnung davon hätten, was wir fünf Jahre lang hinter deutschen Stacheldrähten mitgemacht haben, würden Sie uns ans andere Ufer lassen, anstatt uns den Russen in die Hände zu spielen!»

«Das», antwortete er, «steht ausserhalb meiner Kompetenz. Ich bin hierhergeschickt worden, um keinen über den Fluss zu lassen. Aber man hat mir nichts von Burschen gesagt, wie ihr es seid.» Und nach einer kleinen Pause, bei der die Hand wieder zum Kinn und ein Zwinkern in die Augen stieg: «Ich bin immerhin berechtigt, euch anzuhören, und wenn ich will, kann ich euch sogar ein Boot geben, weil ich

nicht einsehe, warum ihr euch mit den Russen um eure Freiheit herumschlagen sollt, obwohl ich davon überzeugt bin, dass sie euch nichts tun würden.»

Die Entscheidung war gefallen. Meine neuen Kameraden umarmten mich und schworen mir, mich zu schützen bei allem, was zukommen könnte auf einen Illegalen, der diese Freifahrt über die Elbe geschafft hatte.

Zwei Soldaten der US Army ruderten uns unter den neidischen Blicken Tausender deutscher Augenpaare über den Strom, als ob es nichts Einfacheres auf der Welt gäbe. Und als wir die Böschung hinaufkrabbelten, wirbelten auf dem östlichen Ufer, das wir verlassen hatten, die Staubwolken der russischen Panzer auf.

Das Lustgefühl war unbeschreiblich, aber es konnte nicht anhalten für den Illegalen des kleinen Trupps. In Haldensleben wurden wir getrennt bei Registrierung und Zusammenstellung der französischen Heimkehrertransporte. Trains de rapatriement nannte man sie, und glücklicherweise wurden keine Papiere verlangt, sondern nur die Nummer der Erkennungsmarke, die an meinem Hals baumelte wie zuvor die der deutschen Wehrmacht. Mein Name war Jean Marchand, ein Allerweltsname wie Müller, und ohne Komplikationen ging es in diesen Heimkehrertransport mit vorzüglichen amerikanischen Fresspaketen und einer Stimmung, die ein einziges Jauchzen war.

Bloss bei mir nicht. Meine sechs Freunde sassen in einem ganz anderen Zug, und ich konnte nicht abspringen. Als wir über die Rheinbrücke bei Wesel fuhren und in Mönchengladbach ankamen, das damals noch München-Gladbach hiess, gab ich diese Idee auf. Durch Frankreich wollte ich mich schlagen, um zu meinen Verwandten in die Schweiz zu gelangen.

Ich glaubte, in Frankreich zuverlässige Freunde zu haben. Beispielsweise den Normandie-Bauern Gosselin, dem ich 1943 als Besat-

zungssoldat sehr hilfreich gewesen war. Eine Flinte, die er nicht besitzen durfte, weil ihn das unweigerlich in die Verbannung geführt hätte, hatte ich vor der Gestapo, die Lunte roch, versteckt. Ewige Dankbarkeit hatte er mir dafür versprochen, weil sie ihn eingesperrt oder deportiert hätten.

Was lag näher, als ihn aufzusuchen, nachdem ich mir Zivillklamotten verschafft hatte? Aber der Mann war plötzlich einer dieser Widerstandskämpfer geworden, die, wenn die Gefahr vorbei ist, wie Ratten aus den Löchern kommen, um den Opportunismus zu pflegen. Sie gehören zu den muntersten Verwandlungskünstlern im Kielwasser des Krieges.

Er hat mich an die Polizei verraten, und die hat mich weitergegeben an Sûreté und Deuxième Bureau, worunter die französische Gestapo zu verstehen ist.

So wurde ich ein «Fall», bei dem ich die schlechtesten aller Karten hatte, weil ich nicht einmal einen Ausweis besaß. Das Soldbuch der Wehrmacht hatte ich weggeschmissen, und sie glaubten mir nicht einmal meinen Namen. Weil mein Französisch akzentfrei war, hielten sie mich für einen der nationalen Schande überführten Franzosen, und was das an Folterungen bedeutete, die bis ins elektrische Bad hineinführten, das schlimmer als alle Prügel ist, sei dem Leser erspart, weil es die pure Hölle ist.

Sie glaubten, ich wolle de Gaulle töten oder mindestens eine amerikanische Pipeline in die Luft sprengen, und dabei habe ich nicht einmal gewusst, was eine Pipeline ist. Und als ich halbtot war, ohne dass sie mir Spionage oder terroristische Absichten nachweisen konnten, haben sie mich zu einem Jahr Gefängnis wegen unerlaubten Tragens der französischen Uniform verurteilt.

Das ist in der Normandie-Hauptstadt Rouen gewesen, in der Jeanne d'Arc verbrannt wurde und mein winziges Leben beinahe auch. Das Gefängnis hat «Bonne Nouvelle» geheissen und ist zu napoleoni-

schen Zeiten nicht nur gebaut, sondern auch nach den Imperativen des Korns geführt worden, womit alles gesagt ist über die Lage der Leute, die dort ihre Strafe absassen. Der Kahlschlag fing an beim kahlköpfigen Schädel und hörte bei den Füßen auf, die mit dem Ochsenriemen bearbeitet wurden.

Aber Lamentieren ist falsch. Die Deutschen haben es mit ihren Un-erwünschten genau so, ja sogar noch schlimmer getrieben. Man muss einfach einräumen, dass ein Deutscher, der die Frechheit besessen hatte, sich an der Elbe in einen Franzosen zu verwandeln, in diesem Jahr '45 keine Nachsicht erwarten konnte von Franzosen, die fünf Jahre lang auf ihre Befreiung gewartet hatten.

Aber ich hatte einen Onkel in Basel, mit dem ich aus dem Gefängnis heraus auf abenteuerliche Weise korrespondierte und der zum Roten Kreuz nach Genf fuhr, um gegen die Gefängnisstrafe zu protestieren. «Nach der Genfer Konvention», so argumentierte er, «ist mein Neffe in ein Kriegsgefangenenlager zu überweisen.» Was dann tatsächlich geschah. Zwei von den zwölf Monaten Knast wurden mir geschenkt, und inzwischen war so viel Wasser über Elbe und Rhein geflossen, dass man wieder viel vernünftiger miteinander reden konnte. Der Surveillant-Chef des Gefängnisses Bonne Nouvelle von Rouen hat mir sogar gratuliert zum Trick an der Elbe und gemeint, dass er eigentlich verzeihlich gewesen sei. Eine Entschädigung war es nicht gerade, aber der kahle Habenichts erfreut sich auch an der menschlichen Geste. Jedenfalls mehr als der lockige Satte.

Es folgten aus diversen Kriegsgefangenenlagern Fluchten mit der Baskenmütze, weil der kahlgeschorene Kopf einer Bedeckung bedurfte, und das sind Lustgefühle gewesen, die ich so wenig missen möchte wie das ganz grosse, das mich an der Elbe gepackt hat, als ich dem grossen Führer adieu gesagt habe.



Berlin, Mai 1945: Ein sowjetischer Soldat kehrt auf den Stufen der ehemaligen Reichskanzlei Schachteln mit NS-Orden zusammen.

DER LANGE WEG VON DER WEICHSEL AN DIE RUHR

Erich Brost

In den Morgenstunden des 1. September 1939 wurde vom Schulschiff «Schleswig-Holstein» aus das Feuer auf die Danzig vorgelagerte Westerplatte eröffnet. Drei Tage zuvor war ich aus Polen mit meinem Pass, der mich als Bürger der Freien Stadt Danzig auswies, abgereist und fuhr via Lettland und Estland mit dem Zug nach Skandinavien. Ich lebte damals schon seit drei Jahren in der Emigration, da ich meine damalige Heimat Danzig 1936 hatte verlassen müssen. Der Verlauf des Zweiten Weltkrieges, der mit den MG-Salven auf die Westerplatte an jenem Morgen begonnen hatte, machte meine Hoffnungen auf eine Rückkehr nach Danzig nicht zunichte, ich beabsichtigte immer, nach Danzig zurückzugehen.

Im Jahr 1933 hatte die NSDAP in Danzig, seit 1919 eine Freie Stadt unter dem Schutz des Völkerbundes, in den Wahlen zum Danziger Parlament, dem Volkstag, die absolute Mehrheit errungen. Die «Gleichschaltung» der Stadt an der Weichselmündung vollzog sich dann nach ähnlichem Muster wie im Reich selbst. Während die Zerschlagung der Gewerkschaften zeitgleich am 2. Mai 1933 erfolgte, was mich als SPD-Mann besonders traf, wurde das Ermächtigungsgesetz von Seiten des Volkstages an den Senat erst am 24. Juni 1933 verabschiedet. Präsident des Senats war zu dieser Zeit Hermann Rauschnig, der sich aber 1934 vom Nationalsozialismus abwandte und von seinem Amt zurücktrat, in die Schweiz ging und 1938 unter dem Titel «Die Revolution des Nihilismus» eine präzise Analyse des nationalsozialistischen Gewalttre-

gimes veröffentlichte. Dieses Buch war auch insofern bemerkenswert, als Rauschning die taktische Wendigkeit Hitlers und seine potentielle Kriegsbereitschaft klar erkannt hatte und bereits 1938, also ein Jahr vor dem Hitler-Stalin-Pakt, die deutsch-sowjetische Annäherung ebenso voraussagte wie die existenzbedrohende Isolierung Polens.

Als Rauschnings Buch erschien, lebte ich schon nicht mehr in Danzig, sondern bereits in der polnischen Hauptstadt, in Warschau. Nicht nur durch meine journalistischen und parteipolitischen Tätigkeiten gehörte ich zur Danziger Opposition gegen die Nazis – seit 1935 war ich Abgeordneter im Volkstag –, sondern vor allem in meiner Funktion als Verbindungsmann der Parteien zum Hohen Kommissar des Völkerbunds. Eine der Aufgaben der Hohen Kommissare, die vom Völkerbundsrat jeweils für drei Jahre gewählt wurden, war die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Polen und Danzig. Aufgrund des besonderen Status der Stadt – Danzig gehörte zum polnischen Zollgebiet, auch die Eisenbahnverwaltung war polnisch – kam es immer wieder zu mehr oder weniger ernsthaften Zwischenfällen, zumal die Nazis unter dem Vorwand, die Sicherheit der Deutschen in Danzig schützen zu müssen, zielstrebig die Besitzergreifung der Stadt verfolgten.

Meine Besuche bei den Hohen Kommissaren und deren ständige Unterrichtung durch mich waren daher den Nazis ein Dorn im Auge. So wurde ich wegen der angeblichen Planung eines bewaffneten Aufstandes gezwungen, Danzig zu verlassen und ging 1936 zunächst nach Warschau, von wo aus ich meine Kontakte nach Danzig wie auch ins Reich und nach Ostpreussen – ich stamme aus Elbing – aufrechterhalten konnte. 1937 wurde der Schweizer Historiker Carl Jacob Burkhardt Hoher Kommissar in Danzig. Durch Vermittlung der polnischen Regierung trat ich auch zu ihm in ständigen Kontakt. Dies war brieflich wie telegrafisch möglich, da es in Danzig die Polnische Post gab und

Briefe mit dem «Poczta Polska»-Stempel nicht in die Hände der deutschen Zensur gelangten. Das traurige Ende der Polnischen Post am Hevelius-Platz direkt zu Kriegsbeginn hat dann später Günter Grass in seinem Roman «Die Blechtrommel» eindrucksvoll beschrieben.

Dass sich die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Polen seit dem Frühjahr 1939 zusehends verschlechtert hatten, war offensichtlich. Durch den Einmarsch deutscher Truppen in die «Rest-Tschechoslowakei» am 15. März hatte Hitler das Münchener Abkommen gebrochen. Als Hitler eine Woche später die Rückgabe Danzigs und den Bau einer exterritorialen Auto- und Eisenbahn durch den Korridor forderte, gab die Regierung Chamberlain eine Garantierklärung für die Unabhängigkeit Polens ab, um eine etappenweise Überwältigung Polens nach Art der Tschechoslowakei zu verhindern. In seiner Reichstagsrede vom 28. April kündigte Hitler daraufhin die deutsch-polnische Nichtangriffserklärung aus dem Jahre 1934 – die Zeichen standen auf Krieg, für Polen wurde die Lage bedrohlicher.

Ich hielt während dieser spannungsreichen Zeit ständig Kontakt zum Auswärtigen Amt in Warschau und führte zahlreiche Gespräche mit hohen polnischen Beamten. Die von dem Franzosen Marcel Déat formulierte Frage «Mourir pour Dantzig?» brachte die prekäre Lage Polens schlagwortartig zum Ausdruck. Die polnische Führung versuchte so lange wie möglich, den Krieg zu vermeiden. Aber sie konnte weder den Forderungen Hitlers nachgeben, die eine stückweise Kapitulation à la Tschechoslowakei bedeutet hätte, noch sich auf sowjetische Militärhilfe einlassen, was die Westmächte zu erreichen suchten, da diese keine Möglichkeit sahen, in Polen selbst mit eigenen Truppenverbänden einzugreifen. Sich mit Stalin gegen Hitler zu verbünden, erschien den polnischen Regierungsvertretern allerdings wie der Versuch, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Und so wurde die

Katastrophe des Landes unabwendbar, als am 23. August der Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes die Welt überraschte. In dieser auch für mich persönlich sehr gefährvollen Situation beschloss ich, nach Skandinavien zu gehen. Nur knapp vier Wochen später musste Warschau kapitulieren.

Während im Westen der «Drôle de Guerre» andauerte – Frankreich und England hatten im Prinzip nichts unternommen, um Polen zu entlasten – war Stalin in Absprache mit Hitler sogar in Ostpolen einmarschiert und hatte die Gebiete östlich der Linie Bug-Weichsel-San annektiert. Überhaupt nahm der Krieg im Frühjahr 1940 einen Verlauf, der nicht nur uns Emigranten Sorgen bereitete. Als Frankreich im Juni kapitulieren musste, hielt ich mich in Finnland auf, wo ich in der Nähe von Helsingfors lebte. Finnland selbst war im zurückliegenden Winter Opfer eines sowjetischen Angriffs geworden, hatte sich in diesem Krieg zwar tapfer geschlagen, musste aber Teile Kareliens und Hangö an die Sowjetunion abtreten. So war im Sommer 1940 Grossbritannien die einzige noch kriegführende Macht gegen Deutschland. Dennoch blieb ich bei meiner Überzeugung, dass Hitler den Krieg nicht gewinnen konnte, zumal ich fest damit rechnete, dass die USA über kurz oder lang in den Krieg eingreifen würden, was Hitler durch seine Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten im Dezember 1941 dann selber herbeiführte. Ausserdem hatte Grossbritannien unter dem neuen Premierminister Churchill keinerlei Anzeichen erkennen lassen, sich mit Hitler zu arrangieren – im Gegenteil.

Die Stationierung deutscher Truppen in Finnland im Laufe des Jahres'1941 machte mir bald klar, dass Hitlers nächster Gegner Stalin sein würde. Drei läge nach dem deutschen Angriff im Juni 1941 erklärte auch Finnland der Sowjetunion den Krieg – nicht zuletzt in der Hoffnung, die Gebietsabtretungen des Winterkrieges zurückzugewinnen zu können-, ohne sich allerdings in einem formalen Bündnis an

Deutschland zu binden. Obwohl der finnische Oberbefehlshaber Feldmarschall Freiherr von Mannerheim diesen Krieg nicht wollte, wurde er durch die politische Führung dazu gezwungen. Mannerheim stand Hitler ablehnend gegenüber, und es war ihm sehr peinlich, als Hitler ihn an seinem 75. Geburtstag besuchte. Mannerheim hat dann auch, nachdem er Risto Ryti als Staatspräsident abgelöst hatte, im September 1944 direkt ein Waffenstillstandsabkommen mit den Sowjets geschlossen.

Helsingfors war nur eine Station während meiner Emigration. Nachdem ich in Schweden Zuflucht gefunden hatte, hatte ich dort das Pech, wegen politischer Arbeit verhaftet zu werden. Diese war Emigranten untersagt, denn die Schweden hatten das Schicksal Norwegens vor Augen und waren darum bemüht, ihre Neutralität zu wahren. Ich gelangte dann mit Hilfe der polnischen Botschaft in Stockholm an ein englisches Visum, was für mich nur dank meines Danziger Passes möglich war. Zusammen mit meiner damaligen Frau flog ich auf einer besonderen Flugroute via Stockholm nach Aberdeen in Schottland, um von dort schliesslich nach London zu gelangen, wo wir Weihnachten 1942 ankamen.

In London konnte ich für die BBC journalistisch arbeiten und schrieb hauptsächlich Manuskripte für den Rundfunk. Der Vorstand der SOPADE – das war der Name der nach Prag emigrierten sozialdemokratischen Parteiführung – hatte sich ebenfalls vor den deutschen Truppen in Sicherheit bringen müssen und war von Prag über Paris nach London gegangen, und ich konnte nun direkte Gespräche mit Männern wie Erich Ollenhauer oder Hans Vogel führen. Auch mit den Mitgliedern der polnischen Exilregierung stand ich in Verbindung, etwa mit Jozef Winiewicz, ehemals Chefredakteur einer Posener Zeitung und Pilsudskist, der als Staatssekretär im Aussenministerium der Exilregierung mit der Vorbereitung der Friedensverhandlungen be-

traut war. Man bot mir sogar einen Sitz im polnischen Nationalrat für die Zeit nach dem Krieg an, aber das lehnte ich ab, und all diese Überlegungen wurden gegenstandslos, nachdem sich Churchill und Roosevelt Anfang 1945 in Jalta Stalins Forderung nach Anerkennung des moskautreuen Lubliner Komitees beugten und die Londoner Exilregierung damit keinen Rückhalt mehr besass.

Im Winter 1942/43, etwa zur Zeit der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad, erhielt ich von einem Augenzeugen erstmals die Bestätigung, dass in Polen und der Sowjetunion unvorstellbare Verbrechen begangen wurden. Dieser Augenzeuge war ein Mann namens Blit, Leiter einer jüdisch-sozialdemokratischen Jugendgruppe, dem die Flucht aus Russland und den von Deutschen besetzten Ostgebieten gelungen war. Dieser Mann kam nun eines Tages zu einem Freund von mir, der – ebenfalls Jude – als Menschewik auch schon lang in der Emigration lebte. Blit erzählte uns von den Greueln, von den Vernichtungslagern, von Deportationen und Massenhinrichtungen. Was ich während meiner Zeit in Schweden nur gerüchteweise gehört hatte, wurde mir nun zur furchtbaren Gewissheit, denn der persönliche Bericht Blits überzeugte mich davon, dass alles der Wahrheit entsprach. Es war entsetzlich, einfach fürchterlich, was wir zu hören bekamen. Je schneller die Nazis besiegt würden, umso besser.

Zwar wurde die Schlacht um Stalingrad als Wendepunkt des Krieges gesehen, aber noch beherrschte Hitler weite Teile Europas. Es gehörte zur Tragik des Emigrantenschicksals, dass wir einerseits den raschen Sieg über die Nazis wünschten, andererseits in Kauf nehmen mussten, dass die alliierten Bombergeschwader nach und nach die deutschen Städte in Schutt und Asche legten. Bereits im Mai 1942 hatte die Royal Air Force ihren ersten Grossangriff mit 1'000 Bombern gegen Köln geflogen, und es war furchtbar für mich, nun fast täglich in

den englischen Rundfunknachrichten von bombardierten Städten, von den zerstörten Strassenzügen oder Stadtbezirken zu hören, die ich vielfach kannte. Das waren nach den Angriffen nur noch Trümmerhaufen, und auch die Verluste unter der Zivilbevölkerung waren hoch. Anfang 1943 trafen sich Roosevelt und Churchill in Casablanca und einigten sich nicht nur auf die «Unconditional Surrender»-Formel, sondern beschlossen auch die «Combined Bomber Offensive», die 1943 zu den Grossangriffen auf das Ruhrgebiet, auf Hamburg und Berlin führten. Aber in Grossbritannien regte sich auch Widerstand gegen den Bombenkrieg. Zu meinen Freunden gehörte ein Quäker, und von den Quäkern wurden nicht nur in London, sondern in ganz England Flugblätter mit der Aufschrift «Stop Bombing Now!» verteilt, was den Einsatz der Luftwaffe allerdings nicht beeinflusste.

Ein weiterer Zwiespalt, der sich mit der Konferenz von Casablanca damals wie heute verbindet, steht in Zusammenhang mit der Frage, ob die alliierte Forderung nach «bedingungsloser Kapitulation» für Goebbels' Propaganda nicht ein ideales Instrument war, um den Durchhalte- und Kampfeswillen zu stärken und den «totalen Krieg» zu verkünden. Inwieweit diese Forderung tatsächlich kriegsverlängernd gewirkt hat, vermag ich nicht zu entscheiden, gleichwohl schien mir die alliierte Forderung berechtigt und in gewissem Sinne auch notwendig. Nicht zuletzt in den Kreisen des Widerstands hatte es bisweilen geradezu phantastische Vorstellungen über die Rolle Deutschlands nach dem Krieg gegeben, dazu gehörten beispielsweise die Rückgabe des Korridors oder die Wiedererlangung der Grenzen von 1914. Gerade auf englischer Seite, Churchills antipreuussische Haltung war ohnehin bekannt, gab es auch deswegen grosse Vorbehalte gegenüber dem Widerstand. Indes, ich bewundere vorbehaltlos den Mut, den die Männer des 20. Juli gehabt haben, den Mut, sich unter Einsatz ihres Lebens gegen das menschenverachtende Regime zu wehren.

Es war übrigens kein geringerer als der von mir hoch geschätzte Konrad Adenauer, der mir kurz nach dem Krieg in Köln auf meine Frage, ob das Attentat auf Hitler nicht vielleicht doch die Rettung in letzter Minute gewesen wäre, damals wörtlich antwortete: «Sie sind Preusse und verstehen das alles nicht. Wenn der 20. Juli geglückt wäre, dann wären wir die Preussen nie losgeworden.» Das war seine Überzeugung, da er bestimmte Elemente des Preussentums ablehnte, die er für einen gefährlichen Nährboden des Nationalsozialismus hielt, und Adenauer diskutierte auch nicht darüber. Gleichwohl sollte man nicht vergessen, dass Hitler kein Preusse, sondern Österreicher war und einen unüberwindlichen Hass auf den preussischen Adel hatte, dem er nach dem missglückten Attentat in einer einzigen Racheorgie freien Lauf liess, und dass er einen Grossteil jener preussischen Männer und Frauen, die für einen Wiederaufbau Deutschlands nach dem Krieg wichtig gewesen wären, nach dem 20. Juli ermorden liess.

Gut einen Monat vor dem Hitler-Attentat hatte endlich das Unternehmen «Overlord» begonnen, die lang ersehnte Eröffnung einer zweiten Front durch die alliierte Landung in der Normandie. Aber nach der erfolgreichen Invasion ging der Vormarsch der Truppen langsamer vor sich, als wir uns das erhofft hatten, doch wirklich aufhalten liess sich der Vormarsch auch durch die Ardennenoffensive nicht. In den ersten Monaten des Jahres 1945 forderte der Krieg noch einmal unzählige Opfer, obwohl der Widerstand der deutschen Wehrmacht sinnlos geworden war. Es war eine fatale Situation für die meisten deutschen Soldaten, die einerseits ihr Vaterland in der Not nicht im Stich lassen wollten, andererseits wussten, dass der Krieg verloren war. Wer desertierte und den Schergen der Waffen-SS in die Hände fiel, wurde standrechtlich erschossen oder aufgehängt.

Ich arbeitete gerade bei Bedford, als ich die Nachricht vom Tod Hitlers bekam. Wenige Tage später, ich war wieder im Londoner Haus der

BBC tätig, wurde die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches gemeldet. Endlich, der Krieg war vorbei. Aber in das Gefühl der Befreiung und der Freude über den Sieg, mischte sich auch Trauer um die Opfer und vor allem die Sorge um das, was jetzt wohl kommen würde. Da ich immer noch meinen Pass der Freien Stadt Danzig besass, der von den Polen verlängert worden war, hatte ich die Möglichkeit, schon einen Monat nach der Kapitulation nach Deutschland zurückzukehren.

So kam ich in der Uniform eines «civilian officer» zurück und ging zuerst nach Köln. Das Wiedersehen mit der Rheinmetropole war entsetzlich, rings um den Dom war kein Stein mehr auf dem anderen, die Not der Menschen gross. Als ich Hans Böckler aufsuchte, stellte sich heraus, dass er nicht einmal mehr ein Paar Schuhe besass. Ich habe ihm daraufhin englische Militärschuhe «organisiert», die ihm dann auch tatsächlich passten. Angesichts solcher Zustände erschien es mir fast absurd, dass es bei Engländern, und mehr noch bei Amerikanern, ernsthafte Befürchtungen wegen möglicher Anschläge oder Revolten gegen die Besatzungsmächte gab. Die Menschen wurden von der Sorge um das tägliche Überleben getrieben, und keinesfalls von Umsturzplänen. Meine persönliche Situation war dagegen verhältnismässig günstig, da ich als «civilian officer» Zugang zum englischen Offizierskasino hatte und so meine Verpflegung gesichert war.

In Köln – kurz darauf auch in Essen – arbeitete ich wieder als Journalist, für den «Kölnischen Kurier» wie für die «Ruhrzeitung», und wurde auch beim Aufbau der SPD aktiv, beides jedoch in den von den Besatzungsmächten gesteckten Grenzen. Während ich Erich Ollenhauer seit 1924, und aus meiner Londoner Zeit, gut kannte, hatte ich Kurt Schumacher erst in Hamburg kennengelernt, als ich dort ein kurzes Intermezzo bei Radio Hamburg gab. Sie trugen mir die Aufgabe an, als Verbindungsmann des Parteivorstandes zu den Besatzungsmäch-

ten nach Berlin zu gehen. Ich verliess deshalb meine Position als Chefredakteur der «Neuen Ruhrzeitung». Die Berliner Funktion habe ich ein dreiviertel Jahr lang wahrgenommen und lernte in dieser Zeit auch Ernst Reuter kennen und schätzen, der Ende 1946 aus dem türkischen Exil zurückgekehrt war, und der mich gerne an seiner Seite gesehen hätte, wenn er das Amt des Regierenden Bürgermeisters übernahm. Als mir jedoch Mitte 1947 die Engländer die Lizenz für die Herausgabe der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* anboten, entschied ich mich gegen das Parteiamt und ging nach Bochum und Essen. Diese Entscheidung hatte weitreichende Folgen, vielleicht weniger durch den erfolgreichen Aufbau der WAZ als vielmehr durch die Tatsache, dass ich als Nachfolger für meine Aufgabe in Berlin einen Mann vorschlug, der wegen seiner SAP-Vergangenheit zunächst in der SPD-Führung umstritten war, der aber für die SPD ebenso bedeutsam werden sollte wie für die erst ein Jahr später gegründete Bundesrepublik – der Name des Mannes war Willy Brandt.

VERSÖHNUNG MACHT FREI!

Willem Brugsma

I

Sonntag, 29. April 1945. Ein sonniger Tag und umso sonniger, weil von den Maschinengewehren auf den Wachtürmen weisse Fähnchen wehten. Am Nachmittag schoss die alliierte Artillerie über das Lager hinweg auf die sich zurückziehenden SS-Truppen. Ein Fieseler Storchähnliches Flugzeug dirigierte das Feuer und winkte uns mit seinem Flügel zu.

Da wurde es ruhiger, und ich musste als Schülerpfleger zurück ins Revier, um meine Kranken zu verbinden. Es war still, aber wir waren sehr angespannt. Wir wussten ja von Himmlers Telegramm: «Kein Häftling in Dachau darf lebendig in Feindes Hände fallen.»

Gegen vier ging die Hölle los. Über die Lagerstrasse rannten Tausende und Abertausende Häftlinge zum Appellplatz und brüllten: «Die Amis kommen, die Amis sind da!» Ich liess meine Patienten im Stich und rannte mit. Und in der Tat: Hinter dem Tor im Jourhaus mit dem Satz «Arbeit macht frei» standen 5 Jeeps mit 25 GIs.

So wurde Dachau befreit. Die Wachmannschaft verliess die Türme mit erhobenen Händen. Und doch wurden die Männer von den GIs erschossen. Einige riefen zu den Häftlingen: «Aber Ihr wisst doch, dass wir keine SS-Männer sind. Die haben uns vorgestern in Wehrmachtsuniformen hierhin gebracht und uns dann SS-Klamotten angezogen!»

Die Amis fragten die Häftlinge: «Stimmt das?» Die Blauweissgestreiften antworteten: «Schaut doch auf die Kragen: SS-Runen.»

Da erschossen die Amerikaner sie alle. Sie hatten beim Einmarsch ins Lager auf dem Bahnhof den letzten Transport aus Buchenwald gesehen: 2'200 Leichen. Auf den Transportzetteln an den Waggons stand: «Fleckfieber». Und beim Krematorium lag noch ein Stapel mit 3'000 unverbrannten Leichen. Das machte das Schiessen sehr viel leichter.

Ich dachte an meine Kranken im Revierblock I Stube 4, die nicht gehen und deshalb auch nichts sehen konnten, nur hören. Ich bat einen GI-Sergeanten mit mir zu kommen. Er sah aus wie John Wayne: verschwitzt, verstaubt, vollbehangen mit Handgranaten und Maschinenpistolen. Als er die Stube betrat, liessen die Kranken sich aus ihren Betten fallen und krochen auf ihn zu, um ihn zu berühren und festzustellen, dass er kein Traumgebilde war.

Er war so gerührt, dass er ausrief: «You don't have to worry anymore. America is gonna take care of you ... God bless America.»

So empfand ich das dann auch und wurde am Abend sehr betrunken, als wir den Rumvorrat der SS entdeckt hatten und auch die Büchsen mit Fleisch. Am nächsten Tag bekamen alle 35'000 Häftlinge eine Kilo-Büchse Fleisch. Ein paar Wochen später waren vierhundert von diesen Ausgehungerten tot: Durchfall!

Zwei Wochen später machten wir uns auf die Heimreise in einem Autobus, den wir «organisiert» hatten. Wir fuhren durch die reizvolle Landschaft im schönen Monat Mai, und hinter jedem Hügelrücken lag ein zerstörtes Städtchen: Ruinen unter einem Meer von weissen Fahnen. Ein seltsames Glücksgefühl durchströmte uns. Da hatte der Bus eine Panne, und wir mussten am Wegrand Halt machen, um unserem

Chauffeur die Gelegenheit zu geben, eine Bobine zu organisieren. Mit der Pistole in der Hand war das sehr leicht. Während wir warteten, machte sich eine Frau an uns heran und sagte: «Krieg ist doch schrecklich.» Ich meinte: «Kann man wohl sagen.»

Sie: «Mein einziger Sohn ist an der Ostfront gefallen.»

Ich: «Das ist die erste lustige Geschichte, die ich in Deutschland gehört habe.»

Ich könnte mir deshalb noch jetzt die Zunge abbeißen, aber damals war ich zwanzig und hatte ein Jahr in den KZs Neuengamme, Natzweiler und Dachau hinter mir.

Und dann habe ich zehn Jahre lang kein Deutsch mehr zu einem Deutschen gesprochen.

II

Im Jahr 1955 enthielt die Passagierliste in einem NATO-Flugzeug auf einer Pressereise nach Italien auch die Namen Dr. Manfred Bauer von der FAZ und Ulrich Fritze vom Hamburger Abendblatt. Die Herren sassen direkt hinter mir. Fritze fing an zu erzählen und tat das sehr lustig. Er teilte mit, er wolle sich wahnsinnig verlieben in eine schöne Italienerin und mit ihr eine Gondelfahrt machen. Er sagte, er sei maritim äusserst begabt.

Beim Hamburger Abendblatt war er Marinespezialist, weil er am Ende des Zweiten Weltkrieges seine Dienstpflicht bei der Kriegsmarine absolviert hatte. Dabei geriet er in eine Seeschlacht, wo ihm die Granaten um die Ohren flogen. Deshalb machte er in die Hose. Aber Ordnung muss sein, also meldete er sich bei seinem Vorgesetzten und sagte mit einer Hand an der vollen Hose und der anderen stramm an der Mütze: «Matrose Fritze bittet, austreten zu dürfen.» – Er erzählte das so komisch, dass ich lachen musste, die Tränen rannen mir über die Wangen. Da lehnte er sich zu mir herüber und fragte in seinem ungelinken Englisch: «Do you pliz' have a fire fore me?»

Ich antwortete, noch immer lachend: «Aber natürlich, Herr Fritze... aber gewiss ... bitte sehr.»

– Zum ersten Mal seit zehn Jahren hatte ich wieder Deutsch zu einem Deutschen gesprochen. Die Hemmungen waren weggefeht. Ich hatte eine sehr schöne Sprache zurückgewonnen und einen neuen Freund dazu. Das war eine echte Selbstbefreiung: Nicht Arbeit macht frei, sondern Versöhnung!

Einige Monate später war ich das erste Mal wieder in Deutschland und zwar bei meinem neuen Freund Fritze. Er nahm mich in Hamburg mit zum Café Keese, zum Ball Paradox. Eine reizende Nymphe machte einen Knicks vor mir und lud mich zum Tanz. Wir plauderten, und sie fragte: «Wo haben Sie so gut Deutsch gelernt?»

Ich sagte: «In Dachau.»

Sie runzelte ihr Stirnchen und sagte: «Aber das war doch ein KZ?»

Ich antwortete: «Ja, gewiss.»

Da klärte sich ihre Miene auf und sie sagte: «Aha, Sie waren bei der SS.»

Ich sah in diesem Moment keinen Grund, das sofort zu verneinen. Wie war ich eigentlich nach Dachau gekommen?

Ich hatte mich von Holland aus auf den Weg nach England gemacht, um dort eine vermeintliche Heldenrolle im Krieg zu spielen. Aber der Weg wurde in Paris unterbrochen, als ich dort im Februar 1944 in einem Hotel auf mein Frühstück wartete. Da wurde die Tür geöffnet, aber nicht vom Zimmermädchen, sondern von zwei Herren mit unschönen Hüten auf dem Kopf und in langen schwarzen Ledermänteln.

Die Herren trugen Pistolen in der Hand.

Ich wurde mit Handschellen an mein Bett gekettet, und die Herren durchsuchten meine Kleidung. Sofort fanden sie einen Ausweis, der besagte, dass ich ein V-Mann der SD/Sipo sei, Sicherheitskommando

Paris. Darauf stand: «Es wird gebeten, dem Inhaber dieses Ausweises, Herrn W. L. Brugsma, Schutz und Hilfe zu gewähren und ihn auf jeden Fall passieren zu lassen.»

Meine Besucher fragten: «Wo haben Sie den her?»

Ich hätte natürlich sagen können: «Können Sie nicht lesen?» Aber die Herren gehörten wirklich zur SD-Dienststelle Paris, also sagte ich: «Das ist eine lange Geschichte.»

Der eine sagte mit finsterner Miene: «Diese lange Geschichte bekommen wir schon heraus ... Dazu haben wir so unsere Mittel.»

Ich schaute betrübt auf meine jetzt stark bedrohten Fingernägel und verspürte einen starken Drang nach einem Klo-Besuch. Deshalb sagte ich: «Ich bitte, austreten zu dürfen.»

Das wurde mir erlaubt, aber ein SD-Mann kam mit, wohl um zu verhindern, dass ich die Geheimnisse der Resistance durchs Klo spülen würde. Also liess ich meine Hose herunter und setzte mich hin. Er stand vor mir, die Maschinenpistole lässig über dem Arm. Er hätte schiessen können. Ich nicht. Aber immerhin produzierte ich doch einen Knall natürlicher Art.

Kapitulierend hob ich die Hände hoch und sagte: «Ich bitte um Entschuldigung.»

Es sah komisch aus, und wir mussten beide lachen. Damit war das Eis gebrochen.

Er fragte: «Wo haben Sie so gut Deutsch gelernt?»

Ich antwortete: «In den Ferien... Sauerland, Bad Godesberg, Schwarzwald, Garmisch-Partenkirchen und ... natürlich Berchtesgaden.»

Als ich meine Hose wieder hochzog, fragte er noch: «Und wie hat Deutschland Ihnen gefallen?»

Der Ehrlichkeit halber sagte ich: «Ein herrliches Land.»

Nachher musste ich mit zum SD-Hauptquartier in der Rue des Saussaies zur Vernehmung: drei Stunden lang. Und ich habe gelogen,

gelogen, gelogen – wie es zu einem geborenen Journalisten passt.

Ich denke, er hat mir nicht geglaubt, aber wegen der Szene auf dem Klo, die das Eis gebrochen hatte, hat er seine Mittel nicht angewendet. Als ich dann zum Gefängnis abtransportiert wurde, befanden sich meine Fingernägel alle noch an Ort und Stelle.

III

Ich habe zehn Jahre verloren an etwas, das genau so dumm ist wie Anti-Semitismus oder Anti-Amerikanismus. Ich hatte mich zu spät erinnert, dass in den KZs mehr Deutsche eingesperrt waren, als ringsumher auf den Wachtürmen standen. Als wir nach Dachau kamen, waren uns schon 150'000 Deutsche vorausgegangen. Und diese Art von Deutschen hat bereits seit 1968 Anteil an der Macht in Deutschland. Willy Brandt ging in Warschau in die Knie, und Gustav Heinemann, der bei seinem Staatsbesuch in Holland mit einer Ehrensalue der Marine-Artillerie begrüßt wurde, steckte die Finger in die Ohren und stöhnte: «Welch ein fürchterlicher Lärm!»

Als der damalige bundesdeutsche Botschafter Arndt die Treppe zu meiner Redaktion hochkletterte und fragte, ob ich von diesem Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz akzeptieren würde, sagte ich: «Es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, unter der Bedingung, dass ich es zurückschicken darf, wenn der Mann Bundeskanzler wird, der mal fragte: Und wo war Herbert Frahm im Krieg?»

Den Weg nach Deutschland habe ich allmählich so zurückgefunden: Erst durch die Sonderkategorie derjenigen, die in Holland apostrophiert wurden als «die guten Deutschen», Brandt, Böll, Grass, Heinemann. Und dann erweiterte diese Kategorie sich ständig und umfasste auch den ehemaligen Wehrmacht-Leutnant Helmut Schmidt und

den ehemaligen Wehrmacht-Hauptmann Richard von Weizsäcker sowie auch Frauen wie Hildegard Hamm-Brücher und Marion Gräfin Dönhoff. Und allmählich wurde aus einer Kategorie der Deutschen durch die Stunde-Null-Generation, der man die Sünden der Väter nicht nachtragen kann, die Mehrheit der Deutschen.

Auf dem Tor in Dachau stand «Arbeit macht frei». Unsinn, nicht Arbeit, aber Versöhnung macht frei! Es geht um Selbstbefreiung, wie gesagt.

Auf diesem Weg ist mir ein Franzose vorangegangen. Nicht François Mauriac, der schrieb: «Ich liebe Deutschland so sehr, dass ich froh bin, dass es zwei davon gibt.» Mauriac war ein Bewunderer von Charles de Gaulle. So wie ich. Aber ich habe besser auf de Gaulle gehört als Mauriac. Drei Jahre, nachdem ich meine persönliche Versöhnung mit Deutschland durch Ulli Fritze absolviert hatte, lud de Gaulle Konrad Adenauer zum Abendessen bei Tante Yvonne in Colombey les deux Églises ein, der erste Schritt auf dem Wege zu einem Lebenswerk, dem Französisch-Deutschen Freundschaftsvertrag. Ein Wunder für die Ethologie, die Verhaltensforschung bei «Menschen und anderen Tieren», denn die Ethologie lehrt uns eigentlich, dass der Nachbar immer der potentielle Feind ist. Der Nachbar könnte in das eigene Territorium eindringen und das Futter und die Weibchen klauen.

Ein Blick auf die Landkarte lehrt uns, dass es in Europa keine befreundeten Nachbarstaaten gibt. Polen und Frankreich sind befreundet, aber keine Nachbarn. Die einzige Ausnahme bilden Deutschland und Frankreich. Dass das so ist, bewirkte der Mann, der auf Deutschland schaute wie ein Bergsteiger auf den Mount Everest, wie ein Schauspieler der Comédie Française auf Molière auf seinen Daseinsgrund! Er hat Deutschland in zwei Kriegen bekämpft. Und dann hat er Anfang der 60er Jahre französisch-deutsche Panzermanöver abhalten lassen auf dem mit Blut getränktem Boden der Champagne. Und im

Anschluss daran hat er seine Deutschlandreise gemacht und hat zu den deutschen Massen auf Deutsch gesprochen. Der Mann, der seinen Goethe und Hölderlin im Ersten Weltkrieg in Ingolstadt kennenlernte, rief: «Die Deutschen sind ein grosses Volk. Es lebe Deutschland!» Die Menge jubelte: «Charlie, Charlie, Charlie!» Da flüsterte der alte Zyniker ins Ohr seines Adjutanten: «Wenn die noch ein grosses Volk wären, so würden die mich nicht so umjubeln.» Und der alte Zyniker und grosse Visionär sagte auch: «Staaten haben keine Freunde, Staaten haben Interessen.»

IV

Für mein Buch «Europa, Europa» machte ich eine Reise zu meinem ehemaligen KZ Stutthof-Natzweiler. Es war ein nebliger Tag, und es tropfte von dem Stacheldrahtverhau.

Da kam ein Autobus mit Mittelschülern. Es war überhaupt nicht zu erkennen, aus welchem Land sie stammten. Geführt von einem jungen Lehrer, trugen die jungen Leute Blue Jeans und T-Shirts unter ihren schmalen, noch nicht ganz ausgeschlafenen Gesichtern. Ernst, ein bisschen bedrückt, schlurften sie an für den Rundgang durch die Vergangenheit. Und dann sah ich, von wo sie kamen. Auf dem T-Shirt eines Mädchens stand der Satz: «Stell dir vor: Es gibt Krieg und keiner geht hin.»

Stell dir vor: Deutsche Kinder gehen durch das Tor des Konzentrationslagers Natzweiler.

Da, völlig unerwartet, aus dem Nichts, schlug es zu-ein Schluchzer wie ein Peitschenschlag, der einen alten Konzentrationär auch auf seiner letzten Strecke treffen kann.

Wusste ich, warum ich weinte? Es war wohl deswegen, was die unschuldigen Kinder sehen würden: wegen der Sünden der Väter.

In dem Buch «Europa, Europa» habe ich dann geschrieben:

«Das abnormale an der deutschen Lage ist nicht nur die Blutsee der Nazis. Die fehlgeschlagene Expansion des tausendjährigen Reiches hat die Implosion Europas mit sich gebracht, die amerikanischen und russischen Supermächte ins europäische Vakuum hineingezogen.» Die deutsche Teilung ist die europäische Teilung und umgekehrt. Die eine Teilung ist ohne die andere nicht zu beseitigen und keine der beiden ohne Krieg oder Frieden.

In einem Buch, das ich zehn Jahre später unter dem etwas finsternen Titel «Frieden herrscht nur in der Pause» schrieb, heisst das erste Kapitel «Leben mit Deutschland» und das zweite «Überleben in Deutschland». Ein weiteres heisst: «Nur einer sah es kommen». Der Titel ist einer Rede von Dr. Christoph Bertram entnommen, meinem Koreferenten auf einer Atlantischen Tagung in Den Haag im April 1989. Ich musste dort als Ersatzredner für unseren erkrankten Ex-Verteidigungsminister auftreten. Ich sagte: «Majestät. Ich bitte um Entschuldigung, hier, in diesem heiligen Atlantischen Rittersaal, das Lob zu singen auf General de Gaulle. Ich weiss, das hört sich an, als ob einer im Vatikan eindringt und ruft: ‚Martin Luther? Prima Kerl!‘ Aber de Gaulle war es, der einmal sagte: ‚An einem Tag wird das deutsche Volk wiedervereinigt werden. Das liegt in der Natur der Dinge. Ich hätte nichts dagegen, so lange die Wiedervereinigung nicht arrangiert würde von den Russen‘. Aber was, Majestät, Herr Präsident, wenn diese Wiedervereinigung nicht arrangiert wird von den Russen oder den Deutschen, sondern von der Natur der Dinge, ‚La force des choses‘? Wenn der Zerfall des Sowjet-Imperiums Polen, Ungarn und Tschechoslowaken in den Stand versetzen würde, sich dem freien Europa anzuschliessen?! Würde die DDR dann überleben können wie eine Falkland-Insel im wachsenden Meer von pluralistischer Demokratie und sozialer Marktwirtschaft? Oder würde die DDR verdorren und abtreiben Richtung Bundesrepublik? Sollten wir dann zu Bonn sagen: ‚Rührt

euch nicht! Wir werden die Mauer und die Selbstschussanlagen auf unsere Kosten operationell halten: Und sollten wir zu den Polen, zu den Ungarn, Tschechen und Slowaken sagen: ‚Rührt euch nicht! Wir haben zwar Angst vor den Russen, aber noch viel mehr vor dem Zustandekommen einer techno-wirtschaftlichen Supermacht im Herzen Europas, die zu einem neuen Rapallo führen könnte zwischen den zwei grössten Völkern Europas, den Deutschen, die beinahe nichts haben und beinahe alles können, und den Russen, die beinahe alles haben und beinahe nichts können?‘

Also, Majestät, Herr Präsident, die Geschichte ist in Bewegung gekommen. Wir werden die Korrosion der artifiziiellen Wasserscheide in Europa erleben. Holländer wissen aus Erfahrung, was Wasser macht, wenn es befreit wird von dem Zwang der Deiche. Es strömt mit unaufhaltsamer Wucht zurück in seine alten Flussbette.»

– Also sprach «Zarathustra». Man schrieb den 7. April 1989.

Sechs Monate später war es so weit: Die Mauer fiel. Und wo Mitterrand und Thatcher noch versuchten, wie Hans Brinker den Daumen ins Deichloch zu stecken, da lief dem neuen «Zarathustra» das Wasser wieder über die Wangen. Vor Freude. Die europäische und die deutsche Teilung waren aufgehoben. Ohne Krieg – durch Frieden.

Die jungen Deutschen brauchten nicht mehr zu sagen: «Ich komme aus der BRD oder der DDR», als gehörten sie zu einem Fussballverein. Die älteren brauchten nicht mehr zu sagen: «Ich bin an erster Stelle Europäer oder Atlantiker.» Jeder konnte sagen: «Ich bin Deutscher.»

Nun sagte aber schon Heinrich Heine: «Denk ich an Deutschland in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht.» – Geht es mir auch so? Woher! Wenn ich mal meinen Schlaf finden kann, da denke ich an meine deutschen Freundinnen, weil viele meiner schönsten Freundinnen Deutsche waren, und dann schlafe ich selig ein. – Versöhnung

macht frei! Und Hassen erschöpft nur, und vielleicht bin ich eigentlich zu faul dazu.

Ich möchte noch erleben, dass auch mein Land, die Niederlande, im Geist von Charles de Gaulle und Andrzej Szczypiorski, einen Vertrag guter Nachbarschaft mit Deutschland schliessen wird, und man sich nur noch auf dem Fussballplatz einen stellvertretenden Krieg liefert. – Kann ich auch noch etwas dazu beitragen?

In Wort und Schrift mache ich mich zum Endspurt auf. Letztlich musste ich auf einem Mini-Symposion auftreten für Gymnasiasten aus Emmerich und Zevenaar, also von beiden Seiten der Grenze. Alle waren zweisprachig. Die Holländer sprachen besseres Deutsch als Rudi Carrell und die Deutschen genau so gut Holländisch wie unser Prinz Claus.

Als der Saal füllte sich, war nicht zu erkennen, wer Deutscher und wer Holländer war. Nur einer sah aus wie ein Edel-Germane. Wie sich herausstellte, war er Holländer. Es wurde lang und auch klug geredet. Und als das Symposion beendet war, organisierten sie eine Disco. Musik macht anscheinend auch frei... frei von den Sünden und dem Groll der Väter. Am Ende des Abends liess der alte Konzentrationär sich nach Hause fahren. Erinnerungen kamen auf, und zwar an den Reitlehrer in Garmisch, Rittmeister a. D. Gustav Lange, der uns 1939 sagte: «Die Deutschen sind ein tüchtiges Volk, ein ehrliches Volk, ein arbeitssames Volk, ein anständiges Volk, leider auch mal ein Volk zum Kotzen.» Erinnerungen dann auch an die Geschwister Scholl von der Weissen Rose. – Es kann immer viel einfacher Widerstand geleistet werden gegen eine fremde Besatzungsmacht als gegen ein verbrecherisches Regime, das das eigene Volk verführt hat!

Ich dachte daraufhin an den SS-Offizier, der auf dem Appellplatz von Neuengamme zwei junge Russen hängen liess, einen nach dem anderen. Und als dem ersten sofort das Genick brach, verkürzte er die

Schlinge für den zweiten, so dass er strampelte und langsam erstickte, wobei ihm seine Zunge aus dem Mund trat. Es herrschte Todesstille, allein die Vögel zwitscherten weiter...

Ich dachte aber auch an den SS-Wachposten in einem Aussenkommando von Natzweiler. Wir mussten mit einer kleinen Gruppe von zehn Häftlingen und diesem einen Wachposten etwas ausserhalb des Lagers ausrichten. Als wir zu der Stelle kamen, sagte er: «So, Kinder, setzt euch mal ruhig hin. Wenn Ihr mir versprecht, nicht davonzurennen, dann werde ich in jenem Obstgarten Äpfel für euch klauen gehen, und dann machen wir zehn Stunden Feiertag.» Es war ein herrlicher Julitag, und wir haben uns gegenseitig an unser Versprechen gehalten.

Und das erinnerte mich schliesslich an den «Chanson pour l'Auvergnat» von Georges Brassens: «Es war nur ein Stückchen Brot, aber es hat das Herz erwärmt, und in meiner Seele brennt es noch wie ein schönes Holzfeuer im Kamin.»

So dachte ich an Deutschland in dieser Nacht und war nicht um den Schlaf gebracht!

DAS VERGANGENE NICHT DEM VERGESSEN PREISGEBEN

Ignatz Bubis

Es ist ein halbes Jahrhundert vergangen, dass ich gemeinsam mit dreihundert bis vierhundert weiteren jüdischen Glaubensbrüdern durch die Russen, genauer die Rote Armee, aus einem Arbeitslager bei Tschenschow befreit worden bin.

Noch im Dezember 1944 war ein Teil der Lagerinsassen nach Westen in ein anderes Lager transportiert worden. Und noch drei Tage vor der Befreiung am 16. Januar 1945 hatte man mit der Evakuierung des gesamten Lagers begonnen. Es wurden noch drei Viertel der Menschen weggeschafft. Dann war die Wehrmacht plötzlich verschwunden.

Was blieb, war die Bewachung aus freiwilligen SS-Ukrainern. Die kamen nun in der Nacht vom 15. auf den 16. Januar in die Baracken, um uns zusammenzutreiben und wegzubringen. Man hörte schon den Geschützdonner der Russen! Da habe ich mich einfach unter einem Strohsack versteckt. Hätte man richtig gesucht, hätte man mich sicher gefunden. Aber ich hatte Glück, und gegen 6.00 Uhr früh merkte ich plötzlich, dass alle Wachen weg waren, dass heißt, dass nur diejenigen, die sich auch hatten verstecken können, geblieben waren. Dass keiner von den Ukrainern mehr da war, das hat sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen. Und dann sind wir alle aus dem Lager hinaus und in Richtung Osten gelaufen, wo wir die Russen erwarteten. Da kamen uns schon die ersten Panzer entgegen. Ob den Russen klar war, dass

wir aus dem KZ kamen, weiss ich nicht. Aber anzusehen war es uns. So, wie wir aussahen, mussten sie das annehmen. Wir sind allerdings nicht dort geblieben, sondern haben gleich am ersten Tag etwa fünfzig Kilometer Fussweg hinter uns gebracht, bloss weg von der Front! Danach sind wir sofort weiter, Richtung Lublin. Es war schon bekannt, dass dort diese provisorische polnische Regierung sass. Man glaubt gar nicht, wie schnell sich das herumgesprochen hatte. Und so drängte alles nach Lublin. Von Tschenstochau dorthin, das waren mindestens 150 Kilometer.

Den 8. Mai 1945 habe ich dann später in Litzmannstadt, also in Lodz, erlebt. Das war natürlich ein grosser Feiertag: Der Krieg war zu Ende! Aber für mich blieb immer der 16. Januar der eigentliche, weil mein persönlicher Befreiungstag. Im Mai, das war für mich nicht mehr die entscheidende Wende. Ich musste dabei allerdings an diejenigen denken, die diesen Tag nicht erlebt haben.

1941 hatten die Juden in der Stadt Deblin in Polen ins Ghetto gemusst. Meine Familie war 1935 aus Breslau nach Deblin gekommen. Dort hatte mein Vater, der sehr die Arbeitslosigkeit fürchtete, aufgrund der Vermittlung der Grosseltern mütterlicherseits Arbeit gefunden. Ins Ghetto ging ich allerdings dann nur noch mit meinem Vater und seinem Vater. Der Vater meiner Mutter war 1939 kurz vor Kriegsbeginn, seine Frau schon 1937 oder 1938 gestorben. Bereits 1935 erlag mein Bruder Chil einer Blinddarmentzündung, die falsch behandelt worden war. Im Dezember 1940 dann, am dritten Tag des Festes Chanukka, war meine Mutter dem Brustkrebs erlegen. Ins Debliner Ghetto gingen also mein Grossvater, mein Vater und ich. Meine beiden anderen Geschwister Jakob und Hadassa waren gleich nach Kriegsbeginn, Anfang September 1939 als der Einmarsch der Deutschen nach Polen begann, in die Sowjetunion geflüchtet, wo sie dann natürlich blieben, was ihnen letztlich jedoch auch nicht das Leben gerettet hat.

Im Ghetto fanden wir bei einem Ehepaar in einer Zweizimmerwohnung ein Zimmer zur Untermiete. Jeder musste im Ghetto arbeiten. Ich war vierzehn Jahre alt, und da ich lesen und schreiben konnte, wurde ich Postbote. Jemand vom Judenrat hat mir diese Arbeit gegeben. Mein Vater wurde Wirtschaftsverwalter in der Ghetto-Krankenstube.

1942 war dann irgendwann in Deblin das Lager da, Baracken, Holzbaracken. Ich habe keine Ahnung, wer es gebaut hat. Und eines Tages im Juni mussten sich alle Juden ausserhalb des Ghettos auf dem Marktplatz versammeln. Im Ghetto lebten 3'000 Menschen. Sie wurden jetzt zusammengetrieben. Später erfuhren diejenigen, die wie ich nicht abtransportiert worden waren, dass man die Zusammengetriebenen auf Waggons verladen und nach Sobibor gebracht habe. Alle übrigens, die bei dieser «Aussiedlung» in der Krankenstube des Ghettos angetroffen worden waren, Kranke, Sanitäter und Betreuer, hat man sofort, an Ort und Stelle, erschossen. Zufälligerweise war mein Vater gerade zu Hause.

Durch zwei weitere «Aussiedlungen» hat man das Ghetto dann «judenrein» gemacht. Die bei der letzten «Aussiedlung» irgendwie flüchten konnten, kamen meistens zu denen, die im Lager sein «durften». Ich gehörte zu diesen, obwohl hinter mir hergeschossen wurde. Für 200 Zloty bekam ich auch gleich eine Arbeitsbescheinigung und durfte im Lager bleiben.

Auch mein Vater, der von seiner Arbeit in der Zitadelle entlassen wurde, kam nachts zu mir auf die Pritsche. Wir beratschlagten, was wir machen sollten. Wir beschlossen, ihm eine Bescheinigung für das Lager zu besorgen.

Wegen einer ziemlich wüsten Beschimpfung durch den jüdischen Lagerleiter beim Verlassen des Lagers, um ausserhalb auf die Arbeitsbescheinigung zu warten, er würde das ganze Lager gefährden, wollte mein Vater nicht mehr in dieses Lager zurück.

Er ging mit anderen zur Zitadelle. Sie alle wollten verhandeln, um zu erreichen, dass man sie in der Zitadelle oder im Lager kasernierte.

Mittags kam ich mit der Bescheinigung für meinen Vater zum Lager zurück. Da sah ich plötzlich, dass man die ganzen Arbeiter von der Zitadelle zum Abtransport vorbeiführte. Alle, die um mich herumstanden, hielten mich zurück, weil ich hinaus wollte, um mit meinem Vater weiterzugehen. Zusammen, wohin auch immer. Alle hielten mich zurück. Es war ja nur ein kleiner Ort, und jeder kannte jeden, und wer kannte nicht den Postboten des Ghettos. Es hiess, man führe die Gruppe zu der Baustelle am Bahnhof, sie würden dort arbeiten. Tatsächlich hat man sie aber zum Abtransport an den Bahnhof geführt. Sie sind allerdings nicht von dort abtransportiert worden, wie wir ein paar Tage später erfahren haben, sie mussten zu Fuss nach Konskowska gehen, einem kleinen Ort, zwanzig Kilometer von Deblin entfernt. Von dort brachte man sie nach Treblinka. Im Lager blieb ich als letzter aus meiner Familie – allein.

Im Arbeitslager auf dem Fliegerhorst bei Deblin lebten 800 Juden. Es war also ein kleines Lager. Und wenn man es mit anderen Lagern vergleichen will, war es nicht einmal eines der schlimmsten. Es war bei heutigem Nachdenken vielleicht gar eine Art «Schindler-Lager». Zehn Lagerinsassen hatten zum Beispiel Waffen aus mindestens einem Flugzeug genommen und waren zu den Partisanen geflüchtet. Der Fliegerhorstkommandant hat sie dann alle als verstorben gemeldet. Wenn er gemeldet hätte, zehn Juden aus diesem Lager hätten ein Flugzeug demontiert, wäre sicher das ganze Lager erschossen worden. Deshalb bin ich mir nicht sicher, ob dieser Lagerkommandant – er hiess Honig oder so ähnlich – nicht doch eine Art Schindler gewesen ist. Wir durften ja auch kein Geld im Lager besitzen. Und dann gab es eine Razzia. Der erste, bei dem Geld gefunden wurde, war ein Jude aus Preschow in der Slowakei. Der wurde sofort aufgehängt. Es wurde

dann aber nicht weitergesucht. Man hätte noch mehr Geld gefunden. Oder: Zwei Arbeiter wurden beim Klauen von Strohsäcken erwischt. Sie wurden im Lager zur Abschreckung aufgehängt. Es war aber gleichzeitig nicht zu übersehen, dass die meisten Lagerinsassen Hosen oder Jacken trugen, die aus eben solchen Strohsäcken zusammengenäht waren. Und noch etwas, das ganz selten vorkam: Meine Cousine hat im Lager ein Kind bekommen. Dieser Junge lebt heute in Paris. Das war wirklich selten, wenn nicht überhaupt einmalig.

In Deblin gab es keine Skelette, keiner ist Hungers gestorben, und das bis zum Juni 1944. Da bin ich zusammen mit anderen Lagerinsassen ins Lager Tschenstochau gekommen. Die meisten Lagerinsassen aus Deblin sind aber doch noch zwischen Januar und Mai 1945 nach der Liquidierung des Lagers Tschenstochau ermordet worden.

In Tschenstochau gab es zwar nicht weniger zu essen als in Deblin, die Arbeitsbedingungen waren jedoch härter und die Bewachung schärfer. Das war kein Lager à la «Schindler». Dort gab es beispielsweise viele Lebererkrankungen aufgrund der Arbeiten am Munitionspulver. Das Pulver setzte sich in der Leber fest. Dem hätte nur mit ausreichend Fett, also Butter oder Schmalz, begegnet werden können. Fett aber bekamen wir fast gar nicht. Kinder, wie in Deblin, waren im Lager von Tschenstochau undenkbar. Bei der Ankunft des ersten Transports wurden alle 16 Kinder, die dabei waren, sofort ausgesondert. Keines überlebte. Erst vom zweiten Transport durften einige in Tschenstochau bleiben.

Am 16. Januar 1945 kam dann die Rote Armee und mit ihr die Befreiung.

Für mich ging es nach den bereits erwähnten Stationen Lublin und Lodz dann bald über Breslau und Dresden nach West-Berlin. Dresden war damals total zerstört, und alles roch noch regelrecht nach Leichen. Als ich mit dem Zug in der Stadt ankam und die Polizisten mit den be-

kannten Uniformen sah, auf denen nur die Hakenkreuze fehlten, da ging mir das allerdings kalt runter. Da habe ich mich schon gefragt, wohin ich eigentlich fahre.

In Berlin angekommen, meldete ich mich gleich in einem amerikanischen DP (Displaced Persons)-Lager. Ich wollte auswandern, nach Amerika, nach Palästina, eine Vorstellung habe ich mir nicht gemacht. Ich wusste nur, dass ich allein war, auf mich gestellt. Nach ungefähr drei Tagen in diesem Lager dachte ich: «Jetzt bist du wieder im Lager.» Zwar standen draussen die Amerikaner, die aufpassten, dass keiner hereinkam. Und jeden Morgen gab es Weissbrot, Milch, Butter und Marmelade, und Fleisch, mehr als genug. Ja, und Zigaretten, die ich als Nichtraucher gleich verkaufte. Aber ein Lager war es trotzdem. Da habe ich mich entschlossen, in die Stadt zu ziehen. Im Lager blieb ich nur wegen der Auswanderung gemeldet. In dieser Zeit habe ich übrigens festgestellt, dass ich neben einem Onkel, Tante und deren 3 Söhnen (zwei Töchter des Onkels wurden in Sobibor umgebracht) noch Verwandte in Frankreich und in Palästina hatte, die vor Kriegsende dorthin ausgewandert waren.

Ich war also in Berlin und pendelte ständig zwischen Berlin und Dresden. Es hatte damals die Zeit des Schwarzhandels begonnen. Und ich betrieb praktisch legalen Schwarzhandel. Die sowjetische Militärverwaltung hatte Geschäfte eingerichtet, in denen man gegen Wertesachen, also Gold und Goldmünzen, Silbermünzen und auch wertvolles Porzellan, Genussmittel bekommen konnte wie Tee, Kaffee, Kakao und Schokolade, und später auch Reis oder Schuhe. In jeder grösseren Stadt im Osten gab es solche Tauschzentralen, «Tciuze» genannt. Ich hatte zunächst einen, nachher sogar drei Läden. Alles, was ich an Wertesachen einnahm, gab ich bei den Russen in Weissensee in Ost-Berlin ab. Dafür bekam ich im Tausch die Genussmittel. Verrechnungseinheit war dabei der Dollar.

Mir standen damals so einige Türen offen, da ich Russisch sprach. Ausserdem hatte der stellvertretende sowjetische Stadtkommandant in Dresden, Oberst Wojschnitz, einen Narren an mir gefressen. Sein einziger Sohn war mit achtzehn Jahren noch kurz vor dem Ende des Krieges gefallen, und er sah mich jetzt als einen Ersatzsohn. Er rief mich immer nur «Synok», Söhnchen.

Wie man weiss, wurde die Situation im Osten mit der Zeit allerdings problematisch. Mitte 1948 wurden die «Tauze»-Läden geschlossen. Ich habe daher bis Anfang 1949 Dresden ganz aufgegeben, und Mitte 1949 bin ich dann von Berlin weg und in den Westen nach Stuttgart gezogen. Ich dachte mir, jetzt erst genug Geld zu verdienen, danach zu studieren und schliesslich nach Amerika auszuwandern. Doch hat das Geldverdienen die Studienpläne ganz verdrängt. Eigentlich hatte ich Jurist werden wollen, nicht Kaufmann. Aber es kam anders.

1951 bin ich zum ersten Mal in den neugegründeten Staat Israel gereist. Aber dort nochmal von vorn zu beginnen, dazu konnte ich mich nicht entschliessen. Ich bin dann oft nach Paris gefahren, denn diejenige, die meine Frau werden sollte, die war bereits den ganzen Krieg mit mir im Lager gewesen, und jetzt wohnte sie in Paris. So habe ich sie besucht. Ausserdem waren wir auch noch entfernte Verwandte, denn meine und ihre Mutter sind Cousinen gewesen. Nun, jedenfalls habe ich sie Ende 1953 in Paris geheiratet. Gewohnt haben wir dann in Pforzheim.

Ich war auch in Amerika. Als ich zurückkehrte, wollte ich eigentlich nach Kanada auswandern, aber da meinte meine Frau: «Wir ziehen nach Paris.» «Nur, von Pforzheim nach Paris, das ist doch ein Katzenprung. Das können wir doch jeden Tag machen.» Und in dem Augenblick, in dem ich das sagte, war ich entschlossen, in Deutschland zu bleiben. 1956 sind wir nach Frankfurt gezogen, und ich wusste: «So,

jetzt bleibe ich in Deutschland.» – Ich fühlte mich in Frankfurt von Anfang an zu Hause.

Das in den Lagern Erlebte, die ganzen Geschehnisse überhaupt, ich habe sie in den Jahren danach verdrängt. Mir ist es gelungen zu verdrängen. So, wie ich beispielsweise hier darüber berichte, habe ich bis vor etwa zehn Jahren mit keinem Menschen gesprochen. Meine alten Bekannten haben meine Geschichte nicht gekannt. Keiner von ihnen hat gewusst, wo ich überlebt habe, wie ich überlebt habe, was ich gemacht habe. Erst in den letzten Jahren antworte ich auf solche Fragen. Bis dahin habe ich keine Antworten darauf gegeben. Selbst mit meiner Tochter Naomi habe ich nicht darüber gesprochen. Das erste Mal haben wir angefangen, darüber zu sprechen, als im Fernseher der Film «Holocaust» lief. Danach haben meine Frau und ich mit ihr gesprochen. Sie war damals so fünfzehn, sechzehn Jahre alt. Und danach eigentlich auch wieder nicht mehr. Unsere Tochter spricht auch uns nicht auf diese Zeit an. Sie fragt nicht, wie es war, was denn war. Bis heute nicht. Sie setzt sich mit der Problematik auseinander, aber sie spricht nicht mit uns darüber.

Ich kann heute über das Vergangene sprechen bis auf ein Thema. Und dieses Unaussprechliche trägt den Namen Treblinka. 1989, im Alter von 62 Jahren, bin ich zum ersten Mal nach Treblinka gefahren. Ich hatte diese Reise nie richtig verschoben, ich hatte immer einen Grund, warum ich nicht hingefahren bin. Ich habe mir selbst gesagt, dass ich nicht kneifen könne, dass ich einmal hinfahren müsse. Ich habe mir den Zwang auferlegt, diesmal hinzugehen, Ausreden für mich selbst nicht mehr zuzulassen. Ich wollte ja einerseits immer hin, andererseits hatte ich Angst vor dem Moment, wenn ich dort sein würde. Ich wollte nicht mit der Wahrheit konfrontiert werden, dass mein Vater tatsächlich dort umgekommen ist. Doch es war für mich eine Pflicht, dorthin zu gehen, wo die Asche meines Vaters liegt.

Im heutigen Treblinka gibt es nichts mehr zu sehen, gar nichts mehr. Das Vernichtungslager hat ja nur etwa zehn Monate existiert, und davon ist keine Spur geblieben. Es gab dort eine Abzweigung der Schienen vom Bahnhof ins Lager, auch von ihnen ist nichts mehr zu sehen. Das Lager wurde noch 1943 von den Nazis niedergerissen, die Schienen vom Bahnhof bis zum Lager wurden weggenommen. Es blieb keine Spur.

Über diese ganze Zeit kann ich eigentlich erst ohne Emotionen sprechen, seit ich dort in Treblinka war. Damals hatte ich einen regelrechten Zusammenbruch. Ich hatte versucht, Treblinka zu verdrängen, aber es war mir nicht gelungen. Zwei Kollegen aus dem Zentralrat begleiteten mich, als ich dieses erste und einzige Mal nach Treblinka kam. Sie merkten, was in mir vorging, und sie liessen mich gehen. Ich habe meine Schritte beschleunigt, weil ich allein sein wollte. Sie haben das gespürt. Seither spreche ich. Ich glaube nicht, dass ich noch einmal nach Treblinka gehen werde, ich weiss es nicht. Aber seither fällt mir das Sprechen über meine Vergangenheit leichter. Denn plötzlich wirkte meine eigene Vergangenheit auf mich harmlos, gemessen an dem, was mein Vater erlitten hatte. Seither spreche ich ohne Emotionen über meine Vergangenheit, aber ich spreche ungern darüber.

Ein halbes Jahrhundert nach den Geschehnissen plädiere ich, was das Verhältnis der Juden zu den Nichtjuden betrifft, für Offenheit. Ich will vermitteln, was Judentum ist, was jüdisches Leben heisst, eben das, was bei uns in der Frankfurter jüdischen Gemeinde schon seit längerem geschieht. Dort ist die Normalisierung viel weiter fortgeschritten als anderswo. Ich bin dafür, dass Juden in politische Parteien gehen, die Frankfurter jungen Leute sind zum Beispiel sehr engagiert. Ich erwarte, dass sich die Juden in das gesellschaftliche und politische Leben in Deutschland einmischen. Denn ich glaube, dass viele Antisemiten gar keinen Juden kennen.

Von den nichtjüdischen Deutschen, insbesondere von der jungen Generation, erwarte ich, dass sie sich mit der Vergangenheit beschäftigen und sie kennen. Sie brauchen deshalb nicht ihre Eltern oder Grosseltern mit Schuld belasten, nur, weil sie damals gelebt haben. Wenn diese nicht schuldig geworden sind, haben sie mit der Schuld nichts zu tun. Aus der blossen Tatsache, dass sie damals gelebt haben, kann man sie nicht mit Schuld beladen, und schon gar nicht die junge Generation. Aber in dem Moment, in dem die junge Generation versuchen wird, die Vergangenheit «einzuordnen», wie es Heitmann mal ausgedrückt hat, dann wird das zu einem Ablegen der Vergangenheit! Wenn ich etwas einordne, in einen Ordner tue, dann stelle ich es mit dem Ordner weg! Ich könnte zwar jederzeit darauf zurückgreifen, aber genau das tut man ja nicht. Deshalb ist dieses Reden von «einem Strich machen» falsch! Wenn sich ein junger Mensch bewusst ist, was damals passiert ist, und wenn er es im Bewusstsein behält, ohne sich damit zu belasten, dann wird Gleiches ihm nicht passieren. Es kann nur Gleiches geschehen, wenn er nicht weiss, was schon einmal passiert ist.

Mein Wunsch bezüglich des Verhältnisses von Juden und Nichtjuden wäre eine völlige Unbefangenheit. Nur, die gibt es im Moment auf beiden Seiten noch nicht. «Normalität» bedeutet aber auf keinen Fall, das Vergangene dem Vergessen preiszugeben.

VON ROOSEVELT ZU TRUMAN

DER AUFTAKT DES KALTEN KRIEGES

Valentin Falin

Es ist ungemein schwierig, nach einem halben Jahrhundert die Gefühle zu dividieren, die meine Gedanken und Seele am 9. Mai 1945 beherrschten. Am Abend dieses einmaligen Tages befand ich mich auf den Lenin-Hügeln, um von dieser höchsten Stelle in Moskau ein grandioses Spektakel wahrzunehmen. 101 Salven aus 1'000 Röhren, begleitet von Feuerwerk und Lichtspielen jeglicher Art, symbolisierten, dass der langersehnte Friede in unsere Heime zurückgekehrt war. Freude, die Millionen von Frauen und Männern auf die Beine brachte, war auch meine Freude. Gram, der diese Freude begleitete, liess auch mich nicht los – unser Recht auf Leben, auf die Existenz als unabhängige nationale Gemeinschaft war mit ungeheuren, unzähligen Opfern beglichen worden.

Der Friede wurde als Erlösung empfunden und als Quelle aller Hoffnungen. Es war nichts vom Rachegeist zu spüren. Der Wunsch, sofort eine reine und kreative Seite eigener Geschichte aufzuschlagen, schien gewichtiger zu sein als die Suche nach ewig Schuldigen. Kaum jemand wollte in dem Moment darüber grübeln, wie trügerisch unsere Erwartungen sein konnten und was in der Tat auf uns zukam.

Oder doch? George F. Kennan, der US-Gesandte, beobachtete das Menschenmeer auf den Moskauer Strassen aus dem Fenster des Botschaftsgebäudes der USA und soll gesagt haben: «Sie frohlocken in Unwissen darüber, dass der eigentliche Krieg erst bevorsteht!»

Ob man im Kreml gerade an diesem Tag ähnliche Ansichten hegte, bezweifle ich. Und meine Einschätzung wird auch durch später erworbene Erkenntnisse über den damaligen Stand der sowjetischen Auskunft bezüglich mancher Strömungen in der amerikanischen Politik nicht modifiziert

Am 12. April 1945 verschied Franklin D. Roosevelt. Sein Nachfolger verkündete zwar die Fortsetzung der Aussenpolitik seines Vorgängers, aber schon die ersten Amtshandlungen von Harry S. Truman haben bewiesen, dass er sich keinesfalls als blosser Nachfolger verstand. Alles war zur Disposition gestellt und dabei in erster Linie – die Opportunität der künftigen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion.

Die Zukunft der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen rückte ins Zentrum einer Diskussion im Weissen Haus am 23. April. Truman plädierte für die *unverzögliche* Auflösung der Anti-Hitler-Koalition nach Beendigung der Kriegshandlungen in Europa. Er bezweifelte die Notwendigkeit einer Beteiligung der UdSSR an der Zerschlagung Japans. Der neue Präsident vertrat die Meinung, dass die USA im Alleingang den totalen Sieg im Fernen Osten herbeiführen könnten und sollten.

Nebenbei bemerkt: Truman entwickelte dieses Konzept, bevor er in das Geheimnis des Manhattan District-Projektes eingeweiht wurde. Den ersten Bericht über die Arbeiten an einer Atomwaffe hatten ihm Henry L. Stimson und Leslie R. Groves zwei Tage später erstattet: aller Wahrscheinlichkeit nach gelänge es, den Uransprengsatz zu fertigen und irgendwann im Sommer zu testen.

George C. Marshall und andere führende Militärs kostete es einige Mühe, ihren Oberbefehlshaber zu überzeugen, dass eine Niederwerfung Japans ohne die Mithilfe der UdSSR die Amerikaner teuer zu stehen kommen würde – bis zu einer Million zusätzlicher Toter im Falle einer Landung auf den japanischen Inseln.

Der Konsens unter den Teilnehmern der Sitzung vom 23. April lautete daher: Die Sowjetunion solle ihren letzten Dienst als Verbündete bis zur Kapitulation Japans erweisen. Dann seien Washingtons und Moskaus Wege zur Entzweiung verdammt, mit unabsehbaren Konsequenzen für die schon getroffenen und in Aussicht gestellten Vereinbarungen.

Die sowjetische Führung brauchte sich nicht allein auf geheime Informationen zu verlassen, um neue Trends in der US-Hauptstadt zu registrieren. Der temperamentvolle neue Präsident offenbarte beim ersten Kontakt – in eben jenen Apriltagen – mit Aussenminister Molotow seinen «persönlichen Stil». Mit der Ausbalancierung der Interessen war es vorbei: nicht Besänftigung, sondern Aufforderung von Position der Stärke. Kein gemeinsamer Friede, aber ein solcher, der «zu 85%» den Washingtoner Vorstellungen entspricht.

Es wäre eine Übertreibung zu behaupten, dass der Trumansche Kurswechsel auf einmal und in allen Bereichen tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Der Wende zur Konfrontation mit dem Land, das die Hauptlast des Kampfes gegen das Nazi-Reich getragen hatte, stand nicht allein die Öffentlichkeit der USA und anderer Weststaaten im Wege. Der Wille zur Umgestaltung der internationalen Beziehungen, um allen Kriegen auf der Erde für immer Boden zu entziehen, war enorm stark. Die Entschlossenheit, die Fehler, die nach dem Ersten Weltkrieg begangen worden waren, nicht zu wiederholen, hatte sogar härteste Reaktionen in ihre Schranken gewiesen.

Und doch: Kehren wir in Gedanken in die Zeit Ende April/Anfang Mai 1945 zurück. Objektiv war alles bereit, mit den Alliierten das nachzuholen, an was es im Kriege so oft mangelte, und nun in der Stunde ihres gemeinsamen Triumphes Einigkeit zu bekunden. Das wäre der erste Schritt zur Errichtung einer besseren Welt gewesen. Unter den USA, der UdSSR und Grossbritannien waren die Dokumente abgestimmt, die nicht nur die Kapitulation des Dritten Reiches besiegeln,

sondern auch die weiteren Handlungen der Sieger vorprogrammieren sollten.

Aber wie sah die Realität aus? Seit Ende März existierte keine geschlossene Westfront mehr. Im April waren die Verhandlungen im vollen Gang, die zum Ziel hatten, in aller Form einen Separatfrieden mit den Westmächten einzuleiten, um auf diese Weise zu erreichen, dass das Deutsche Reich nicht vor der Sowjetunion und ihrer Roten Armee kapitulierte.

Dönitz, von Hitler zum Reichspräsidenten ernannt, gab am 1. Mai einen Tagesbefehl an die deutschen Streitkräfte heraus: «Ich übernehme den Oberbefehl über alle Teile der deutschen Wehrmacht mit dem Willen, den Kampf gegen die Bolschewisten fortzusetzen. Gegen Engländer und Amerikaner muss ich den Kampf so weit und so lange fortsetzen, wie sie mich in der Durchführung des Kampfes gegen die Bolschewisten hindern.»

Am nächsten Tag wurde in Dönitz' Hauptquartier beschlossen, mit allen Mitteln die Zusammenarbeit mit den USA und Grossbritannien anzubahnen, die Kriegshandlungen gegen die Rote Armee fortzusetzen, um die politisch notwendige Zeit zu gewinnen für eine Besetzung möglichst grosser Teile des Reiches durch die Truppen der Westmächte. Generaladmiral von Friedeburg wurde mit dem Auftrag zu Feldmarschall Montgomery entsandt, eine Kapitulation für ganz Nordwestdeutschland zu erreichen, die jedoch die Operationen zu Lande und zur See im Osten nicht beeinträchtigen sollte.

Am 4. Mai um 18.30 Uhr unterzeichneten Montgomery und von Friedeburg das Protokoll über die Kapitulation der Wehrmacht in den Niederlanden, in Nordwestdeutschland und Dänemark. Es wurde festgehalten, dass die deutschen Einheiten nur gegenüber britischen Verbänden das Feuer einstellen sollten, nicht aber gegenüber holländischen und dänischen Widerstandsgruppen. Am gleichen Tag befahl Dönitz, den U-Boot-Krieg gegen die Westmächte zu beenden, «Werwolf»-Operationen in den von ihnen besetzten Gebieten zu unterlas-

sen und die Kontrolle über Norwegen Briten und Amerikanern zu übergeben.

Am 5. Mai ergaben sich die Heeresgruppen «E» und «G» und die Reste der 19. Armee, die in Süd- und Westösterreich, Bayern und Tirol standen. Die Kommandanten auf Kreta und in der Ägäis wurden angewiesen, wenn «erforderlich», Kapitulationsakten zu unterzeichnen. Und wie im Osten? Dort hiess es in Keitels Erlass: «... geht der Kampf weiter.»

Am 7. Mai um 2.17 Uhr unterschrieb Generaloberst Jodl in Reims die «Allgemeine Kapitulation». Für das Oberkommando des Alliierten-Expeditionskorps in Europa setzte General Bedell Smith, der Stabschef im Eisenhower-Hauptquartier, seine Unterschrift unter das Dokument. Der sowjetische und der französische Vertreter beim Stab waren als «Zeugen» eingeladen.

Doch statt der Kapitulationsbedingungen, die von den «Grossen Drei» in Jalta bestätigt wurden, wurde Jodl ein von Smith' Offizieren gebasteltes Schriftstück untergeschoben. Wie konnte so etwas passieren? Die Frage wurde nicht nur in Moskau, sondern auch in Washington gestellt.

Die Antwort sah gleichermassen grotesk aus wie die Farce selbst: Bedell Smith sollte «einer Gedächtnisschwäche zum Opfer gefallen» sein, er «glaubte», dass es kein unter den Alliierten vereinbartes Dokument vorhanden gewesen war. Die Tatsachen widerlegen diese Version. Eine «entpolitisierte» Kapitulation bedeutete nicht mehr und nicht weniger als den Prolog zu einer neuen US-Politik.

Die Geschichte wollte sich nicht damit abfinden, was in Reims inszeniert wurde. Am 8. Mai 1945 fand in Berlin-Karlshorst die Unterzeichnung des Protokolls über die militärische Kapitulation Deutschlands statt. Das Dokument wurde von Generalfeldmarschall Keitel im Auftrag der Regierung Dönitz unterzeichnet. Der Vorhang schloss sich dort, wo die Stifter der grössten europäischen Tragödie zwölf Jahre horsteten.

Sehr wenig dieser Querelen der letzten Kriegstage war uns Durchschnittsbürgern damals bekannt. Fern von grosser Politik konnten wir uns Illusionen hingeben. Das Dasein sollte sich unbedingt zum Besseren wenden. Das Volk hatte es längst verdient. Nichts, sagte der normale Verstand, dürfte die Nationen von ihrer Entschlossenheit abbringen, einen Schlussstrich unter alle Kriege zu ziehen, ein neues Kapitel in der Entwicklung der Zivilisation aufzuschlagen.

War das wirklich eine Illusion? Stand schon der neue Konflikt in den Sternen geschrieben? Nach 50 Jahren bin ich der Überzeugung treu – im Jahr 1945 wurde der Menschheit eine einmalige Chance geboten, eine höhere Qualität im Denken und Handeln zu erwerben, sich von der Gewalt loszusagen und die Waffen niederzulegen.

So dachten zu jener Zeit viele in verantwortlichen Positionen, in Moskau wie auch in Washington. Dwight D. Eisenhower z.B. schrieb am 7. November 1945 an Marschall Schukow: «... bleiben wir Partner, dann findet sich auf dieser Erde keine Macht, die das Risiko eingeht, einen neuen Krieg anzuzetteln.» Byron Price, der als persönlicher Beauftragter des Präsidenten die Situation in Deutschland vor Ort inspizierte, berichtete Präsident Truman im Herbst 1945 über französische Umtriebe, die Viermächtemechanismen lahmlegten, und forderte eine Entscheidung. Price wie auch Eisenhower wussten nicht, dass die Wahl längst getroffen war. Eine Partnerschaft mit der UdSSR? Einen solchen Begriff kannte Trumans Gedankengut nicht.

Die Chance wurde vertan. Das Gegenteil trat ein: nie dagewesenes Wettrüsten, kalter Krieg, der eigentlich der Dritte Weltkrieg genannt werden soll. Ob die Regierenden nach der Beendigung der heissen Phase des kalten Krieges weiser sein werden als ihre Vorgänger aus dem Jahr 1945, wird erst die nächste Generation erfahren. Man kann nur wünschen, dass ihr manche besonders schmerzhaftes Enttäuschung erspart bleibt.

ALS 999er IN DER BEWÄHRUNGSEINHEIT

Egon Franke

In meiner frühesten Jugend, also in der Zeit, als ich als Schüler in den Jahren 1919 bis 1927 die Volksschule besuchte, interessierte und bewegte mich schon das politische Zeitgeschehen. Ich bin 1913 geboren. Die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war voller eindrucksvoller Geschehnisse. Heute liest es sich merkwürdig, aber damals lernte ich, für mich überzeugend und eindrucksvoll, mein Vaterland zu lieben. An Gedenktagen jener Zeit, die mit Feierstunden in den Schulen begangen wurden, wurden diese mit gemeinsam gesungenen Liedern beendet, die ich mit Begeisterung mitsang, z.B. «Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand» oder «Einigkeit und Recht und Freiheit» oder ähnliche Lieder. Das hat mit zu einer Prägung für meinen weiteren Lebensweg beigetragen. Sie hat zu einer bis heute unveränderten Grundeinstellung geführt, aus der 1933 meine aktive Beteiligung am Widerstand gegen die Nazis erwuchs.

Ich wurde aufgrund dessen schliesslich von der Gestapo verhaftet, vom Sondergericht verurteilt und eingesperrt. Während der Zeit meiner Haft wurde zur Erfassung aller entsprechenden Jahrgänge eine allgemeine Musterung für die Wehrmacht durchgeführt. Bei dieser Gelegenheit wurde ich als wehrunwürdig eingestuft, vom Dienst in der Wehrmacht ausgeschlossen und für die entsprechenden Karteien so registriert. Als der Zweite Weltkrieg begann, wurden die gemusterten Jahrgänge nach Bedarf eingezogen und an die Fronten in West und Ost

gebracht. Das ging so lange, bis die deutschen Reserven immer geringer wurden und schliesslich verbraucht waren. Die fehlenden Soldaten wurden durch «Verbündete», Italiener und andere, ergänzt. Das reichte aber auch nicht mehr, und dann wurden Schüler und alte Männer zur Verstärkung der Wehrmacht eingezogen. Als diese Reserven sich auch fast verbraucht hatten, kamen zuständige Stellen auf die Idee, die als unwürdig Ausgemusterten – das waren Tausende –, als bedingt wehrwürdig zu erfassen und in extra geschaffene, so bezeichnete «Bewährungseinheiten» einzuziehen. Aus ihnen entstanden dann Divisionen, die alle nach einer Schnellausbildung, mit neuesten und modernsten Waffen ausgerüstet, umgehend zur «Bewährung» in besonders gefährdeten Frontabschnitten eingesetzt wurden. In ihrer Nachbarschaft befanden sich immer als elitär bekannte SS-Formationen.

Meine bei Anbeginn des Krieges vertretene Meinung, dass der Krieg nicht von Hitler-Deutschland gewonnen werden könne, wenn sich die Grossmächte zusammenfinden würden, wurde durch die tatsächlichen Anfangserfolge im Krieg gegen Polen und Frankreich sehr erschüttert. Gleichzeitig kam die Passivität der USA, Grossbritanniens und auch der UdSSR dazu, so dass ich zu fürchten begann, meine Meinung würde leider nur ein Wunschtraum bleiben. Aber die dann nach den Anfangserfolgen folgenden Geschehnisse bestärkten wieder mehr und mehr die am Anfang vertretene Meinung. Es gab sehr viele Deutsche, die bis zum für sie bitteren Ende für ihr Vaterland, aber nicht für Hitler, kämpften. Sie glaubten sogar an Wunderwaffen, die es so gar nicht gab, auch noch, als so mancher ein Weiterkämpfen für sinnlos hielt. Die Zweifler hielten sich verständlicherweise bedeckt, denn man wusste, wie brutal und rücksichtslos jede zweifelnde Äusserung verfolgt und als Wehrkraftzersetzung gewertet wurde. Und von Jahr zu Jahr häufiger wurde diese mit dem Tode zur Abschreckung eventueller Nachahmer bestraft.

Der 20. Juli 1944 – von hohen Militärs und angesehenen Zivillisten ausgeführt – hätte Erfolg haben müssen. Was danach gekommen wäre, war zu dem Zeitpunkt völlig uninteressant. Für mich und meine «Bewährungskameraden», die «999er», führte der Misserfolg dazu, dass der Versuch, die «999er» sich «bewähren» zu lassen, in das völlige Gegenteil verkehrt wurde. Der 20. Juli 1944 erweckte bei den zuständigen Behörden das seit der Zeit der Musterung gehegte Misstrauen erneut. Die «999er» wurden über Nacht entwaffnet und ab da nur noch zu Pionierarbeiten, zum Bau von Panzersperren und ähnlichen Hindernissen, d.h. zur Behinderung des Vormarsches der Alliierten eingesetzt. Was es nach der Invasion der Alliierten noch an Formationen in dem so entstandenen Chaos gab, wurde zum so bezeichneten «planmässigen Rückzug» gezwungen. So mancher Soldat und Zivilist hat bei dieser Art, den Krieg weiterzuführen, noch unsinniger als schon zuvor Millionen, sein Leben lassen müssen. Das Ende des Rückzuges und damit auch des Krieges führte meine Kameraden und mich nach Simbach am Inn, dem deutschen Stadtteil von Braunau, dem Geburtsort jenes Menschen, der sich zum «Führer» Deutschlands gemacht hatte. Es war schon ein Kuriosum eigener Art für mich, der ich von Anbeginn das verbrecherische Wirken der Nazis und deren Führer bekämpft hatte, das Ende dieses Kampfes gerade dort zu erleben.

Der als «planmässig» bezeichnete Rückzug hatte sich für uns Beteiligte mehr und mehr als Chaos erwiesen. Auch eines war nach und nach deutlich geworden: Der Rückzug ging nach Süden in Richtung Alpenfestung. Genaueres wussten wir nicht. Und immer befanden sich in der Nachbarschaft SS-Formationen, die unheimlich auf uns wirkten. Selbst wenn sie in dem wochenlangen Rückzug zwei oder drei Tage mal nicht sichtbar waren, plötzlich waren sie wieder da. Die Sorge um unsere Sicherheit und unser Leben wurde nicht geringer. Kärghliche

Nachrichten, die bis zu uns durchdrangen, liessen erkennen, dass wenige Kilometer südlich von uns russische Truppen von deutschen Formationen aufgehalten und zurückgeschlagen wurden. Wir wussten nicht genau, wo wir waren, doch hielten es unsere Befehlsgewaltigen für angebracht, uns in eine ausfindig gemachte Schneise zur Rast zu verweisen. Das war für uns das Ende des Rückzuges und die Rettung, denn wenige Stunden, nachdem wir – bedeckt mit Tannenzweigen – gelagert hatten, kamen unerwartet amerikanische Soldaten in einem Jeep den schmalen Waldweg zur Schneise, entdeckten uns, es war an einem Spätnachmittag, verlangten nach unseren Vorgesetzten und machten ihnen klar, dass sie uns am anderen Morgen abholen würden und in ein Sammellager bringen wollten. Wir wussten bis zu diesem Zeitpunkt nicht, wo wir waren. Mit einhundertzwanzig «999ern» begannen wir den Rückzug, diese Zahl reduzierte sich schliesslich auf fünfzig Mann, die anderen hatten die sich bietenden Gelegenheiten genutzt, um zu fliehen. Ob ihre Rechnung aufgegangen ist oder nicht – ob sie Opfer der Suchkommandos der SS geworden sind und beim Aufgreifen sofort erschossen wurden – ist mir nicht bekannt. Für uns war der erste Schritt in die Freiheit getan. Die nicht unbegründet befürchtete Eskalation des Verhaltens der SS blieb für uns persönlich aus. Am anderen Morgen, nach der ersten Begegnung mit amerikanischen Soldaten, wurden wir abgeholt und zum ersten Sammelplatz gebracht. Zu meiner grossen Überraschung war dieser, wie gesagt, eben in Braunau am Inn.

Von Braunau marschierten wir durch weitere Sammelstellen mit schnell wachsender Zahl gefangener deutscher Soldaten. In Regensburg war das grösste amerikanische Gefangenenlager zusammengestellt. Die Versorgung der Gefangenen wurde trotz intensiver Bemühungen zum fast unlösbaren Problem. Nach gründlicher Sanierung (totaler Haarschnitt und Pudern gegen Läuse und ähnliches Unge-

ziefer, das zur Verbreitung von Krankheiten und Seuchen Anlass geben konnte) entliessen die Amerikaner die Gefangenen, die im amerikanischen Besatzungsbereich ihren Wohnsitz hatten, um die Sicherstellung der Versorgung in die Hände der Deutschen selbst zu übertragen. So kam es für mich nach knapp vier Wochen Kriegsgefangenschaft zum endgültigen Abschluss des Krieges, dessen Ende ich nach zwölf Jahren Nazi-Herrschaft für mich persönlich, aber auch für unser Volk, als Befreiung empfunden habe und weiterhin empfinde.

Wenn man sich die Situation unserer Bewährungseinheit nochmals vergegenwärtigt, wird klar: Erst, als wir in amerikanische Gefangenschaft gekommen waren, endete auch die ständige Nachbarschaft mit den SS-Formationen und die Angst vor ihnen, da deren Verhalten für uns bis in die letzten Stunden völlig ungewiss war. Es war nicht ausgeschlossen, dass sie zum Schluss «verbrannte Erde» hinter sich lassen würden, denn der Begriff war leider nicht nur ein Ausdruck aus dem napoleonischen Russlandfeldzug, sondern die zutreffende Bezeichnung für viele Gebiete, über die die Furie Krieg jetzt mit tödlichem Inferno hinweggezogen war.

Es stimmt, dass am 8. Mai 1945 der Krieg mit Waffen beendet wurde. Doch es ist immer noch ein langer Weg, bis das, was man als Frieden bezeichnet, eine ausgleichende Gerechtigkeit geschaffen haben wird. Neuen Generationen wird die Lösung dieser Aufgabe vorbehalten bleiben, Generationen hüben und drüben, wenn ich diese Bezeichnung zur Verdeutlichung meiner Meinung bemühen darf, Generationen, in denen der Wille zur ausgleichenden Gerechtigkeit jegliches Tun und Handeln der Verantwortlichen bestimmt. Als Erkenntnis und Konsequenz möchte ich aus meinem Erleben heraus nachfolgenden Generationen unbedingt empfehlen, nationalistische oder sogenannte rassistisch überbewertete Vorzüge völlig aus ihrem Denken zu verbannen zugunsten einer Welt, in der friedliebende Völkergemeinschaften bei

Respektierung der naturbedingten Unterschiedlichkeiten in Eintracht leben können. Ich weiss, das Ziel liegt in weiter Ferne, aber jeder Schritt darauf hin, heute und morgen, trägt dazu bei, ein Stück dem schon seit vielen hundert Jahren erstrebten «Frieden auf Erden» näherzukommen. Es gibt Beispiele dafür, dass etwas solches möglich ist. Denn so manche früher zerstrittenen Völker leben jetzt befriedet und vereint in Harmonie zusammen.

DER KRIEG IN MEINEM LEBEN

Michail Gorbatschow

Vom Kriegsbeginn hörte ich, wie alle Einwohner Priwolnojes, am Morgen des 22. Juni 1941. Eine Schreckensnachricht. Im Dorfsowjet war ein Radioempfänger aufgestellt, wir hörten die Ansprache Molotows.

Ich war zehn Jahre alt, doch die Bilder und Ereignisse der Kriegsjahre prägten sich für immer in mein Gedächtnis ein.

Ich erinnere mich, dass nach ein paar Wochen kein Mann mehr im Dorf war. Die Einberufungsbescheide der Armee kamen gegen Abend aus dem Rayon, als alle von der Arbeit zurückgekehrt waren. Man sass am Tisch, ass zu Abend, und plötzlich – Hufgeklapper. Alle erstarren: Galoppiert der Bote vorbei oder hält er vor dem Haus? Mein Vater, der als Mechaniker im Kolchos arbeitete, erhielt den Bescheid ebenfalls gegen Abend. Wir begannen zu packen. Am Morgen lud man das Gepäck auf einen Wagen und machte sich zusammen mit anderen Einberufenen auf den Weg in die Kreisstadt. Ganze Familien begleiteten sie. Es gab Tränen und Worte des Abschieds. In der Kreisstadt trennte man sich. Frauen, Kinder und die Alten hielten einander und weinten, ihr Schluchzen verschmolz zu einem einzigen, herzerreissenden Stöhnen. Ein letztes Mal kaufte mein Vater mir ein Eis und eine Balalaika als Andenken.

Sehr bald trafen in Priwolnoje die ersten Todesnachrichten ein. Wieder gegen Abend warteten wir ängstlich auf das Klappern von Pferdehufen. Hält der Bote bei einer Hütte, herrscht Stille – doch nach einer Minute ertönt ein schreckliches, unmenschliches, unerträgliches Geheul.

Mein Vater hatte die Zeitung «Prawda» abonniert. Jetzt las ich sie laut – für die Frauen. Anfangs hofften, glaubten wir, dass die Faschisten jeden Augenblick aufgehalten würden. Doch im Oktober rückte der Feind dicht bis Moskau vor und in unsere Richtung – nach Rostow.

Der erste Kriegswinter kam früh und war rau. Einen solchen Winter habe ich später nicht mehr erlebt. Der Schnee blieb bis zum Frühjahr liegen, es war eine richtige «Herrschaft des Schnees». Es war nur schwer, unter dieser Herrschaft zu leben. Mit den Lebensmitteln, dem Viehfutter und dem Brennmaterial wurde es immer schlimmer und schlimmer. Man musste etwas tun, um irgendwie zu leben. Und all das fiel auf die Frauen zurück, unter ihnen meine Mutter. Sie hatten eine kräftezehrende Arbeit im Kolchos und im Haus, halbnackte und halb verhungerte Kinder und die Angst um den Mann. Doch die Frauen trugen ihr Kreuz mit Fassung.

Nachdem mein Vater an die Front gegangen war, musste auch ich im Haus eine Menge tun: Ich hatte das Heu für die Kuh und Heizmaterial fürs Haus zu besorgen. Wälder gab es in unserer Gegend nicht, für die Beheizung der Hütte sammelte man stacheliges Steppengehölz.

Für uns, die Jungen der Kriegszeit, deren Kindheit gerade zu Ende war, begann das Erwachsenenleben ohne Übergang. Vergessen waren die Vergnügungen und Spiele, unterbrochen war der Schulunterricht.

Nach dem Ende des Jahres 1942 überrollte uns von Rostow her eine Fluchtwelle. Die Menschen schleppten sich dahin, manche mit Rucksäcken, andere mit Kinderwagen oder mit Handkarren. Sie tauschten ihre Habseligkeiten gegen Essbares. Man trieb Kühe, Pferde- und Schafherden voran und brannte die Getreidefelder ab, die noch nicht abgeerntet waren.

Am 27. Juli 1942 zogen sich unsere Truppen aus Rostow zurück. Die Detonationen von Bomben, das Krachen von Geschützen und die

Schüsse waren immer lauter zu hören, als wenn Priwolnoje von zwei Seiten eingekreist wurde. Zusammen mit unseren Nachbarn hoben wir einen Schützengraben am Abhang zum Fluss aus – unsere armseelige Deckung. Und plötzlich war es still. Zwei Tage Stille. Weder von unseren, noch von den deutschen Streitkräften war etwas zu hören. Aber am dritten Tag drangen aus Richtung Rostow deutsche Motorradfahrer ein. Ich und ein paar Burschen standen bei unserer Hütte. «Laufen wir weg!» rief einer. Ich hielt sie auf: «Halt! Wir fürchten uns nicht vor ihnen!» Es waren nur Aufklärer. Doch bald kam auch die Infanterie in unser Dorf. Nach drei Tagen hatten die deutschen Truppen Priwolnoje besetzt. Sie begannen, sich vor den Bombern zu tarnen und holzten alle Gärten bis zu den Wurzeln ab, deren Anbau Jahrzehnte gedauert hatte.

Am 5. August 1942 wurde Stawropol besetzt. Von Rostow aus erreichten die Deutschen auch Naltschik, praktisch ohne dass sie dabei auf Widerstand stiessen. Unsere Truppen waren desorganisiert. Nur bei der Stadt Ordschonikidse (dem heutigen Wladikawkas) wurde ein Angriff gestoppt, der auf die Einnahme der Ölfelder von Baku abzielte. In Priwolnoje blieb eine kleine Garnison zurück, die dann gegen irgendeine Einheit ausgetauscht wurde – mir prägten sich die Litzen an ihren Ärmeln und der ukrainische Dialekt ein. Aus Verstecken kamen nun Deserteure hervor, von denen viele in die Polizei eintraten. Damit begann unser Leben auf besetztem Territorium.

Bald kamen überraschend Polizisten zu uns ins Häus. Sie durchsuchten es und warfen alles um. Dann nahmen sie auf einem Leiterwagen Platz und befahlen meiner Grossmutter, mit ihnen auf die Polizeistation zu kommen – zum Verhör. Aber was hätte sie sagen können? Dass ihr Mann ein Kommunist ist und Vorsitzender des Kolchos, dass ihr Sohn und ihr Schwiegersohn in der Roten Armee dienen. Das wussten sie alles schon. Meine Mutter verhielt sich während der Hausdurchsuchung und der Verhaftung tapfer. Ihr Mut war nicht nur auf

ihren Charakter zurückzuführen – sie ist eine resolute Frau –, sondern auch auf die Verzweiflung und die Ungewissheit, wie das alles enden mochte. Unserer Familie drohte Gefahr. Gerüchte über Massenerschiessungen in den benachbarten Städten kamen auf, über irgendwelche Autos, in denen Menschen vergast wurden (nach der Befreiung bestätigte sich das: Tausende von Menschen, grösstenteils Juden, wurden in der Stadt Mineralnyje Wody erschossen). Weiter ging das Gerücht um, dass ein Blutbad unter den Familien von Kommunisten vorbereitet wurde. Wir begriffen, dass die Mitglieder unserer Familie die ersten auf dieser Liste sein würden. Meine Mutter und Opa Andrei versteckten mich in einem Zuchtbetrieb hinter dem Dorf. Das Blutbad zeichnete sich für den 26. Januar 1943 ab, doch am 21. Januar 1943 befreiten unsere Truppen Priwolnoje.

Von der vernichtenden Zerschlagung der deutschen Truppen bei Stalingrad erfuhren wir im Dorf von den Deutschen selbst. Schon bald begannen die deutschen Truppen, die fürchteten, in einen neuen «Kessel» zu geraten, sich eilig aus dem Nordkaukasus zurückzuziehen.

... Noch einmal überrollte die Front unsere Region, diesmal in Richtung Westen. Das Leben musste wieder in Gang kommen. Alles war zerstört, es gab keine Geräte, kein Vieh und kein Saatgut. Der Frühling kam. Kühe mussten vor die Pflüge gespannt werden. Aber viele schonen ihre Kuh – war sie doch oft, besonders für solche, die Kinder hatten, die einzige Nahrungsquelle. Eher spannte man sich selbst vor den Pflug. Dieses schreckliche Bild kann man nicht beschreiben: Die einen legten die Riemen an und zogen den Pflug mit aller Kraft, die anderen trieben ihn von hinten voran. Sich selbst schonen sie nicht.

Im Winter und Frühjahr 1944 begann die Hungersnot. Meine Mutter und ich überlebten sie unter Anstrengungen und dank der Tatsache, dass es gelang, die väterlichen Stiefel und einen Anzug gegen Mais

einzutauschen. Wie eine Sendung Gottes und zur allgemeinen Freude kam gegen Ende des Frühlings der Regen. Alles um uns herum auf dem Feld und in den Gemüsegärten begann zu wachsen. Unsere Erde half uns auch diesmal aus der Not.

Waren kamen praktisch überhaupt nicht mehr in unser Dorf. Keine Geräte, keine Kleidung, keine Schuhe, kein Salz, keine Seife, keine Kerolinlampen, keine Streichhölzer... Anfangs lernten wir, Schuhe und Kleidung selbst auszubessern. Doch als die geflickten alten Sachen endgültig in Fetzen hingen, fand man einen anderen Ausweg – man begann, Hanf anzubauen. Man erntete ihn mit der Hand. Man nahm die Garben, feuchtete sie im Fluss an, trocknete sie, schwang sie, und erhielt ein rohes Garn. Auf «Grossmutterns» Handwebstühlen, die man vom Dachboden heruntergeholt hatte, webte man beinahe in jeder Hütte Leinentücher. Nach dem Bleichen nähte man daraus Hemden.

Am Ende des Sommers 1944 kam ein seltsamer Brief von der Front. Wir öffneten den Umschlag; darin befanden sich Dokumente und Familienfotos, die mein Vater bei sich getragen hatte, als er zu Front abgerückt war, sowie die kurze Mitteilung, dass der Hauptfeldwebel Sergei Gorbatschow auf dem Berg Magura in den Karpaten den Heldentod gefunden habe ...

Bis zu dieser Zeit hatte mein Vater im Krieg schon einen weiten Weg zurückgelegt. Man hätte ihn schon einige Dutzend Male töten können. Die Division, in der er als Pionier diente, hatte an der Schlacht am Kursker Frontbogen teilgenommen, an der Operation in Ostrogoschsk und Rossosch (im Gebiet Woronjesch, d. Übers.), an der Operation bei Charkow und an der Überquerung des Dnjepr, wofür er die Tapferkeitsmedaille erhalten hatte. Auf die war er besonders stolz, obwohl er danach noch zweimal den Orden «Roter Stern» erhielt. Wieviele blutigen Gemetzel hatte er überstanden, um sein Ende auf diesem verfluchten Berg Magura zu finden ...

Drei Tage lang weinte die ganze Familie. Und dann – kam ein Brief meines Vaters, offenbar lebendig und gesund. Jemandem war ein Fehler unterlaufen: An der Front war ja alles möglich! Er sei ein zweites Mal für uns geboren worden, scherzte mein Vater.

Und doch trug der Hauptfeldwebel Gorbatschow für den Rest seines Lebens ein Mal des Krieges davon. Ein Splitter von einer Fliegerbombe brachte ihm eine schwere Verletzung am Bein bei. Ein paar Millimeter weiter seitlich und das Bein wäre völlig abgerissen worden – aber es war noch einmal gut gegangen. Passiert war das in der Tschechoslowakei, in der Nähe der Stadt Kosice. Hier endete das Frontdasein meines Vaters. Er wurde in einem Hospital in Krakau behandelt, und kurz darauf, am 9. Mai 1945, kam die Nachricht vom Sieg.

Bis zum Ende seiner Tage kam mein Vater nicht von dem los, was er in den Kriegsjahren durchgemacht hatte. Ich erfuhr viel aus seinen Erzählungen, das für immer in meinem Bewusstsein haften blieb – welche übermenschlichen Anstrengungen erforderlich waren, um die Unabhängigkeit der Heimat zu verteidigen, und welche Schrecken der Krieg den Menschen bringt.

Der Krieg brachte furchtbare Armut über das ganze Land. Alles war zerstört, was mit schwerer Arbeit aufgebaut worden war. Auch die Hoffnung auf ein glückliches Leben war zerstört. Kinder blieben ohne Väter zurück, Frauen ohne Männer, Mädchen ohne ihre Verlobten. Im Zentrum von Priwolnoje steht heute ein bescheidener Obelisk, in dem alle Familiennamen derer eingemeißelt sind, die umkamen. Unter ihnen ist eine ganze Spalte von Gorbatschows.

Ich war 14 Jahre alt. Meine Generation ist die Generation der Kriegskinder. Der Krieg brannte uns, drückte unseren Charakteren und unserer Weltanschauung seinen Stempel auf.

50 Jahre später sind immer weniger von seinen Teilnehmern und jenen, die ihn selbst erlebt haben, übrig. Die Mehrheit der Bevölkerung besteht aus ihren Kindern und Enkeln.

Heute stehen wir an der Schwelle zu einem neuen Jahrhundert und einem neuen Jahrtausend. Und wenn ich über diesen Krieg nachdenke, wenn ich versuche, ihn zu bewerten, läuft vor meinem geistigen Blick die ganze tragische Geschichte des 20. Jahrhunderts ab – mit ihren revolutionären Erschütterungen, totalitären Regimen, technischen Erfindungen und ihren beispiellos blutigen Kriegen.

Im Zweiten Weltkrieg waren diese Merkmale des ausgehenden Jahrhunderts scheinbar konzentriert zusammengefasst. Seine Ursprünge liegen im Ersten Weltkrieg (1914-1918), der die Menschheit erschütterte hatte.

Das Versailler System bedeutete nur eine befristete Atempause, die Machtübernahme der Nazis in Deutschland wurde zum Vorboten des Zweiten Weltkrieges. Und dieser endete mit den Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki; in einem Augenblick verbrannten Hunderttausende von Menschen.

Mit dem Beginn der Epoche der wissenschaftlich-technischen Revolution begann leider auch die Vorbereitung eines dritten, atomaren Weltkrieges. Der kalte Krieg, der die gesamte Atmosphäre der internationalen Beziehungen fast ein halbes Jahrhundert lang prägte, steuerte unerbittlich auf eine globale Katastrophe zu. Diese gelang es zu verhindern, doch über hundert Kriege in der Dritten Welt, die zur Kampfarena der beiden Blöcke geworden war, kosteten Dutzende Millionen Menschen das Leben.

All diese Leiden – die unzählbaren materiellen und menschlichen Verluste, verursacht durch die ununterbrochene Folge von Kriegen und bewaffneten Auseinandersetzungen im Laufe des Jahrhunderts – waren sie unabwendbar?

Man kann natürlich viele objektive Gründe und Faktoren nennen, welche diesen Lauf der Ereignisse ermöglichten. Doch ich bin überzeugt, dass es keine fatale Vorbestimmung gab. Meine eigene Erfahrung gestattet mir zu behaupten: Die «Mächtigen dieser Erde» sind

keineswegs nur unbewusste Werkzeuge «von oben» festgelegter Gesetze des Daseins. In jedem Fall hing im 20. Jahrhundert der Lauf der Geschichte unvergleichlich stärker von der Wahl von Staatsmännern und deren Entscheidungen ab als früher. Und jetzt ist noch offensichtlicher, wie oft diese unter dem Einfluss politischer Ambitionen, egoistischer Interessen, falscher Informationen und fehlerhafter Beurteilungen stehen. So war es am Vorabend sowohl des Ersten als auch des Zweiten Weltkrieges. So war es auch nach dem Sieg der Alliierten über den Hitlerfaschismus. Es bestand die Möglichkeit, den Lauf der Geschichte zu verändern, die Logik der Gewalt und des Krieges zu zerbrechen. Doch diese Chance wurde erneut vertan. Wären die Regierenden der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion damals in der Lage gewesen, die Situation richtig zu bewerten, die nationalen Interessen in ein vernünftiges Verhältnis mit den Rechten und Interessen der übrigen Staaten und Völker zu bringen, dann wäre unser Planet heute ein glücklicherer Platz für die Menschen.

Ich musste mich schon oft kritisch mit der Aussenpolitik unter der Führung Stalins auseinandersetzen. Sie war nicht fähig, die Nachkriegssituation angemessen zu bewerten und beging den groben Fehler, den Sieg der Demokratie über den Faschismus mit einem Sieg «ihres» Sozialismus gleichzusetzen, der sich nun wohl leicht über die ganze Welt ausbreiten würde.

Doch auch die westliche Seite machte einen Fehler. Die Schlussfolgerung, dass möglicherweise eine direkte sowjetische Aggression bevorstand, erwies sich als falsch. Stalin fürchtete den Krieg, wollte keinen Krieg und wäre das Risiko eines grossen Krieges nicht eingegangen. Das Land war verwüstet, ausgeblutet und hatte Millionen Menschen verloren. Das Volk hasste den Krieg und wünschte sich leidenschaftlich ein friedliches Leben.

Durch die Einbeziehung der «atomaren Komponente» in die Weltpolitik und die dadurch bedingte Entfesselung des ungeheuren Wett-

rüstens – die treibende Kraft war hier vor allem der Westen – kam das heraus, was gewöhnlich als «Überschreitung der unumgänglichen Selbstverteidigung» bezeichnet wird. Mit einem Wort: Beide Seiten trafen Entscheidungen, welche die Welt spalteten und sie an den Rand des Abgrunds drängten.

Indessen gab es neben den negativen Tendenzen auch eine Reihe von positiven Veränderungen. In Westeuropa entfalteten sich Integrationsprozesse, deren Bedingung und Folge zugleich die Annäherung der Bundesrepublik Deutschland an ihre westlichen Nachbarn, vor allem an Frankreich, war. Und dann begann der gesamteuropäische Prozess: Die Schlussakte von Helsinki wurde unterzeichnet, schliesslich fand nach der Auflösung der totalitären Systeme der Pariser Gipfel unter Teilnahme der USA und Kanada statt, die Charta für ein neues Europa wurde angenommen. Diese Ereignisse kennzeichneten und besiegelten das Ende des kalten Krieges.

Im Rahmen dieses Prozesses versöhnten sich – ein historisches Ereignis – Deutschland und Russland. Ich erinnere mich oft an die Worte, die Bundeskanzler Kohl mir im Sommer 1990 gesagt hat: «Die ganze Geschichte Russlands und Deutschlands zeugt davon, dass es zwischen Russen und Deutschen niemals eine angeborene Feindschaft gegeben hat. Die Kräfte des Bösen, nicht die des Guten, hetzten sie gegeneinander auf, und das hatte tragische Folgen.» Ich teile diese Meinung voll und ganz.

Doch es waren tiefgreifende Änderungen in der nationalen Psychologie der Russen erforderlich, um das zu überbrücken, was uns im 20. Jahrhundert getrennt hat. Dies wurde erst unter den Bedingungen der demokratischen Umgestaltung und dank der Perestroika möglich. Und als Millionen von Deutschen auf beiden Seiten der Berliner Mauer machtvoll ihren Wunsch nach Wiedervereinigung zum Ausdruck brachten, stiess das in unserem Volk auf Verständnis. Ohne das wäre es kaum gelungen, den friedlichen Charakter der Vereinigung zu gewährleisten.

Die Vereinigung Deutschlands wurde zum wichtigsten Ereignis bei der Überwindung der Spaltung Europas. Es ist eine andere Sache, dass die Staatsmänner den negativen Folgen, die mit dem Eintritt Europas in die Übergangsphase verbunden waren, nicht mit den geeigneten Mitteln begegnen konnten. Mehr noch: Einige nutzten die Unbestimmtheit und das Durcheinander für ehrgeizige Ziele und schürten die nationale Unzufriedenheit ihrer Völker, die im Zuge der Ereignisse vielleicht sogar gerechtfertigt war. Das führte zu dem Drama in Jugoslawien, das den europäischen Prozess diskreditiert hat.

Es werden beunruhigende Anzeichen für eine neue Spaltung Europas sichtbar – ökonomische, politische und sogar religiöse. Es werden Tendenzen sichtbar, die Russland in die Isolation treiben. Geschieht das mit Absicht, dann ist das ein neues Verbrechen der Geschichte gegenüber. Falls diese Tendenzen «von selbst», sozusagen spontan entstanden sind, dann muss dem umgehend ein Ende gemacht werden – und zwar ausdrücklich über und mit Hilfe der OSZE. Eine entscheidende Rolle müssen dabei diejenigen spielen, die staatliche Macht in ihren Händen halten. Dafür muss man vor allem die «physische Kraft des Geistes» an den Tag legen und das verlogene Postulat überwinden, welches die internationale Politik sehr negativ beeinflusst: der Westen, die USA und die NATO hätten im kalten Krieg den Sieg errungen.

Ich beobachte die aktuelle internationale Politik genau und komme zu dem Schluss, dass man im Westen noch nicht die unvermeidlichen Schlüsse aus den tragischen Lektionen des 20. Jahrhunderts gezogen hat, dass man sich noch nicht davon gelöst hat, die Welt als eine Kampfarena und andere Zivilisationen als fremd und feindselig zu betrachten. Wenn diese Einstellung die Oberhand gewinnen sollte, würde dies die Rückkehr zu jener Logik der internationalen Beziehungen bedeuten, die schon so oft verderbliche Folgen hatte. Wenn Kurs auf ein neues System der internationalen Beziehungen genom-

men wird und auf eine neue Weltordnung, dann darf nicht zugelassen werden, dass wieder einmal – wie es seit Jahrhunderten gang und gäbe war – ausschliesslich die eigenen Interessen, die eigene Lebensart und die eigenen Werte und Vorzüge für das Wichtigste gehalten werden. Es wäre im höchsten Masse tragisch, wenn man sich, nachdem die «Welt vom Typ 1946» beseitigt wurde, in der «Welt vom Typ 1914» wiederfände.

Man muss die grundlegende Bedeutung der gegenseitigen Abhängigkeit begreifen, in der sich die Bestandteile der Weltgemeinschaft befinden. Mit dem nötigen Verständnis hätte man ungünstigen Entwicklungen an potentiellen Konfliktherden rechtzeitig zuvorkommen können. Damit hätte man das neue Gleichgewicht schon früher nach den Prinzipien der Partnerschaft und Zusammenarbeit in Ordnung bringen können – anstelle des Systems einer künstlichen, gewaltbedingten Stabilität, das auf dem Gegeneinander der Blöcke und auf dem Wettrüsten basiert.

Dann könnten wir zu einer Welt ohne Atomwaffen übergehen. Obwohl ich auch Verständnis für jene habe, die auf die Gefahr abenteuerlicher Begierden eines Diktators oder eines autoritären Systems hinweisen. Ich denke jedoch, dass eine neue Struktur der internationalen Beziehungen mit einer unanfechtbaren Überlegenheit der Demokratien an modernen konventionellen Waffen zuverlässige Garantien geben könnte.

Denken aber jene, die heute am Steuer der Weltpolitik stehen, klar genug und haben sie auch die Phantasie und den Willen zu einer bahnbrechenden Neuorientierung der Weltpolitik?

Zum Abschluss möchte ich die Kindheitserlebnisse während des Krieges und das «neue Denken», das sich in der Zeit als Staatsmann gebildet hat, verbinden. Natürlich konnten keine solchen Gedanken über Krieg und Frieden im Kopf eines Dorfjungen entstehen, der in den Strudel dieses Krieges geraten war. Aber emotional legte wahrscheinlich genau das die Grundlagen dafür, was später zu den Überzeugungen des Politikers wurde.



Auf der Konferenz von Jalta (4.-11. Februar 1945) berieten Churchill, Roosevelt und Stalin (von links) über die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen und Reparationsleistungen.

MARSEILLE 1945 – PARIS 1995

Alfred Grosser

Es geht um das persönliche Erleben damals, es geht aber auch um das halbe Jahrhundert seitdem, denn der 8. Mai 1945 hat für mich nie an Bedeutung verloren. Er hat stets als Ansporn für den ständigen Versuch gewirkt, in Deutschland und in Frankreich den Rückblick in den Dienst des Ausblicks, der Zukunftsgestaltung, zu stellen.

Der deutsche Leser muss zunächst verstehen, dass für Millionen von Franzosen, zu denen auch ich gehörte, der 8. Mai 1945 gewiss als Tag der Freude erlebt wurde, aber die Befreiung von der Hitler-Macht, die war schon im Vorjahr gefeiert worden. Und bereits im zweiten Halbjahr 1994 ist «la Libération» in Frankreich als verherrlichte Erinnerung allgegenwärtig gewesen. Die innenpolitischen Auseinandersetzungen hatten allerdings wenig mit einem patriotischen Konsens zu tun. Die Sorge um den Alltag überschattete weitgehend die Betrachtung des Kriegsgeschehens, und sei es nur, weil es keine allgemeine Mobilmachung gegeben hatte und nicht allzu viele Franzosen an den Kämpfen zunächst in Ostfrankreich, dann auf deutschem Boden teilgenommen hatten. Für viele Familien jedoch bedeutete das erwartete Ende des Krieges die Heimkehr der immer noch internierten Kriegsgefangenen von 1940 und der Abertausenden von Deportierten aus den Konzentrations- oder Vernichtungslagern.

Die «Libération» habe ich in Marseille erlebt. Ich lebte dort seit September 1943 mit gefälschtem Ausweis als Lehrer in einer katholischen Privatschule. Am 27. Mai 1944 wurde die Stadt von amerikani-

schen Flugzeugen bombardiert. Es gab zwischen zwei- und dreitausend Tote. Mit einigen meiner Schüler aus der Sekundarstufe habe ich eine Woche lang Leichen geborgen, nach noch Lebenden gesucht, Körperteile ausgegraben. Mit neunzehn Jahren hatte ich somit mein erstes direktes Erlebnis des Grauens. Und doch waren die Trümmer in Marseille unbedeutend, verglichen mit der Zerstörung von Caen, von Brest, von Saint Malo, das heisst also im Westen Frankreichs, nach der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944. In Deutschland wird seitdem übrigens ständig übersehen, dass nicht allein deutsche Städte zugleich zerstört und befreit worden sind.

Am 15. August landeten die alliierten Truppen an der französischen Riviera östlich von Marseille, und französische Einheiten drangen in Richtung der Stadt vor. Bevor sie sie erreichten, gab es einen Aufstand gegen die bereits im Abzug begriffene deutsche Besatzung. Meine Teilnahme an den ohnehin begrenzten Kämpfen hielt sich in Grenzen. Aber ich gehörte doch zu den Siegern. Hätte ich auch nur ein wenig Jura studiert gehabt, hätte ich ein höheres Amt in der neuen Verwaltung bekleiden dürfen. Ich meldete mich bei der Militärbehörde. Bevor die Rekrutierung endgültig war, wurde ich, da ich ja der deutschen Sprache mächtig war, beauftragt, die Dokumente zu sortieren, die die Gestapo in Marseille hinterlassen hatte. Dann aber wurde ich auf meinem Fahrrad von einem Autobus angefahren, war eine Zeitlang bettlägerig und musste danach noch bis zum Februar am Stock gehen. Somit endete meine militärische Laufbahn, ehe sie begonnen hatte.

Ich fand eine Stelle als Sekretär in einer Verladegesellschaft am Hafen von Marseille. Gleichzeitig arbeitete ich für die Germanistik-Examina, die in Sondersitzungen für Benachteiligte der Besatzungszeit abgehalten wurden. Im Februar machte ich das Staatsexamen – und fand eine neue, ganz andere Stellung: Ich wurde Pressezensor an der Marseiller Militärzensurbehörde im Rang eines Oberleutnants mit

dem in einer Zeit schlimmer Lebensmittelknappheit nicht hoch genug zu schätzendem Recht, im Offizierskasino essen zu dürfen.

Damals gab es in Marseille fünf Tageszeitungen. Ich war jede Nacht von 22.00 Uhr abends bis 3.00 Uhr morgens in einer anderen Redaktion. Den sechsten Abend der Woche verbrachte ich im Büro, wo die Verbote und Sprachregelungen von den Militärbehörden eintrafen; der siebte Abend war frei. Es galt, schnell die Bürstenabzüge der verschiedenen Ausgaben der Zeitungen zu lesen, um Streichungen vorzunehmen oder Veränderungen aufzuerlegen, und das nicht nur bei militärischen Informationen. Auch etwas, das einem Wetterbericht gleichkam, war zu verbieten, damit die deutsche Luftwaffe dies nicht benutzen konnte. Ausserdem waren Weisungen zu beachten wie: «Rien qui puisse entamer le moral de la population – nichts, was die Moral der Bevölkerung erschüttern könnte!»

Im Allgemeinen lief alles gut, und ich habe eine Menge über das Zeitungswesen gelernt und eine echte Leidenschaft für den Geruch und die Atmosphäre einer Druckerei erworben. So bin ich heute voller Mitgefühl für die alten Journalisten, die im hellen, fein säuberlichen Raum vor dem Computer der alten Technik und der alten Stimmung nachtrauern! Aber es gab auch die Müdigkeit, da ich tagsüber ja las und an meiner Magisterarbeit schrieb. Und dann gab es zwei ernste Zwischenfälle.

Da jede der Zeitungen etwa zwanzig Lokalausgaben hatte, mussten die Bürstenabzüge in grosser Eile gelesen werden, und die Zensoren sahen sich oft nur Anfang und Ende der meisten Artikel an und überflogen den Rest. Eines Morgens wurde ich zum Chefsensor gerufen. Ein hoher Marineoffizier war eigens aus der Kriegshafenstadt Toulon gekommen, um sich zu beschweren – ich hätte schlimme Angriffe gegen die Marine in der kommunistischen Tageszeitung «Rouge Midi» unzensuriert gelassen! Ich war überrascht, denn ich hatte keinen derarti-

gen Artikel bemerkt. Und die Redaktion hatte in der Tat klug manövriert. Der Artikel hiess «Die Probleme der Elektrizität in Südfrankreich» und befasste sich zu Anfang und zu Ende tatsächlich mit dieser Frage. Dazwischen aber kritisierte er ohne jeden Bezug zum Thema die Kriegsmarine und verhöhnzte sie! Ich bekam einen Tadel – und beglückwünschte den Chefredakteur zu seiner Schlauheit.

Der zweite Zwischenfall betraf mehr einen Kollegen. Das Kriegsende war nah. Alle Zeitungen hatten bereits den Satz der begeisterten Seite Eins parat. Wir hatten strenge Anweisung, keine verfrühte Ankündigung zu dulden und vor allem keine voreiligen Sonderausgaben zuzulassen, durch die man die Konkurrenz überrennen wollte. In den ersten Maitagen kam es dann zu ständigen Auseinandersetzungen mit den Redaktionen. Als die Zensur endlich grünes Licht gab, brachten alle die vor Tagen vorbereitete Titelseite. Leider hatte «La Marseillaise» jedoch übersehen, dass ihr Text nicht stimmte: Truman, Churchill und de Gaulle sprachen erst am 9. Mai 1945 zu ihren Völkern, und erst an diesem Tag donnerten die triumphalen Kanonenschüsse. Das Blatt aber hatte bereits am Morgen des 9. Mai verkündet, dass dies alles geschehen sei – der Chefredakteur musste gehen!

«Mein» 8. Mai 1945 ist eigentlich ein arbeitsamer Tag gewesen, mit viel Freude und wenig Begeisterung, weil ich unfähig bin, mich bei historischen Ereignissen zu begeistern – die Genugtuung wiegt nie völlig die schwierige Zukunft auf. Die Freude war also gross, konnte aber das private wie politische «Was nun?» nicht wegwischen.

Beide gehörten zusammen. Wie hätte ich die Germanistik trennen können von Deutschland und seiner Zukunft, wenn ich auch wusste, dass die meisten französischen und deutschen Germanisten das immer fein säuberlich getan hatten. Ich schrieb zwar eifrig an meinem «Diplome d'études supérieures» über Gerhart Hauptmanns Roman

«Der Narr in Christo Emmanuel Quint», aber meine ersten Zeitungsartikel in der Wochenschrift «Vérité – Wahrheit» des «Mouvement de Libération Nationale», dessen Jugendabteilung ich angehört hatte, waren politischer Natur.

In Bezug auf Deutschland hatte es zwei entscheidende Ereignisse gegeben, über die ich schon anderweitig berichtet habe. Zunächst und vor allem war es jene Nacht im August 1944, während der ich eine Information zu verarbeiten hatte, die die BBC am Abend gebracht hatte – die Insassen des Lagers Theresienstadt seien nach Auschwitz transportiert worden. Es war höchstwahrscheinlich, dass meine Tante Ida, die Schwester meines Vaters, und ihr Gatte, Onkel Kurt, ein Berliner Arzt, unter den Abtransportierten waren. Und später sollte ich nie etwas Gegenteiliges erfahren. Am Morgen nach dieser Nachricht kam ich zu dem Schluss, dass keine Gemeinschaft global schuldig gesprochen werden dürfe, auch nicht für die furchtbarsten Verbrechen, mochten die Verbrecher in ihren Reihen auch noch so zahlreich sein. Das bezog sich natürlich auf «die Deutschen – les Allemands».

Im September dann, nach der Befreiung Marseilles, habe ich Tag für Tag, eine Woche lang, das Krankenhaus besucht, in dem ein Freund mit einem Granatsplitter in der Leber dahinstarb. Im gleichen Saal lag ein sehr junger deutscher Kriegsgefangener. Mit ihm unterhielt ich mich erst zögernd, dann ausführlich; ich war neunzehn, er siebzehn. Er erwies sich keineswegs als ein Hitlerfeind, und das Wort SS hatte nichts Abschreckendes für ihn. Und dennoch empfand ich weder Abscheu noch die Neigung, ihn zu verdammen, sondern eher eine Art Mitleid, das mit dem aufklärerischen Willen verbunden war, ihn auf einen anderen Weg zu bringen.

In meinem 1993 erschienenen Buch «Mein Deutschland» habe ich geschildert, wie dann der Einstieg in die deutsch-französische Arbeit

stattgefunden hat. An dieser Stelle möchte ich lediglich herausstellen, wie sehr ich seit bald einem halben Jahrhundert die Väter der französischen Verfassung von 1946 bewundere, wie oft ich immer noch den ersten Satz der Verfassungspräambel zitiere: «Nach dem Sieg, den die freien Völker über die Regime davongetragen haben, die versucht haben, die menschliche Person zu unterjochen und zu entwürdigen ... – die Regime, nicht die Völker!

Gewissermassen als Nachspiel möchte ich noch einige Dinge zum 8. Mai anfügen, als Rückblick, nicht mehr als Erinnerung: Am 1. Juni 1994 hat «Die Woche» die Resultate einer demoskopischen Umfrage veröffentlicht. Auf die Frage: «Finden Sie es gut, dass Deutschland den Krieg verloren hat?», sagten 64% Ja und nur 13% Nein. Unter denen, die das Abitur gemacht hatten, kam das Ja auf 79%. Und als es zu beurteilen galt, ob das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Folgen für Deutschland eher eine Befreiung oder eine Niederlage gewesen seien, stand es 69 zu 13 für die Befreiung, mit 14% für «teils, teils». Unter den nach 1940 Geborenen war das Verhältnis 74 zu 10. Es wird den Leser nicht erstaunen, dass diese Werte eine grosse Genugtuung für mich bedeutet haben, vermischt mit Stolz, einiges dazu beigetragen zu haben, das eine solche Entwicklung ermöglicht hat.

Mit Recht ist die grosse Rede Richard von Weizsäckers am 8. Mai 1985 bewundert worden. Leider ist dabei aber im In- und Ausland viel zu sehr übersehen worden, dass die doppelte Bedeutung, die dem Tag beigemessen wurde, in der Bundesrepublik kein Novum war. Am 8. Mai 1949 hörte der Parlamentarische Rat in Bonn, der gerade seine Verfassungsarbeit verabschiedete, eine Rede von Theodor Heuss, der einige Wochen später zum ersten Bundespräsidenten gewählt werden sollte. Er sagte zum Schluss: «Im Grunde genommen bleibt dieser 8.

Mai 1945 die tragischste und fragwürdigste Geschichte für jeden von uns. Warum denn? Weil wir erlöst und vernichtet in einem gewesen sind.»

Zum 8. Mai 1975 hiess es beim damaligen Bundespräsidenten Walter Scheel: «Am 8. Mai 1945 brach das nationalsozialistische Regime endgültig zusammen. Wir wurden von einem furchtbaren Joch befreit, von Krieg, Mord, Knechtschaft und Barbarei ... Aber am 8. Mai 1945 fiel nicht nur die Hitler-Diktatur, es fiel auch das Deutsche Reich. Das Deutsche Reich war kein Werk Hitlers, es war der Staat der Deutschen.»

Dafür, was Scheel sagte, hatte ich umso mehr Verständnis, als er auch sagte: «Hitler wollte den Krieg. Er verwandelte das Land in eine riesige Kriegsmaschine, und jeder von uns war ein Rädchen darin. Das war erkennbar. Wir haben aber die Ohren und Augen verschlossen, hoffend, es möge anders sein.»

Gerade der Rückblick auf die Verantwortung, auf die entstandene Haftung, ist stets die gleiche geblieben. Das zu zeigen, genügt es, zwei weitere Reden anzuführen. Der schon zitierte Theodor Heuss sagte als Bundespräsident am 7. Dezember 1949: «Das Wort Kollektivschuld und was dahinter steht, ist eine simple Vereinfachung. Es ist eine Umkehrung, nämlich der Art, wie die Nazis es gewohnt waren, die Juden anzusehen: dass die Tatsache, Jude zu sein, bereits das Schuldphänomen in sich eingeschlossen habe. Aber etwas wie Kollektivscham ist aus dieser Zeit gewachsen und geblieben ... Es handelte sich nicht um den aufgestörten Fanatismus der Pogrome..., sondern um die kalte Grausamkeit der rationalen Pedanterie ... Was war das für eine Weltanschauung? Das war der biologische Materialismus, der keine moralischen Kategorien anerkannte ..., der nichts davon wusste, dass es individuelle Wertsetzungen zwischen Mensch und Mensch gibt.»

Und am 1. Juli 1994 sagte Roman Herzog in seiner Antrittsrede als Bundespräsident: «Es ist eine historische Wahrheit, dass in den unseli-

gen zwölf Jahren von deutschem Boden ein Angriffskrieg ausgegangen ist, der die Welt in Brand gesetzt hat, dass Millionen von Juden und Hunderttausende aus anderen Minderheiten ermordet wurden ... Die Einmaligkeit des Grauens von Auschwitz bleibt und ist nicht ein Thema für streitende Historiker, sondern Verantwortung und Pflicht für uns alle.»

Was diese Thematik genau für mich bedeutet, habe ich in meinem Buch «Le crime et la mémoire – Verbrechen und Erinnerung» analysiert. Hier möchte ich nur noch betonen, wie wenig Verständnis ich für jene Deutschen habe, die nicht verstehen können oder wollen, dass gerade die ständige Betonung des Unmenschlichen des Hitler-Regimes den 8. Mai 1945 zu einem Tag der Befreiung macht, nicht nur in Frankreich und Polen, sondern auch für Deutschland. Und diese Gemeinsamkeit ist es ja, die die Überwindung der Feindschaft ermöglicht hat. Wenn damals «nur» ein Volk besiegt worden wäre und nicht ein Regime, so wären heute Frankreich und Deutschland nicht Grundpfeiler eines gemeinschaftlichen Europa und Polen würde sich nicht an beide wenden, um von ihnen zu verlangen, ihm seinen Eintritt in diese Gemeinschaft zu erleichtern.

MEIN 8. MAI

Otto Herbert Hajek

Die neuen Grenzen in Europa nach dem Krieg anzunehmen, war für viele Menschen unlegbar ein schmerzvoller Prozess. Doch nur auf dieser Annahme, die nicht mit einer Aufgabe von geistigen und emotionalen Bindungen zu verwechseln war, gründete sich die Fähigkeit und Bereitschaft geschichtsbewusster, kulturverhafteter Menschen, auf tschechischer wie auf deutscher Seite, zu der konkreten Annäherung, die den Boden für die heutigen politischen Veränderungen im mitteleuropäischen Raum bereitet hat. Die Annahme der neuen Grenzen wurde irrtümlich oft als Demütigung missverstanden, als Verlust von existentieller Selbstbestimmung – von Heimat.

Verlust von Heimat ist nicht Verlust von Boden, sondern vor allem von Menschen, an die man sich erinnert. Denn Heimat ist der Ort der ersten Erinnerung.

Ich war ein Junge von siebzehn Jahren, ohne Abitur, ohne Grundausbildung, zum letzten Aufgebot verpflichtet, das nicht mehr zum Kampfeinsatz kam. Überlebensglück, wenn ich an meine Brüder denke – der eine gefallen, der andere schwer verwundet bei El Alamein. Mir war kein Haar gekrümmt, als wir heimwärts laufen mussten. Die Füße trugen mich bis Bayern, wo ich in amerikanische Kriegsgefangenschaft kam. Die Entlassung verzögerte sich, weil es die Heimat Böhmen für mich nicht mehr geben sollte. Europa war schon aufgeteilt in eine westliche und eine östliche Hälfte, und ich hatte das Glück, in die westliche Hälfte entlassen zu werden.

Für mich war das wichtigste Ziel, meine Schulausbildung abzuschliessen, denn die Schule war mein Ort des Lebens. Ich war mir bewusst, dass sich nur durch Bildung ein neues und freies Leben für mich entwickeln konnte, da ich aus einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb kam und von dort die Mühen und Armut kannte.

Staatenlos geworden, Überlebender mit dem Bewusstsein, mein Leben zu formen und dass ich nur über die Bildung die Vorstellung meines zukünftigen Lebens verwirklichen konnte: Unabhängig zu sein von Parteien, von Öffentlichkeit, von Sich-ducken-müssen, als ein freies Individuum, das sich in der künstlerischen Arbeit verwirklichen will.

Der Verlust von Heimat, von Menschen, wurde als wechselseitiges Leid betrauert, und daraus erwachsen das Bedürfnis und die Phantasie, gegen die Feindbilder des politisch kurz gedachten und billigen Revanchismus die Schöpfungsbilder aus literarischem, musikalischem, bildnerischem Welt- und Menschenverständnis hochzuhalten. Unter den Getrennten fanden sich die Gleichgesinnten, die ich hier im Westen gefunden hatte, die dem Verlust entgegenarbeiten wollten.

In diese neue Freiheit entlassen, gedachte und konnte ich mein Leben selbst entwerfen. Der 8. Mai 1945, der ein Markstein von Zusammenbruch und Befreiung in diesem Jahrhundert für Europa war, war auch für mich ein Schnittpunkt wie in einer Sanduhr von Herkunft und Zukunft.

Für mich war es nicht die Stunde Null, weil ich eine kurze Vorkriegs-kindheit hatte, eine verkürzte Kriegsjugend mit all den Imaginationen, die ich durch elterliche Herkunft und Schule in mir gefestigt hatte. Am Horizont tat sich ein neues Leben auf, in das ich ohne verfügten Marschschritt eintreten wollte.

Ich war zu mir befreit. Ich war zur Freiheit bereit und befähigt, und das wiederum verdanke ich der Heimat, die ich verloren hatte.

Ich gehöre zur Generation derer, die «weggegangen-worden-sind», habe mich aber nicht zur Generation der «Verlorenen» gerechnet. Seit meinem 20. Lebensjahr bin ich durch die Welt gereist und habe in Deutschland mein Atelier aufgebaut, ohne je meine kulturelle Verwurzelung im Kulturraum Mitteleuropa zu vergessen. Die Bildungsmöglichkeiten, die mir das frei entstehende Westdeutschland nach 1946 bot, habe ich voll wahrgenommen, ohne die Rückbindung aufzugeben, die mir bei jedem Treffen mit Verwandten, Freunden und Künstlerkollegen in der ehemaligen CSSR erneut bewusst wurde.

Mein 8. Mai hatte sich länger vorbereitet. Das jüngste von fünf Kindern, gelang es mir, meine Eltern zu überzeugen, dass ich nie ein Dorfkind sein könnte, dass ein Handwerk – beim Schnitzen und Malen konnte mir niemand etwas vormachen – mich nicht ernähren würde. Mein Kopf und meine Phantasie mussten meine Armut kompensieren, meine körperlichen und sportlichen Schwächen durch geistige und musische Stärken wettmachen. Ich hatte Glück mit meinem Elternhaus, in dem man für Deutschland votiert hatte, ohne den Anschluss zu feiern, wo seit Generationen Deutsch gesprochen wurde und man mit Tschechen befreundet blieb, die Zeitungen beider Sprachen las, der Vater Italienisch konnte und aus der Kriegsgefangenschaft in Wladiwostok sein Russisch mitgebracht hatte, wo zwar nicht politisiert, aber gegen das Gedrücktwerden angeschimpft wurde. Arm zu sein war normal, als guter Schüler konnte man sich immerhin ein Stipendium erwerben, einen Platz im ersten gemischten Gymnasium mit angeschlossenen Schülerheim in Prachatitz, Böhmerwald, an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze gelegen. Als Klassensprecher und Hilfsaufseher trainierte ich mein soziales Verhalten durch den Konflikt zwischen Disziplin und Kameradschaft.

Ein ideologischer Überbau durch die Hitlerjugend zerstörte sich täglich durch die Distanz zur Schulwirklichkeit und zu den Bildungsinhal-

ten, die die Lehrer uns vermittelten. Die jungen Lehrer, denen die «Goldfasane» in der Lehrerbildungsanstalt das «Rosenbergsche» Einmaleins beigebracht hatten, waren längst auf den Schlachtfeldern des Führers verblutet. Uns Pimpfe aus Jungvolk und Hitlerjugend hatte man den kriegsuntauglichen, alten und strafversetzten Lehrern überlassen, die behutsam, aber effektiv der Indoktrination entgegensteuerten. Mit der Teilung in zwei Wahrheiten konnte ich gut leben, ohne an der Unvereinbarkeit zu leiden. Verehren wir deutschsprachigen katholischen Böhmen nicht auch den aus einem Nachbarort stammenden ketzerischen Reformator und Gottessucher Jan Hus?

Hitlerjugend das war für mich Abenteuer und Geländespiele, Jung­schar, Tanzgruppe und Spielschar mit Gastspielreisen bis in den Warthe­gau. Die Lehrer korrigierten unmerklich durch die Art des Unterrichts oder vertrauensvoll direkt im persönlichen Gespräch die braungoldenen Einfärbungen, boten konservativen, stark kirchlich geprägten Wider­stand, der trotz aller Bewunderung des starken Deutschland den ideolo­gischen Anschluss verhinderte. Zentrale, und damit für mein Leben be­stimmende Bildungsfächer waren der Zeichenunterricht und der Religi­onsunterricht, zu denen Kunst- und Baugeschichte ebenso selbstver­ständlich gehörten wie Geometrie, Latein und Biologie. Schaubare Bil­dung, für mein späteres Leben als Künstler und Hochschullehrer ein kon­stituierender Begriff, hier war sie grundlegende Methode der Wissens­vermittlung und Menschenbildung. Dem Schülerheim vorzeitig entwach­sen, kam ich mit 16 Jahren in das Haus eines ehemaligen k. u. k. Majors, eines hochgebildeten und kunstsinnigen Meisters der Schlaraffia-Loge, dessen Naziverachtung man höheren Orts kannte, gegen den man aber nichts unternahm. Er schloss mir sein Haus auf und würdigte mich seines Vertrauens. Bei ihm hörte ich Schwarzsender und erfuhr vom wirklichen Frontgeschehen, von der anderen Seite der Welt, lernte in seinem Hause

bedeutende Persönlichkeiten aus Prag und dem «Protektorat» kennen, die mir erstmals von moderner Kunst berichteten, mir Namen von Künstlern nannten, die ich nie wieder vergessen habe und deren Werke ich zu meiner grossen Freude 1965 bei meinem ersten Besuch in der CSSR kennegelemt habe. Nichts wusste ich von zeitgenössischer Kunst, ich kannte nur Landschaftsmaler und Steinmetze.

Vertraut war ich durch die Schulbildung mit der Kirchenkunst in unserer Gegend. Im Haus des Majors wurde ich erwachsen, lernte, selbständig Empfindung, Wahrnehmung und Wissen zu koordinieren. Ich wollte unabhängig sein. Mein Widerstand im Denken war nicht politisch gerichtet, war nicht auf Aktionen aus. Die Entzauberung des «deutschen Traums» war längst erfolgt, nicht zuletzt durch die Erzählungen meines 7 Jahre älteren Bruders, lange bevor ich Weihnachten 1944 eingezogen wurde. Dieser Bruder war im Krieg aus der Euphorie vom «erfolgreichen Deutschland» gestürzt und sprach von der Umkehrung aller Werte in diesem Land. Keiner aus unserer Gegend war so fanatisiert, dass ihm nicht vor der Trennung in Deutsch und Tschechisch das gemeinsame Böhmi-sche gestanden hätte. Die Verwirrung war grösser als die Freude über das Münchener Abkommen und seine Folgen. Von Judendeportationen wussten wir nichts und nichts von Euthanasie. Erst im Hause des Majors erfuhr ich davon, begriff, dass sich hinter Dachau mehr als nur ein Umerziehungslager verbergen müsse. Menschen, die von dort zurückkamen, lebten fortan mit der Hand vor dem Mund. 1939, im Sommer vor Kriegsausbruch, wurde ich von der NS-Volkswohlfahrt vier Wochen «ins Reich» – in die Pfalz – verschickt und lernte, dass es in Grossdeutschland noch ärmere Gegenden gab als unsere und stellte fest, dass unsere Schulbildung der dortigen in keiner Weise nachstand.

Auch das gehörte zu den Verwirrungen, die das Deutsche Reich auslöste, vor dem wir 1938 Fluchtbunker im Wald errichtet hatten, um dann

staatsjubilend den Anschluss zu vollziehen. Ich sah das mit den Augen eines Heranwachsenden, für den längst vor dem 8. Mai 1945 die Jugend zu Ende war. Ich war nicht verwundet, ich hatte überlebt, ich sah das Leid der anderen, in den Familien, bei Freunden und Nachbarn während der Kriegsjahre, und ich sah die gesellschaftlichen, existentiellen, moralischen Zusammenbrüche und begriff, dass das politische Votum all diese Leben beschädigt und zerstört hatte. Ich war mir bewusst, dass für mich eine Entscheidung anstand, mein Leben auf eine politisch unabhängige Selbstgestaltung zu gründen, wie sie nur einem Künstler möglich sein würde.

Künstler zu sein, erschien mir in den gesellschaftlichen Umbrüchen der Nachkriegsjahre als die einzig verlässliche, ganz auf das schöpferische Selbst gestellte Seinsbasis. Mit Umbrüchen meine ich sowohl die moralischen Zusammenbrüche, Desillusionierungen, gesellschaftliche Entwurzelungen, existentielle Auflösungen als auch die Befreiung, das Aufatmen und Aufrichten, das Neuaufbauen in der westdeutschen Gesellschaft der 50er Jahre.

Als ich mit 20 Jahren und dem Abitur in der Tasche, staatenlos, ohne Stipendium und unterstützende Familie, als jüngster unter den viel älteren Studenten – meist Kriegsteilnehmer –, an der Stuttgarter Akademie aufgenommen wurde, hatte ich nur eine vage Vorstellung vom Künstlersein. Ich hatte Erfahrung mit der Armut, nächtigte in einer Schlafstelle, schnitzte Pfeifenköpfe und verkaufte sie, strich Neckarbrücken an und verbrachte die Stunden, die ich nicht in der Akademie war, in den warmen Räumen des Amerikahauses, las mich durch die Bibliothek, sog mich voll mit Informationen über zeitgenössische Kunst, verschlang «Die Neue Zeitung» und verbrachte die Abende in Theatervorstellungen, in Konzerten, bei Lesungen, war überall, mit Freikarten und Kontakten versehen, bestens informiert. Doch an der Akademie war ich ein Aussenseiter, der

neben den Pflichtfächern und allen Bereichen des Handwerklichen immer eigene autodidaktische Arbeiten machte. Meine Figurationen erschienen überdimensioniert, wild, masslos, expressionistisch, ja lächerlich, wurden aber bei der ersten grossen Akademieausstellung gezeigt, und ich gelangte sehr früh an den Punkt meiner Entwicklung, wo das Verhältnis von Kunst und Öffentlichkeit sich zentral thematisierte.

Künstler zu sein, hiess für mich, ein Bildner zu werden, der keine Abbilder vorgegebener Wirklichkeit oder literarischer Themen oder ideologisch definierter Ikonographien schaffen wollte.

Mit meiner Kunst hob ich mich nicht heraus, stellte ich mich nicht jenseits des öffentlichen Lebens, im Gegenteil, ich wurde mit ihr und durch sie zur öffentlich handelnden Person.

Nur im Kunstwerk artikulieren sich individuelle wie gesellschaftliche Empfindungen, Wahrnehmungen, Erfahrungen zu gestaltetem Ausdruck. Meine Arbeitsvoraussetzung war das Grundbedürfnis des Menschen, sein Grundrecht, über die materielle Befriedigung seiner Bedürfnisse hinaus zu träumen, zu visualisieren, zu gestalten, zu entwerfen und zu erproben. Wie anders sollten die Modelle des Zusammenlebens, die gesellschaftlichen Selbstentwürfe, sich gegen die politische Verfügbarkeit in Konsumsysteme oder ideologische Zwangssysteme behaupten, wenn nicht über die Autonomie der Kunst. Sie leistet die schöpferische Auseinandersetzung des Menschen mit seinem eigenen Bild, seiner Vorstellung von Welt und Gott. Zu Beginn ahnte ich das mehr, heute ist diese Überzeugung durch Erfahrung gefestigt.

Meinem künstlerischen Handeln waren Studienreisen vorausgegangen. Nach London zu Henry Moore und zu Brancusi nach Paris, Begegnungen, elementare Erschütterungen durch Ausstellungen, wie die der deutschen Expressionisten 1946 in Nürnberg, der durch Hartung vermit-

telten Ausstellung der «Ecole de Paris» 1949 in Stuttgart, die mich meinerseits zur Definition eigener ästhetischer Positionen aufforderten. Ausgesiedelt von Böhmen in das Nachkriegsdeutschland und die entstehende Bundesrepublik, musste ich meinen imaginären Lebensort neu bestimmen über die Kunst, über Professoren wie Baumeister, über den Kreis ehemaliger Widerstandskämpfer um die Hildebrandts, über die Kirchengemeinden und engagierten Pfarrer, die zu den ersten Auftraggebern öffentlicher Arbeiten an mich gehörten, weil sie im Menschen- und Gottesbild meiner Figuren Entsprechungen ihres eigenen Suchens einer neuen Bestimmung zu finden meinten. Wenn es für den neu bestimmten Gottes-Ort Kirche, das neu bestimmte Verhältnis zu Gott nach diesem 12jährigen Reich auf deutschem Boden eine neue Zeitrechnung gibt, so beginnt sie mit dem 8. Mai 1945.

Wie sich die Menschheitsgeschichte in jedem einzelnen Menschenleben wiederholt, ob dumpf erlitten und exekutiert oder bewusst erfahren und gestaltet, so erneuert sich auch das Grundbedürfnis des Menschen nach Ausleben seiner kulturellen Dimension. Das ist keine irrationale Behauptung wider alle aufgeklärte Vernunft, sondern die Aufforderung, ja Anmahnung an uns selbst, aus dem Vertrauen auf das kulturelle Grundbedürfnis nach ästhetischer Gestaltung unserer Umwelt und Lebensformen, die Bemühungen darum nicht allein den auf Machbarkeit fixierten Politikern und Unternehmern zu überlassen.

Kunst bietet keine Problemlösungen und beantwortet keine Fragen, verweigert sich der In-Dienstnahme für andere Zwecke und bietet dennoch Wertmassstäbe im Chaos der Sinnfragen. Das in Krieg und Atavismus aufbrechende Europa der Kulturen hat nicht sein zynisches Endstadium erreicht.

Der Anteil der Kunst an den gesellschaftlichen Veränderungen in Ost- und Mitteleuropa ist z.B. so unübersehbar, dass die als Krise sich darstellenden Umschichtungen uns nicht deprimieren sollten. Vielmehr sollten sie uns ermutigen, uns von der gesellschaftlichen Ein-

flussnahme durch künstlerisches Wirken nicht zurückzuziehen.

Der Künstler ist fähig und verpflichtet, den Dialog, den er mit seinem Werk führt, in die Gesellschaft zu erweitern. Eine Gesellschaft bestimmt den eigenen Lebenswert über ihr Verhältnis zur Kunst.

Wir haben die Möglichkeit und die Aufgabe, in der Kunst einen ästhetischen, einen dem ganzen Menschen gerecht werdenden Entwurf für das Zusammenleben einzubringen. Nur wenn wir heute den schöpferischen Kräften Entfaltungsraum geben, kann Sinndeutung unseres Lebens über Bilder zu öffentlichem Bewusstsein führen, das den Raum von Sittlichkeit schaffen hilft, in dem auch politisches Handeln zur Sinnstiftung beiträgt.

Dass meine früheste plastische Arbeit, der «Christus aus dem Baumstamm», mein Geschenk an das tschechische Volk, von Staatspräsident Vaclav Havel als Versöhnungszeichen angenommen wurde und man ihm den ehrenvollen Platz in der St.-Georgs-Basilika auf dem Hradschin gab, bestätigt mir, wie sehr die symbolische Kraft von Gesten und Zeichen das Bewusstsein von Wirklichkeit verändern kann.

Mein 8. Mai 1945 hatte sich lange angekündigt. 17 Jahre hatte ich Zeit, um mich darauf vorzubereiten. Die Grenze hinter mir war dicht, vor ihr stand ich auf mich selbst verwiesen, heimatlos, doch nur im Sinne einer staatlichen Zugehörigkeit. In mir hatte sich die äussere Situation zur Kindheitsentscheidung gefügt: das Dorf für die Welt zu verlassen und in ihr Zeichen der Kunst zu setzen, Zeichen für Menschen, die über das Erlebnis von Kunst Gemeinschaft erfahren.



Ein 15jähriger deutscher Junge, der von den US-Truppen in den letzten Kriegstagen gefangen wurde.

WEHRET DEN ANFÄNGEN

Karl-Günther von Hase

Fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, der für Deutschland sogenannten «Stunde Null», ist es schwer, darüber Rechenschaft abzulegen und eine realistische und objektive Wiedergabe der damaligen persönlichen Eindrücke und Empfindungen vom Zusammenbruch des Deutschen Reiches zu versuchen.

Meine Erinnerung an das Kriegsende und mein Schicksal in den letzten Monaten des Krieges ist – wie es für einen aktiven, jungen Offizier selbstverständlich war – eng mit dem Kriegsgeschehen und meiner jeweiligen Aufgabe verbunden. Als Artillerieoffizier habe ich den Krieg – bis zu einer Verwundung im Dezember 1942 – bei meinem aktiven hannoverschen Regiment in Frontverwendungen in Polen, Frankreich und der UdSSR mitgemacht. Nach Ausheilung der Verwundung kam ich 1943 in die praktische und theoretische Generalstabsausbildung und wurde im Mai 1944 nach der Prüfung auf der von Berlin nach Hirschberg evakuierten Kriegsakademie als Major im Generalstab einem in Italien eingesetzten Armeekorps zugeteilt. Wir verteidigten einen zu dieser Zeit noch relativ ruhigen Abschnitt an der adriatischen Küste.

Im Zuge der sogenannten Sippenhaftung – der Bruder meines Vaters, Generalleutnant Paul von Hase, war als Stadtkommandant von Berlin an dem Umsturzversuch des 20. Juli 1944 handelnd beteiligt gewesen – wurde ich aus dem Generalstab entlassen. Zur Vorbereitung einer Wiederverwendung im Truppendienst meiner alten Waffengat-

tung kam ich auf die Artillerieschule in Grossborn/Pommern und wurde von dort nach Beginn der sowjetischen Grossoffensive im Januar 1945 in die schon durch Einschliessung bedrohte Festung Schneidemühl versetzt. Bei einem Ausbruchversuch der Festungsbesatzung geriet ich Mitte Februar in sowjetische Gefangenschaft, aus der ich im Dezember 1949 – nach fast fünf Jahren – zurückkehrte. Mit dieser kurzen Schilderung meiner Stationen im letzten Kriegsjahr will ich verdeutlichen, aus welcher Sicht und mit welchem Erfahrungshorizont meine Stellungnahme zum Zusammenbruch des Deutschen Reiches erfolgt.

Die verheerenden personellen und materiellen Verluste im Winterfeldzug 1941/42 in der Sowjetunion und die fast für jeden Frontsoldaten fühlbaren Fehler, die dazu geführt hatten, erschütterten nach den schnellen und grossen Erfolgen 1939 und 1940 erstmalig, aber noch nicht nachhaltig, das Vertrauen der Truppe in die oberste Führung, einschliesslich der Person Adolf Hitlers. Unsere Panzerdivision gehörte zu den Verbänden, die sich 1941, teilweise in arktischer Kälte, ohne Winterausrüstung, bis an das Weichbild von Moskau vorgekämpft hatten. Dabei hatten wir auch die im Laufe des Krieges sich verstärkende Erkenntnis gewonnen, dass die deutsche strategische und operative Feindaufklärung, das heisst, das Bild, das man sich vom Gesamtzustand der Roten Armee und den Möglichkeiten der Sowjetunion vor Beginn der Kampfhandlungen gemacht hatte, in keiner Weise zutraf. Die wenig verlustreichen, siegreichen Feldzüge 1939/40 hatten die deutsche militärische Führung leichtsinnig gemacht, den Blick für die Realitäten verstellt und sie ideologisch motivierten Wunschvorstellungen ausgeliefert. Jetzt an der Ostfront konnten sich die deutschen Soldaten von der Abwehrkraft, Opferbereitschaft und modernen Bewaffnung der Roten Armee und der Bedeutung der Tiefe des unendlichen russischen Raumes überzeugen. – Im Sommer 1942 konnte die Wehrmacht im Osten nur noch im Süden, also etwa auf ei-

nem Drittel der Front, zum operativen Angriff antreten. Die Folgen, die im anschliessenden zweiten Winterfeldzug zu der Katastrophe von Stalingrad führten, sind bekannt. Stalingrad, obwohl für sich nicht kriegsentscheidend, ist zum für alle Welt erkennbaren Symbol der Wende des Kriegsglücks geworden. Es bleibt aber festzuhalten, dass die Gesamtverluste in der Winterschlacht 1941/42, besonders an Offizieren und erfahrenen Unteroffizieren, aber auch an Material, sehr viel höher waren.

Schon 1941/42 war der Nimbus der Unbesiegbarkeit der Wehrmacht gebrochen und die Vorteile des Überraschungsmomentes ausgereizt. Wir trösteten uns in der Truppe bis zur Schlacht von Kursk im Sommer 1943 mit dem Gedanken, dass die sowjetische Armee uns bisher immer nur im Winter Niederlagen bereitet hatte. Diese Hoffnung und dieses Selbstvertrauen mussten wir nach der verlustreichen Angriffsschlacht bei Kursk, die mit einem deutschen Rückzug auf breiter Front endete, zu Grabe tragen. Ich war bei Kursk im Rahmen meiner Vorausbildung für den Generalstab, um andere Waffengattungen kennenzulernen, vier Wochen einer Infanteriekompanie zugeteilt und damit unmittelbar Zeuge, wie trotz aller Tapferkeit unserer Soldaten, aber auch wegen der von uns oft als fanatisch empfundenen Tapferkeit der sowjetischen Soldaten unsere Hoffnung auf einen erfolgreichen Abschluss der Kämpfe an der Ostfront zerrann. Das blieb aber im grossen Ganzen ohne Folgen für Einsatzbereitschaft, Abwehrwillen und Disziplin der deutschen Soldaten. Die damals beginnende Legende von den «Wunderwaffen», mit denen der Krieg noch zu gewinnen sei, trug dazu bei, die Hoffnung auf einen für Deutschland noch erträglichen Kriegsausgang aufrechtzuerhalten.

Die Invasion der Westalliierten am 6. Juni 1944 – nach den vorangegangenen Katastrophen in Afrika und dem Abfall Italiens –, der Zusammenbruch des Mittelabschnittes der Ostfront im Sommer 1944 und das Attentat des 20. Juli 1944 kündigten dann, von der Bevölke-

rung mehr und mehr schicksals ergeben aufgenommen, das unausweichlich herannahende Ende an. Die alliierte Forderung einer bedingungslosen Kapitulation sowie die zunehmende Bombardierung der Wohnviertel der deutschen Grossstädte hatten nicht den von den Alliierten erwarteten Erfolg, sondern erzeugten bei der deutschen Bevölkerung eher eine fatalistische Mentalität, alles in Kauf zu nehmen und auf jeden Fall durchzuhalten.

Von dem Attentat des 20. Juli hörte ich in Italien auf meinem Gefechtsstand durch die Nachrichtensendung des «Grossdeutschen Rundfunks». Ich war, wenn ich mich recht erinnere, zu diesem Zeitpunkt hin- und hergerissen zwischen Zustimmung, Sympathie und Verehrung für meinen Patenonkel Paul von Hase und Zweifeln, ob den an allen Fronten schwer ringenden deutschen Soldaten mit diesem Attentat zu diesem Zeitpunkt das richtige Signal gegeben und der beste Dienst erwiesen worden war. Aus heutiger Sicht und in jetziger Kenntnis der Gesamtsituation und aller Schrecken, Verbrechen und Greuel des Naziregimes bin ich stolz, dass zur Rettung der deutschen Ehre deutsche Widerstandskämpfer, und an ihrer exekutiven Spitze deutsche Offiziere, den Versuch gewagt haben, Hitler zu töten und das NS-Regime zu stürzen.

Wie gerechtfertigt das Attentat war, ergibt auch die heute erkennbare Bilanz der personellen und materiellen deutschen Kriegsverluste. Im Zeitabschnitt vom 20. Juli bis zum Kriegsende, also in knapp zehn Monaten, waren diese Verluste höher als in den fast fünf Kriegsjahren davor. Niemand kann beweisen, wie der Krieg nach einem Gelingen des Attentates und des Staatsstreiches hätte beendet werden können und welche Forderungen die Alliierten gestellt hätten. Aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wären die hohen Verluste der letzten zehn Monate nicht mehr zu beklagen gewesen. Hier und da findet man in zeitgeschichtlichen Betrachtungen den Hin-

weis, dass ein gelungenes Attentat die deutsche Nachkriegsentwicklung mit einer überdimensionalen Dolchstoßlegende belastet hätte. Das mag der Fall sein und ist von den Attentätern auch in Rechnung gestellt worden. Es hat sie aber – richtigerweise – von ihrem Entschluss nicht abgehalten. Die bedingungslose Kapitulation hat dann jeder Dolchstoßlegende, dass Hitler es vielleicht doch noch geschafft hätte, den Boden entzogen. Im Zusammenhang mit dem 20. Juli muss aber betont werden, dass diejenigen deutschen Soldaten, die in gutem Glauben und im Vertrauen auf ihre Staatsführung dem Kriegsgegner bis zuletzt tapfer und entschlossen Widerstand geleistet haben, auch Anspruch auf Anerkennung ihrer Ehre und ihrer opferbereiten Leistung haben. Ihre Tragik und insbesondere die Tragik der Millionen gefallener deutscher Soldaten besteht darin, dass sie nicht auf der Seite des Rechtes kämpften. Ihr Opfer wird heute vom Zeitgeist nicht gewürdigt, sondern herabgesetzt, oft sogar geschmäht.

Im August 1944, also nach dem Attentat des 20. Juli und vor meiner Rückversetzung aus dem Generalstab in die Truppe, hatte der Korpsstab, dem ich in Italien als Erster Generalstabsoffizier angehörte, Besuch von Mussolini. Nach seiner spektakulären Befreiung vom Gran Sasso residierte Mussolini in Oberitalien. Unser Gefechtsstand war in Predappio, dem Geburtsort Mussolinis, einem kleinen Städtchen in der Romagna, südlich von Forlì. Es war abzusehen, wann Predappio vor der nachrückenden Armee des britischen Feldmarschalls Alexander aufgegeben werden musste. Mussolini wollte noch einmal die Grabstätte seiner Familie in Predappio besuchen und einige in unserem Abschnitt eingesetzte, noch auf deutscher Seite kämpfende Bersagliereinheiten besuchen. Er wurde von den Bersaglieri, denen der Besuch vorher nicht angekündigt worden war, freundlich empfangen. Abends gab es zu seinen Ehren ein Essen im kleinen Kreis auf der Rocca von

Predappio. Verständlicherweise war die Stimmung nicht gerade hochgemut, sondern eher gedrückt. Gesprächsthema war unter anderem der Zusammenbruch der deutschen Südfront 1942 in der UdSSR, in den auch italienische Verbände verwickelt waren, und die Katastrophe von Stalingrad. Wir gewannen den Eindruck, dass Mussolini keine rechte Vorstellung vom Winterkrieg in den Steppen Russlands hatte. In Mussolinis Begleitung war neben seinem italienischen Leibarzt und seinem Adjutanten nur deutsches Personal. Die für ihn traurige Pflichtübung hatte Mussolini nach meiner Erinnerung in einer resignierten, aber korrekten Haltung durchgestanden. Zu der italienischen Bevölkerung und zu den zivilen italienischen Dienststellen hatten wir nach Lage der Dinge in unserem Abschnitt ein gutes und entspanntes Verhältnis.

Nach Übergabe meiner Geschäfte in Italien musste ich mich bei der Personalabteilung des Oberkommandos des Heeres melden. Mir wurde eröffnet, dass wegen der Sippenhaftung in Verbindung mit dem Attentat des 20. Juli mein Dienst als Generalstabsoffizier nicht weiter möglich und meine Zugehörigkeit zum Generalstab beendet sei. Ich würde in Kürze eine Verwendung im Truppendienst an der Ostfront finden. Ich war hierüber enttäuscht und verbittert. Meine Hauptsorge galt allerdings meinen Eltern, die, ohne am Attentat beteiligt zu sein, in Gestapogefängnissen in Berlin verhört und erst später entlassen wurden. Zum Jahresende wurde ich zur Vorbereitung auf ein Truppenkommando zunächst zur Artillerieschule Grossborn in Pommern versetzt. Nach Beginn des sowjetischen Grossangriffs im Januar 1945 wurde die Artillerieschule aufgelöst und das Stammpersonal und alle verfügbaren Verbände und Lehrtruppen an die Front geworfen. Ich erhielt einen Marschbefehl nach Schneidemühl.

Dieser wichtige Knotenpunkt von sechs Bahnlinien und sieben Landstrassen war im Zuge des «Pommernwalls» provisorisch als Fes-

tung ausgebaut worden. Die Verteidigung dieser Stadt unter dem Festungskommandanten Oberst Remlinger ist meine letzte militärische Aufgabe im Zweiten Weltkrieg gewesen. Obwohl mir durch meine Entlassung aus dem Generalstab das Misstrauen in meine politische Zuverlässigkeit zum Ausdruck gebracht worden war, hatte ich es als meine Pflicht angesehen, mit aller Kraft an der Verteidigung mitzuwirken. Schneidemühl ist achtmal im Wehrmachtsbericht vom 2. bis 12. Februar 1945 erwähnt worden. Der Abwehrkampf der etwa 20'000 Mann starken Besatzung, die aus zahlreichen, teils versprengten und bunt zusammengewürfelten Einheiten bestand, ist ein Beispiel dafür, wie der deutsche Soldat bis zuletzt auch in aussichtsloser Lage und auf sich allein gestellt noch in den letzten Kriegsmonaten gekämpft hat.

Die quälende Frage, ob nicht gerade die Tapferkeit und die bis zuletzt bewahrte Disziplin der Wehrmacht Hitler in die Lage versetzt hatten, während des anhaltenden Krieges die Massenmorde in den Vernichtungslagern, insbesondere an den Juden, fortzusetzen, konnten die weitaus meisten Soldaten – zumal die unteren Dienstränge – sich erst stellen, nachdem sie erfuhren, was geschehen war. Es muss von dem damaligen und nicht von dem heutigen Wissen ausgegangen werden. Hinzu kommt, dass die deutschen Soldaten gerade in den letzten Monaten an der Ostfront bei den Kämpfen auf deutschem Boden glaubten, sich vorstellen zu können, was aus Deutschland werden würde, wenn der Krieg, den die Verbündeten nicht nur als Krieg gegen Hitler und das NS-Regime, sondern auch als Krieg gegen das Deutsche Reich führten, verloren würde. Hitler, obwohl Hauptverursacher allen Unheils, wurde immer unwichtiger, je mehr es um die nackte Existenz Deutschlands und nicht das Fortbestehen des NS-Regimes ging. Es war uns klar, dass eine Abschüttelung der NS-Diktatur ohne gleichzeitigen völligen Zusammenbruch des Reiches nicht möglich war.

Der Festungskommandant, sein Stab und alle Kommandeure der in Schneidemühl eingesetzten Verbände waren entschlossen, zur Entlastung der Front, zur Bindung von sowjetischen Einheiten und vor allem zur Sicherung des deutschen Flüchtlingsstromes mit allen vorhandenen Abwehrmitteln befehlsgemäß zu kämpfen und nicht zu kapitulieren. Einigkeit bestand aber in der Festung auch darüber, es in Schneidemühl nicht zu einem Stalingrad im Kleinen kommen zu lassen. Durch einen Ausbruch, der, so gut es ging, vorbereitet wurde, sollte die Besatzung den Einschliessungsring durchbrechen und zu den bereits weiter rückwärts kämpfenden deutschen Truppen stossen. Die Aussicht auf den Ausbruch trug auch zur Aufrechterhaltung der Moral der Truppe bei. Der Ausbruch selbst am 13. Februar gelang zwar, nicht aber die Verbindungsaufnahme, bis auf ganz wenige Einzelkämpfer, mit der deutschen Front. Eine der Ursachen hierfür war, dass die Operation nicht mit den Führungsstellen der Heeresgruppe, der die Festung unterstellt war, abgesprochen werden konnte. Schneidemühl war nach Auffassung der Heeresgruppe bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Nach dem Scheitern der Verbindungsaufnahme der Festungsbesatzung mit der deutschen Front versuchten Oberst Remlinger und ich, mit einem kleinen Trupp nachts die deutschen Linien zu erreichen, hierbei wurden wir am 15. Februar gefangengenommen.

Im Einzeltransport brachte man uns nach den üblichen Vernehmungen in das NKWD-Gefängnis Budürka nach Moskau. Die uns von der Fronttruppe abgenommenen Orden und Auszeichnungen sowie unsere persönlichen Habseligkeiten wurden uns vor dem Abtransport zurückgegeben. In der Budürka wurden wir in getrennte Zellen eingewiesen. Ich habe Oberst Remlinger nicht wiedergesehen, er ist in der Gefangenschaft gestorben. Ich bewahre ihm ein ehrendes Andenken. In der Budürka kam ich nach zweiwöchiger Einzelzellenhaft in eine

Sammelzelle mit etwa 30 Mitgefangenen meist deutscher Nationalität. Darunter waren aber auch Polen, Norweger, Rumänen u.a. Wir mussten eine Reihe von Vernehmungen über uns ergehen lassen, wurden aber sonst korrekt behandelt und gemäss den Umständen ausreichend gepflegt und ärztlich versorgt. Von jeder aktuellen Information über den Fortgang des Krieges waren wir bis zur Kapitulation am 8. Mai ausgeschlossen. Dass die Sowjets fortlaufend Grund zum Feiern hatten, merkten wir nur an den durch ein Fensterchen sichtbaren Feuerwerken am nächtlichen Himmel Moskaus. Ein Trost für uns war die umfangreiche deutschsprachige Bibliothek der Budürka. Ich habe nie wieder in meinem Leben in relativ kurzer Zeit so viele deutsche Klassiker – Goethe, Schiller, Kleist, Wieland u.a. – lesen können.

Ich bin schon oft gefragt worden und versuche auch jetzt, 50 Jahre danach, mich zu erinnern, was mich damals bewegt hat, als wir in unserer Gefängniszelle von der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands erfuhren. Ich fühlte mich keineswegs «befreit», es waren Trauer und Hoffnungslosigkeit, die mich ergriffen. Ich weiss noch, dass ich auf meiner Pritsche die Decke über den Kopf gezogen habe und an meine vielen Kameraden gedacht habe, die im guten Glauben für ihr Vaterland gefallen waren. Das schien oder war nun alles umsonst gewesen. Gleichzeitig, und je mehr man durch Neuankömmlinge in unserer Zelle, die nach der Kapitulation gefangengenommen worden waren, erfuhr, stiegen Zorn, Scham und Wut über das NS-Regime und die Enttäuschung darüber, dass wir es nicht selbst hatten abschütteln können.

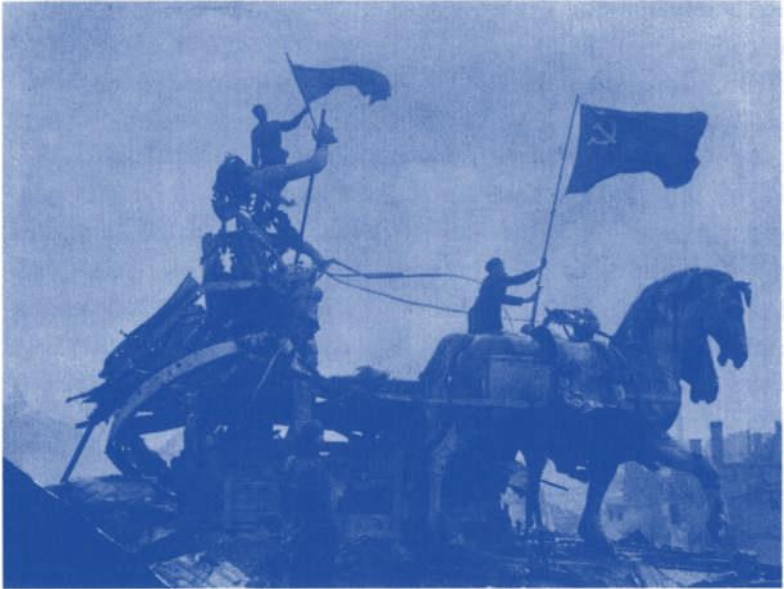
Im August 1945 wurde ich zusammen mit einigen anderen Gefangenen für ein paar Monate in das Durchgangslager Krasnogorsk bei Moskau verlegt. Hier begann mein mehr «normales Kriegsgefangendasein», das bis zum Dezember 1949 dauern sollte. Ich habe in dieser Zeit drei grosse Kriegsgefangenenlager im sowjetischen Teil Kareliens und auf einer Wolga-Insel zwischen Gorki (jetzt wieder Nischni

Nowgorod) und Moskau kennengelernt. Jeder Bericht über die unsäglichen Entbehrungen, den vielfachen Hungertod, die harte Behandlung und die völkerrechtswidrige Dauer der Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion sollte mit dem Bekenntnis beginnen, dass die sowjetischen Kriegsgefangenen in Deutschland teils noch schlechter, grausamer und menschenunwürdiger behandelt worden sind als ihre deutschen Leidensgenossen in den Lagern in der Sowjetunion. Nach dieser Einlassung erscheint es eigentlich nicht mehr so wichtig, Einzelheiten unseres Überlebens in den Lagern zu schildern. Nur eine Erfahrung darf nicht vergessen werden: Schlimmer als alle Entbehrungen war die von dem sogenannten Nationalkomitee Freies Deutschland betriebene und von den sowjetischen Politoffizieren gesteuerte und überwachte, völlig einseitige politische Propaganda zugunsten des kommunistischen Systems. Hierdurch wurde die Schicksalsgemeinschaft der Kriegsgefangenen aufgespalten und dem Spitzelwesen, der Liebedienerei und Anbiederung an die Gewahrsamsmacht Vorschub geleistet. Wer nicht die Möglichkeit hat, sich allseitig zu informieren und danach frei zu entscheiden, sollte sich in der Gefangenschaft nicht politisch betätigen.

In der Rückschau betrachte ich die fünf Jahre hinter sowjetischem Stacheldraht nicht als völlig verlorene Zeit. Es war eine Schule des Lebens mit Erkenntnissen in die physische und psychische Grenze der menschlichen – auch der eigenen – Belastbarkeit. Bei Rückerinnerungen an die Entbehrungen findet man übrigens zum Anspruchsdenken unserer Tage einen gesunden Abstand.

Was lernen wir nun heute aus unseren Erfahrungen mit der Stunde Null? Zunächst wohl einmal die Erkenntnis, dass die eigentliche Stunde Null für viele Deutsche, je nach Verantwortungsbereich und Wissensstand gestaffelt, schon vor dem 9. Mai 1945 gelegen hat. Wir haben versäumt, der Aushöhlung des Rechtsstaates und den sich

schon vor Beginn des Krieges steigenden Unrechtstaten des NS-Regimes energisch entgegenzutreten. Im Kleinen und im Grossen hat beinahe jeder ein Defizit an Zivilcourage zu verantworten. Das muss uns aufgeschlossen gegenüber den Anforderungen der parlamentarischen Demokratie und der Durchsetzung und Bewahrung der Menschenrechte machen. «Wehret den Anfängen» ist die grosse Lehre, die das deutsche Volk aus seinen bitteren und so teuren Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus ziehen muss. Der Stolz auf unsere gemeinsame Aufbauleistung nach 1945 darf uns nicht den Blick für alte und neue Gefahren verstellen. Recht, Freiheit und Frieden müssen täglich erobert und verteidigt werden.



2. Mai 1945: Sowjetische Soldaten hissen auf der Quadriga des Brandenburger Tors in Berlin die Rote Fahne.

EIN TAG DER BEFREIUNG

Karl Holzamer

Kurz vor Kriegsende, Ende April 1945, befand ich mich als Oberleutnant der Luftwaffe in französischer Gefangenschaft. Etwa 800 Mann waren im Gebäude und in der näheren Umgebung des sogenannten alten Lehrerseminars in Freiburg untergebracht. Da ich zuletzt im Hochschwarzwald als Kriegsberichterstatte bei der Luftwaffe zusammen mit meinem Techniker und Fahrer Ernst Moosbrugger auf einem Bauernhof abseits der grossen Strassen untergebracht war, hatte ich mich nach der Besetzung des Hochschwarzwaldes durch die Franzosen selber in St. Märgen gemeldet, um dann auch kurz darauf mit meinem Kameraden von einem Jeep abgeholt und nach Freiburg gebracht zu werden. Man hatte mir zwar geraten, Zivilkleider anzuziehen und mich sozusagen versteckt aufzuhalten, um dann bei geeigneter Gelegenheit zu meiner Familie, die damals in Wörth am Main lebte (wir waren in Köln ausgebombt), zurückzukehren. Ich hatte recht, diesen gutgemeinten Vorschlag abzulehnen, da ich später im Gefangenenlager oft erlebte, dass solche «Zivilisten», die zu uns kamen, von ihrer zufälligen Ausstattung her schlechter dran waren als wir selbst, die wir eben nicht als Zivilisten, sondern als Soldaten in Gefangenschaft geraten waren.

Das Kriegsende, das ja wohl mit der bedingungslosen Kapitulation vom 7. bis 9. Mai datiert werden muss, erlebten wir damals bei einem dann 10 Tage dauernden Eisenbahntransport in offenen Wagen durch ganz Frankreich, mit einem Zwischenaufenthalt in Vaucouleurs (in der

Nähe von Domrémy, der Heimat der Jungfrau von Orléans), bis wir endlich im Camp de Larzac, ganz in der Nähe von Roquefort, dem berühmten Käseort, am Rande der Cevennen, ankamen. Im Lager selbst wurden wir – im Unterschied zu manchen anderen Lagern der Alliierten – gut behandelt. Wir bekamen Wehrsold, konnten freiwillig Arbeiten übernehmen, die zu einer Verbesserung der natürlich dürftigen Ernährung führten, und eine Art Lageruniversität einrichten, deren Besuch den mitgefangenen jungen Kameraden später sogar für ein Abitur in Deutschland angerechnet wurde.

Der 8. Mai war natürlich für uns, und für mich persönlich auch, ein Tag der Befreiung, da man nun die Gewissheit haben durfte, heil aus diesem schrecklichen Krieg zu der Familie heimkehren zu können; auch ein Tag der Befreiung für uns Deutsche, da wir nun von dem Regime, das uns diesen verlorenen Krieg und ein verwüstetes Land beschert hatte, befreit waren. Ich hatte aber auch, wie ich bei einem Gespräch mit dem französischen Lagerleiter später darlegen konnte, Verständnis für jene Haltung, da ich nicht wünschen konnte, dass wir trotz dieser Schuld den Krieg verlieren und damit das Elend über uns hereinbrechen lassen sollten. Ich sagte wörtlich dem französischen Oberst: «Hätten Sie in meiner Lage ein solches Ende für Deutschland wünschen können, trotz der Tatsache, dass wir das Freiwerden vom Nationalsozialismus herbeisehnten und begrüßten?» Ich hatte ja auch in meinen Berichten, die in der Regel bei sehr schweren Einsätzen der Luftwaffe in Russland und auf Sizilien und Malta entstanden und die in meiner Erinnerung ausnahmslos militärischen Zielen galten, möglichst die menschliche Situation und in den Berichten aus der Heimat auch die grosse Not dargestellt. Es kreiste jede Überlegung um die Gegepole: Einerseits die Verpflichtung, die man nicht gesucht hatte, als Soldat der Familie und dem eigenen Volk gegenüber und andererseits die Tatsache, dass ein Gewaltssystem, das so viel Leid und Unglück ge-

bracht hatte, verschwinden musste. Damit komme ich auch auf den berühmten 20. Juli 1944 zu sprechen.

In der Tat hätte und hatte ich mir gewünscht, dass dieses Attentat Stauffenbergs auf Hitler in seinem Hauptquartier geglückt wäre. Ich war in Brüssel, als die erste Nachricht zu uns drang, schon mit der fatalen Information, dass Hitler noch lebte. In unserem kleinen Kreis waren wir alle bestürzt und tief enttäuscht, und ein Oberstleutnant sagte: «Jetzt werden wir auch in der Wehrmacht mit ‚Heil Hitler‘ grüssen müssen.»

Ich bin nachträglich fest davon überzeugt, dass bei einem Glücken des Attentats an jenem Tage und mit der Nachricht vom Tode Hitlers sich mindestens die gesamte Westfront zu den Generalen bekannt hätte, die dann die Führung übernommen hätten. Man hatte meines Erachtens neben der ungenügenden Wirkung der Bombe im Hauptquartier nicht bedacht, dass moderne Revolutionen in unserem Jahrhundert nur mit Hilfe des Rundfunks gewonnen werden können. Hätte man in der Masurenallee in Berlin nicht den teuflisch geschickten Goebbels gehabt, sondern rechtzeitig verkünden können, dass Hitler nicht mehr lebe, wäre wahrscheinlich dieser Tag nicht so ausgegangen wie er zu Ende ging. Ob damit freilich ein Bürgerkrieg oder möglicherweise eine blutige Auseinandersetzung in der Wehrmacht unausweichlich geworden wäre, kann man natürlich hypothetisch nicht mit einem klaren Ja oder Nein beantworten, zumal die Alliierten keinen Zweifel an ihrem Verhalten, auch neuen Machthabern gegenüber, liessen und die Bindung durch den Eid, auch gegenüber einem sich treulos verhaltenden rannen, höher eingeschätzt wurde als die Entscheidung vor dem eigenen Gewissen.

Die Folgewirkungen des von Hitler verschuldeten und verlorenen Krieges waren ausserordentlich schwer, vor allem in der dadurch mit hervorgerufenen Teilung Deutschlands. Sie wären meines Erachtens noch viel grausamer geworden, wenn man die zunächst nach Kriegs-

ende ausgegebene Zielrichtung für ein künftiges reines Ackerland Deutschland verwirklicht hätte (Morgenthau-Plan). Es war ein Glück, dass insbesondere durch Churchill und andere nicht dieselben Fehler begangen wurden wie nach dem Ersten Weltkrieg (Versailler Diktat). Denn durch das damalige Verhalten (1918) der Siegermächte trugen sie in der Zeit vor 1933 viel zu Hitlers Aufstieg bei, zumal die damaligen Alliierten den deutschen Reichskanzlern und Aussenministern (Marx, Stresemann, Luther, Brüning) das versagten, was sie dann Hitler in den Schoss warfen. Das konnte ich auch den Vertretern der französischen Besatzungsmacht, sowohl im Lager, wo ich als Dolmetscher eingesetzt war, als auch später im Zusammenhang mit der Universität Mainz, sagen, wofür sie grösstes Verständnis zeigten und hatten.

Wenn man aus diesen bitteren Erfahrungen Lehren zieht und den nachwachsenden Generationen einen Rat geben soll, so ist das theoretisch leicht gesagt, in der Wirklichkeit, die jede Generation für sich selber erfahren muss, aber nicht ohne Weiteres durchzusetzen. Ich erinnere mich beispielsweise, dass wir im Jahre 1913, als ich in die Schule kam, 42 Jahre vom Ende des Deutsch-Französischen Krieges (1871) entfernt waren, und dieser damalige Krieg war für uns bereits so etwas wie eine Steinzeit. Wer heute, 1994 oder 1995, in die Schule kommt, ist bereits 50 Jahre vom Ende des Zweiten Weltkrieges entfernt. Bei den vielen sich überstürzenden Erfahrungen und Ereignissen ist das für ihn natürlich auch eine Steinzeit. Trotzdem wird man nicht müde werden dürfen, in der Schule und mit den verschiedensten Mitteln, die Tragik der damaligen Ereignisse immer wieder ins Gedächtnis zu rufen. Vor allen Dingen muss davor gewarnt werden, in einer Demokratie Verheissungen von Verführern zu glauben, die ja immer wieder auftauchen und die nur das Gefühl und die heimlichen oder offenen Glückshoffnungen ansprechen, statt sich mit der nun ein-

mal sehr gemischten Wirklichkeit im Alltagsleben des einzelnen und der Gesellschaft auseinanderzusetzen. Demokratie muss eben gelernt und eingeübt werden, auch in dem Bewusstsein, wie es der von mir eben schon zitierte Churchill einmal gesagt hat: «Die Demokratie ist die beste aller schlechten Regierungsformen.»

Zum Demokratieverständnis möchte ich ein Erlebnis aus dem Jahre 1932 wiedergeben, als die Werbeschlachten der Nazis auf dem Höhepunkt waren (obwohl sie dann in der Reichstagswahl selbst zum ersten Mal zurückgingen) und die Parteien zum ersten Mal wieder Zutritt zum Rundfunk bekamen. Als junger Angestellter des damaligen WDR hatte ich, da ich politisch bei dem Reichsjugendausschuss der Zentrumspartei engagiert war, von dem Intendanten Hardt den Auftrag bekommen, den Zentrumsolitiker Hamacher zum Mikrofon zu führen. Er hatte noch nie im Rundfunk gesprochen, und ich suchte ihn zu ermuntern, eine gute Rede zu halten, auch mit allem Temperament. Er zuckte die Achseln und sagte etwas traurig: «Ach, Temperament.» Ohne ihm damit posthum irgendwie nahe treten zu wollen: Die meisten Abgeordneten des Reichstages und anderer Gremien waren als gute Demokraten überzeugt, die besseren *Argumente* müssten siegen, während die Gegner ohne Argumente mit Sturzbächen böser Behauptungen die Emotionen in der Bevölkerung aufrührten.

Auch die allgemeine Erziehung zur Überwindung des persönlichen Egoismus und zu der Bereitschaft, auch Opfer zu bringen im Sinne des Nächsten und der Gesellschaft, gehört hierzu. Und schliesslich auch die Verpflichtung, ich sage ausdrücklich die Verpflichtung, aller Medien, in unserer immer nur menschlichen und damit brüchigen Gesellschaft, auch das Gute aufzuzeigen und nicht nur in einem Übermass das Negative.



Aufräumarbeiten im kriegszerstörten Dresden 1945.

BEFREIER IN GRAUWEISSEN PELZMÄNTELN

Gyula Hom

Mein Vater, der Sohn eines aus Deutschland nach Ungarn eingewanderten Maurers und einer Bauerntochter aus Győr, hatte schwarzes Haar und eine kräftige, untersetzte Statur. Er war gottgläubig, was ihn jedoch keineswegs hinderte, ein überzeugter Kommunist zu sein. Mit neunzehn Jahren hatte er sich freiwillig in die Armee der Räterepublik gemeldet und es bis zum Bataillonskommandeur gebracht. Nach dem Sturz der Räterepublik wurde er verhaftet, interniert und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Als er 1924 freigelassen wurde, fand er nach einiger Zeit eine Arbeit als Möbelschlepper und heiratete noch im selben Jahr. 1925 kam sein erster Sohn, Géza, zur Welt, dem bis 1944 alle zwei bis drei Jahre weitere Söhne folgten. Eine Wohnung hatten meine Eltern im Budapester Arbeiterbezirk Angyaföld gefunden. Ich wurde am 5. Juli 1932 geboren. Gelebt haben wir immer im tiefsten Elend, unter heute kaum noch vorstellbaren Bedingungen.

Mein ältester Bruder war wohl der anständigste von uns. Er war ein sehr ernster Junge, äusserst gutherzig, brach nie einen Streit vom Zaun und war immer ein ausgezeichnete Schüler. Im Gegensatz zu meinem Vater las er schon mit knapp zehn Jahren mit grosser Begeisterung marxistische Broschüren. Anfang der vierziger Jahre schloss er sich dann der illegalen Bewegung der Jungkommunisten an. Géza hatte übrigens ein Auge verloren. Er war einmal völlig grundlos von zwei Polizisten so verprügelt worden, dass man ihm das Auge hatte entfernen müssen.

Je näher nun der Krieg rückte, desto öfter wurde mein Vater abgeholt, und unser Leben wurde immer schwerer. Ich war zehn, als ich in den Sommermonaten zum ersten Mal arbeiten ging. Ich verdingte mich bei einem Gärtner. Wo sich heute das Wohnviertel von Zuglo befindet, gab es damals noch grosse Gärtnereien. Mein Arbeitgeber war ein kräftiger, rothaariger Bulgare. Er gönnte seinen Tagelöhnern keine Minute Ruhe. Wir arbeiteten von früh um sechs bis abends um sechs in der prallen Sonne, hackten, jäteten Unkraut oder ernteten Krautköpfe, Rüben und anderes.

Angesichts des Elends unserer Familie beschloss ich, nach dem Ende der fünften Klasse, im Frühjahr 1943, nicht weiter zu lernen, sondern ganz arbeiten zu gehen. Ich fing als Botenjunge in einer kleinen Kartonagenfabrik an. Die Eigentümer, ein Geschwisterpaar, waren sehr anständige Leute. Sie forderten ganze Arbeit von ihren sechzig Beschäftigten, trieben sie jedoch nicht an. Und sie fanden stets einen Grund, uns eine Prämie oder Lebensmittel zukommen zu lassen.

Géza war Hilfsarbeiter im Akkumulatorenwerk von Kóbánya. Im Winter 1943/44 betätigte er sich immer stärker in der illegalen Jungkommunisten-Bewegung. Tagsüber arbeitete er, und abends verschwand er mit seinen Freunden. Eines Abends brachte er mir eine Broschüre mit dem Titel «Engels: Anti-Dühring» und sagte, ich solle sie heimlich lesen. Ich verstand kaum etwas, doch blieben in meinem Gedächtnis Ausdrücke hängen wie Arbeiterklasse, Ausbeutung und Aufklärung. Géza brachte mir noch weitere Broschüren. Manche begriff ich besser als die erste, die meisten jedoch nicht. Aber es gelang meinem Bruder, mein Interesse für politische Literatur generell zu wecken. Und im Januar 1944 nahm er mich sogar mit, um Flugblätter gegen die Faschisten aus der Strassenbahn auf die Strassen zu streuen. Am Anfang schlug mir das Herz vor Aufregung noch im Hals, aber später, als nichts geschah, beruhigte ich mich.

Als ich am Abend des 21. März 1944 nach Hause kam, sassen mein Vater und Géza am Küchentisch und diskutierten heftig miteinander. Ich wurde im Gegensatz zu den anderen nicht in die Stube geschickt, weil Géza verriet, dass ich in seine Angelegenheiten eingeweiht sei. Mein Bruder versuchte gerade, meinen Vater davon zu überzeugen, dass sie noch in derselben Nacht in den Untergrund gehen müssten, da die Deutschen keine Gnade kennen würden. Mein Vater aber sagte nur immer wieder: «Ich bin doch keine Ratte, dass ich mich in einem Loch verkrieche. Die Bullen haben mich auch bisher nicht verschont, und ich habe mich immer zu meiner Meinung bekannt.» – Géza gab schliesslich auf, zog sich an und packte ein wenig Wäsche zusammen. Wir sahen ihn erst im Januar 1945 wieder.

Gegen vier Uhr morgens wurde heftig an unsere Tür geklopft. Um genau zu sein, sie wurde fast eingeschlagen, ehe mein Vater sie öffnen konnte. Zwei Deutsch sprechende Männer in Zivil, aber mit gezückten Pistolen, drangen in Begleitung eines ungarischen Gendarmen in die Wohnung ein. Sie begannen sogleich, meinen Vater wütend zu beschimpfen. Sie suchten auch Géza. Einen ruhigeren Ton schlugen sie erst an, als sie meine hochschwängere Mutter und die fünf Kinder sahen. Sie stellten alles auf den Kopf, achteten jedoch darauf, nichts kaputt zu machen. Mein Vater kleidete sich inzwischen an und nahm Abschied von uns. Der Gendarm drang noch in uns ein, uns ja sofort zu melden, wenn Géza zu Hause auftauchen sollte.

Vater sahen wir nie wieder. Später haben wir erfahren, dass man ihn auf dem Weg nach Deutschland im Wald bei Sopron erschossen hat. Vorher hatte man ihn sein eigenes Grab ausheben lassen...

Es folgten bittere Wochen und Monate. Das Leben wurde schwerer und schwerer, die Versorgung schlechter und schlechter. Lebensmittel waren kaum noch zu bekommen. Und dann waren da die vielen Bombardements der Alliierten.

An einem Spätnachmittag im September 1944 fuhr ich mit der Strassenbahn von der Arbeit nach Hause. Damals waren die Bombenangriffe bereits alltäglich geworden, und obwohl wir uns nicht an sie gewöhnen konnten, hatten wir doch nicht mehr solche Angst wie am Anfang. Aus reiner Gewohnheit stand ich auch an jenem Tag auf der Plattform des letzten Wagens. Die Bahn hatte bereits den Rand des kleinen Waldes erreicht, an dessen anderem Ende ich aussteigen musste. Plötzlich heulten die Sirenen. «Na, da muss ich mich aber beeilen, wenn ich vor dem Eintreffen der Bomber zu Hause sein will», dachte ich. In dem Augenblick wurde der Himmel schwarz, und mit unheilvollem Lärm tauchten über uns die Flieger auf. Es war unheimlich, denn man konnte ja nie wissen, ob die Bomber über einen hinwegfliegen oder ihre todbringende Fracht über einem ausklinken würden. Bis heute kann ich mir nichts Schlimmeres als diese Ungewissheit vorstellen.

Ich sprang auf jeden Fall von der Plattform und lief auf die Bäume zu. Kaum hatte ich ein paar Schritte getan, explodierte bereits die erste Bombe. Ich stürzte zu Boden. Die Explosionen folgten immer dichter aufeinander. Ich drückte meinen Kopf in eine Erdmulde. Als die Bomber dann verschwunden waren, stand ich auf und ging durch den Wald zur Haltestelle zurück. Mir bot sich ein entsetzlicher Anblick: Überall Tote, zwischen den geborstenen Bäumen und Stümpfen lagen verstreut Beine, Arme und Köpfe, und an einem Baum klebte ein menschliches Hirn. Bei dem Luftangriff wurden Hunderte von Menschen getötet oder schwer verletzt. Ausser Atem und weinend kam mir dann meine Mutter entgegengelaufen. Sie hatte furchtbare Angst gehabt, mich vielleicht verloren zu haben.

Zu Neujahr begannen in unserem Bezirk die Strassenkämpfe. Wir waren gezwungen, uns tagelang in unserer Wohnung einzuschliessen. Die grösste Sorge bereitete das Wasserholen. Obwohl meine Mutter sehr sparsam mit dem Wasser umging, musste ich mitunter aber doch

nach frischem Wasser gehen. Als ich einmal mit zwei vollen Eimern vom Wasserhahn zurückkam, ging eine schreckliche Schiesserei los. Der zehnjährige Nachbarsjunge wurde tödlich von einer Kugel getroffen, und der Eimer in meiner linken Hand wurde durchlöchert.

Nach einigen Tagen waren die Verteidiger der Stadt besiegt, und bei uns marschierten zuerst rumänische Truppen ein. Ich hatte keine Vorurteile, die rumänischen Soldaten waren jedoch äusserst unsympathisch. Die zerlumpte Uniformen und das undisziplinierte Benehmen der Rumänen steigerten die Ablehnung der ungarischen Bevölkerung ihnen gegenüber zu regelrechter Feindseligkeit, besonders als sie angingen, von Haus zu Haus zu ziehen und alles mitzunehmen, was nicht niet- und nagelfest war. Sie brachen geschlossene Geschäfte auf und warfen deren Einrichtung auf die Strasse. Schon in der ersten Nacht, die der Besetzung unserer Siedlung folgte, machten sie Jagd auf Frauen und Mädchen. Die einundzwanzigjährige Tochter unseres Nachbarn wurde von einer ganzen Mannschaft Rumänen «überrollt». Unsere Mutter schützte sich, indem sie sich in alte Lumpen hüllte und sich regelrecht verunstaltete. Auch bei uns donnerten sie an die Tür, und als Mutter nach einer guten Weile aufmachte, stürmten etwa zehn Soldaten herein. Beim Anblick der «hässlichen Alten» jedoch verging ihnen die Lust, und sie begannen, in der Küche zu wüten. Als sie dann in die Stube trampelten und die Kinder sahen, brüllte einer von ihnen die anderen an, und sie verschwanden.

Ich war damals fast dreizehn Jahre alt. An den Tag der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen kann ich mich in keiner Weise erinnern, umso besser aber daran, dass eines Abends mein Bruder Géza wieder zu Hause auftauchte. Er erzählte uns, dass er sich in der Josephstadt versteckt gehalten habe. Nachts jedoch sei er gemeinsam mit anderen Widerständlern auf die Strasse gegangen, um den «Pfeilkreuzlern ab und zu eine Lektion zu erteilen». Weinend betastete mei-

ne Mutter ihren grossen Sohn und liess ihn schwören, nie mehr von zu Hause wegzugehen und sich nie in «Dummheiten» verwickeln zu lassen. Unser Bruder hörte sich niedergeschlagen die Geschichten über die Untaten der rumänischen Soldaten an. Und er wiederholte immer wieder, nach diesem dahergelaufenen Gesindel kämen bald die «echten Befreier».

Na, die kamen dann auch: Diese «echten Befreier» kamen in grau-weissen Pelzmänteln. Auf den Strassen wimmelte es nur so von ihnen. Es waren die Sowjets. Sie suchten nach deutschen und ungarischen Soldaten, noch mehr aber nach Alkohol. Brutal waren sie nicht, freundlich jedoch auch nicht. Sie brachen ebenfalls nachts, bepackt mit Lebensmitteln, in Wohnungen ein, in denen sie Mädchen oder junge Frauen vermuteten. Sie kamen meist zu zweit und versuchten, die Frauen eher mit Geschenken und Liebenswürdigkeiten herumzukriegen – manchmal nicht ohne Erfolg. Die Männer und grösseren Jungen trieben sie jeden Tag zur Arbeit, und so mancher von ihnen kam nie wieder. Géza versuchte, diese Vorfälle zu entschuldigen. Dies seien «noch nicht die Elitetruppen». Die würden, von Pécs her vordringend, in Transdanubien, jenseits der Donau, kämpfen. Das war also unsere «Befreiung».

Sowie sich die Front entfernte, wagten wir uns wieder in die Innenstadt hinein. Der Krieg hatte grausame Verwüstungen hinterlassen: Ruinen, ausgebrannte Häuser, riesige Trümmerhaufen auf den Strassen, Pferdekadaver. Die Geschäfte waren geplündert. Die dick eingemummten Menschen taumelten mit Wassereimern und Netzen durch die Strassen. Jeder, der sich bewegen konnte, suchte nach Wasser, nach etwas Essbarem.

Nach Wochen nahm das Leben dann allmählich wieder normalere Formen an. Mit Lastwagen wurde Mehl und Speck herangefahren, und hier und da verteilten die Russen Brot an den Strassenecken. Die Leute der amerikanischen Organisation UNRRA brachten Milchpulver und

grosse Stücke Schokolade für die Kinder. Das waren natürlich letztlich Tropfen auf den heissen Stein.

Mit der Zeit tauchten auf dem Teleki-Platz und anderswo in Budapest auch Bauern auf und boten solche herrlichen Sachen wie Eier, Speck, Schinken und anderes an. Als Zahlungsmittel nahmen sie anfangs Pengö. Als jedoch eine galoppierende Inflation einsetzte, tauschten sie ihre Waren nur noch gegen Kleidung, Salz oder Petroleum. Wir selbst hatten leider weder Geld noch etwas zum Tauschen.

Im Herbst 1945 beschloss ich, mich den «Hamsterern» anzuschliessen. Gemeinsam zogen wir jetzt mit Rucksäcken voller Kleidung, Salz und Süsstoff, Kanistern mit Petroleum von Dorf zu Dorf und tauschten diese Dinge gegen Lebensmittel. Bei unseren Wanderungen geschah uns nichts. Denn wir waren eine Bande von zehn jungen Burschen und mit grossen Knüppeln bewaffnet. Wunderbar war es in Szeged, das vom Krieg nicht heimgesucht schien. Die meisten Häuser waren unversehrt, in den Strassen wimmelte es von Menschen. Aus einem Farbengeschäft drangen herrliche Düfte. Wir gingen hinein und erlebten eine Überraschung: Gänse brutzelten in Riesenpfannen auf dem Herd. Sie wurden noch für Pengö verkauft, und wir assen uns für wenig Geld richtig satt. Auf dem Markt gelang es uns, für unsere Sachen Speck, weisses Mehl, Wurst und Schinken zu bekommen. Mit vollgestopften Rucksäcken zogen wir zum Bahnhof. Der sowjetische Stadtkommandant liess dem Militärzug vier Waggons für zivile Reisende anhängen.

Nach der Einführung des Forint fand das Leben wirklich in seine gewohnten Bahnen zurück. Ich begann als Mechanikerlehrling im Budapestener Betrieb der Siemens-Werke. Die Arbeit fing morgens um sechs an, und um rechtzeitig dort zu sein, musste ich um fünf Uhr aufstehen. Der Weg ging von Sashalom über Kispest nach Kóbánya. In der Fabrik wurden die weltberühmten Radioempfänger sowie Kabel her-

gestellt. Die ungarischen Siemens-Werke gehörten zu den Elitebetrieben des Landes. In den Werkshallen herrschten Ordnung, Sauberkeit und präzise Arbeitsorganisation. Ich habe meine Lehrstelle dort mit Hilfe eines ehemaligen Kameraden meines Vaters erhalten. Einfach so, «von der Strasse weg», wurde bei Siemens niemand angestellt.

Als deutsches Eigentum und damit als Kriegsbeute wurde der Betrieb nach dem Krieg unter sowjetische Verwaltung gestellt. Doch die Fachleute der alten Führung blieben grösstenteils im Amt. Siemens galt auch insofern als Musterbetrieb, als dort bereits 1946 die Fünftagewoche eingeführt wurde: Wir arbeiteten montags bis freitags von früh um sieben bis fünf Uhr nachmittags. Ich kam in die Werkzeugschlosserei. Da erlernte ich allerdings nicht nur meinen Beruf, sondern musste auch viel Zeit mit Hilfsarbeiten zubringen.

In der Zeit wurde unsere Mutter «eingeschult». Für zehn Wochen schickte die Kommunistische Partei sie auf eine Parteschule, wo sie auch wohnte. Wie sie später erzählte, sei diese Zeit die «denkwürdigste» in ihrem Leben gewesen. Sie lernte viel, und es gab viele gemeinsame Programme.

Die Familie hatte darunter, zumindest anfangs, ein bisschen zu leiden. Infolge der Schulung von Mutter musste ich nun zusätzlich zur Arbeit die Familie versorgen. Géza studierte damals bereits an der Theater- und Filmhochschule und wohnte im Árpád-Horváth-Internat, einer Einrichtung für Arbeiter- und Bauernstipendiaten. Wir Kleinen waren also auf uns allein gestellt. So kochte ich frühmorgens eine Suppe oder ein anderes einfaches Gericht für meine jüngeren Brüder. Mit den Wochen kochte ich aber so gut, dass Mutter nur so staunte, als sie wieder nach Hause kam und meine Nockerln probierte.

In den Fabriken wurden damals schon rege politische Diskussionen geführt. Bei uns waren die beiden grossen Arbeiterparteien am

stärksten, die kommunistische und die sozialdemokratische. Beide hatten auch Jugendverbände, die SZIT beziehungsweise die SZIM. Ich schloss mich ersterem Jugendverband an. Für die Jungarbeiter-Organisationen war damals aber noch eher die Zusammenarbeit als ein Konkurrieren kennzeichnend. Und 1947 bereiteten wir uns gemeinsam auf das Weltjugendtreffen vor. Es mag sein, dass Jugenderinnerungen von der Zeit vergoldet werden, aber ich denke sehr gern an dieses Festival zurück. Zum ersten Mal begegneten wir jungen Menschen aus anderen Ländern. Das Welttreffen wurde noch ohne überflüssige Zeremonien in einer natürlichen, ungezwungenen Atmosphäre abgehalten. Auf den Strassen Budapests waren überall Gruppen singender und tanzender Jugendlicher zu sehen. Es entstanden grosse Freundschaften und noch grössere Liebschaften – ein buntes Fest, eine schöne Erinnerung.

1948 brachte uns dann das erste sehr bittere Nachkriegserlebnis. Mein anderer älterer Bruder Károly, genannt Karcsi, war seit jeher ein berüchtigter Unruhestifter und Streithahn gewesen. Schon mit acht, zehn Jahren hatte er Ältere angegriffen und war aus den Keilereien fast immer als Sieger hervorgegangen. Im Krieg war er plötzlich verschwunden. Wir erfuhren erst von ihm, als die Polizei bei uns aufkreuzte. Sie suchte ihn, da er sich einer Bande angeschlossen hatte, die so allerhand Schreckenstaten verübte. Nach Kriegsende kam er ganz selten mal bei uns vorbei. Anfang 1947 erhielten wir von ihm eine Karte aus der amerikanischen Zone Deutschlands. Er hatte sich auf dem Gut einer verwitweten deutschen Baronin verdingt. Einige Monate schrieb er regelmässig, und es stellte sich heraus, dass die Baronin und er heiraten wollten. Dann hörten wir wieder nichts, bis wir eben Ende 1948 von der französischen Fremdenlegion eine Nachricht erhielten: Karcsi war dort eingetreten und in Vietnam von einem vietnamesischen Kommando gefangengenommen und hingerichtet worden.

Ich selbst hatte mich im Herbst 1948 auf der Abendschule eingeschrieben, und im Sommer 1949 war die Grundschule absolviert. Im Oleg-Koschewoj-Internat in Buda konnte ich dann das Abitur machen. Das Internat war in einem ehemaligen Kloster untergebracht, und anfangs lebten sogar noch Nonnen dort. Wir kamen gut miteinander aus. Sie versuchten, uns vom Glauben an Gott, wir, sie von der Wahrheit des Marxismus zu überzeugen, beiderseits ohne Erfolg.

1950, nach bestandenem Abitur, erhielt jeder von uns einen blauen Pelzmantel, einen grauen Anzug für den Winter und einen Popeline-Anzug für den Sommer, dazu Unterwäsche. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich einen Anzug. Was heisst einen? Gleich zwei! Und zu all dem gehörte auch noch ein grosser Koffer.

Mit unseren Anzügen ging es bald auf grosse Fahrt, in die Sowjetunion. So viel Schönes und Gutes war uns von dort erzählt worden: Die Menschen seien alle glücklich, da die Partei und Stalin für sie sorgten. Armut und Vermögensunterschiede zwischen den Menschen gäbe es nicht. Zwar habe der Krieg schreckliche Verwüstungen hinterlassen, doch gehe der Wiederaufbau zügig voran. Und wir würden natürlich mit brüderlicher Liebe erwartet.

So starteten wir vom Budapester Westbahnhof aus, um uns von unseren Brüdern umarmen und unterweisen zu lassen ...

VERSÖHNUNG STATT VERGELTUNG

Henry Kissinger

Am 20. August 1938 verliessen meine Eltern, mein Bruder Walter und ich unsere damalige Heimat Fürth in Richtung Amerika. Für eine jüdische Familie bot das Leben in Deutschland keine Perspektive mehr. Ich war damals 15 Jahre alt und hatte die Schule verlassen müssen und hatte auch häufig Prügel von Nazijungen bezogen, doch fühlte ich persönlich mich nicht verfolgt oder gepeinigt. Ich war noch ein Kind, und das, was mich am meisten interessierte, war Fussball. Anders erging es den Erwachsenen. Meine Eltern litten besonders unter den schlimmer werdenden Demütigungen, an der Entrechtung und an der Ausgrenzung. Mein Vater war stolz auf seine Stellung als Studienrat am Lyzeum, er musste seinen Beruf aufgeben, was ihn tief getroffen hat. Meine Mutter, eine gesellige, lebhaftige Frau, bedrückte die zunehmende Isolierung sehr. Leute, die vorher zu unserem Bekannten- und Freundeskreis gehört hatten, mieden meine Eltern jetzt. Selbst am Schwimmbad in Leutershausen, das meine Mutter so gerne in den Sommermonaten besucht hatte, hing nun das Schild «Für Juden verboten».

Wir emigrierten also in die Vereinigten Staaten, lebten in New York, und ich wurde 1943 nach meiner Einberufung zur Army amerikanischer Staatsbürger. Im Jahr darauf, 1944, gut sechs Jahre nach unserer Flucht in die USA, kehrte ich als amerikanischer Soldat der 84. Infanteriedivision des 335. Infanterieregiments nach der alliierten Invasion zurück nach Europa. Der Krieg, den die Nazis 1939 entfesselt hatten,

ging mit unverminderter Härte weiter und sollte noch viele Opfer fordern. Das Hauptquartier unseres Regiments befand sich in der Nähe der Front, was für einen jüdischen Emigranten besondere Gefahren in sich barg: Wäre ich deutschen Truppen in die Hände gefallen, hätte man mich vermutlich nicht gefangengenommen, sondern direkt erschossen.

Nachdem aber die deutsche Ardennen-Offensive gescheitert war, setzte sich der alliierte Vormarsch ins Reichsgebiet auf breiter Front fort. Im März 1945 nahm unsere Division Krefeld ein. Ich kam zum Counter-Intelligence Corps mit der Aufgabe, in der stark zerstörten Stadt eine Zivilverwaltung aufzubauen und im Rahmen der Spionageabwehr Nazis und Gestapo-Leute aufzuspüren. Viele Angehörige der berüchtigten Gestapo behaupteten allerdings, nie Nazis gewesen zu sein, sondern nur einfache Beamte, die von der Kriminalpolizei in die Gestapo übernommen worden seien. Es gab überhaupt kaum jemanden, der sich zum Nationalsozialismus bekannte. Die meisten Leute hatten genug vom Krieg, sie wollten sein baldiges Ende. Angesichts des totalen Zusammenbruchs von staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung und dem Verlust jeglicher Sicherheit wussten viele Menschen nicht mehr, was sie tun oder sagen sollten oder gar, was kommen würde. Die Offiziere der Wehrmacht ergaben sich und versuchten, die ihnen unterstellten Mannschaften in amerikanische Gefangenschaft zu führen. Was ich damals vorfand, war eine Gesellschaft in völliger Auflösung. Es war ein einzigartiges Erlebnis, noch nie war ich mit dergleichen konfrontiert worden: Deutschland war eine Wüste, die Städte in Trümmern und die politischen Strukturen vernichtet.

Empfand ich damals Genugtuung darüber, was den Menschen in Deutschland widerfuhr, oder gar Freude angesichts der Zerstörung und Not, die ich vorfand? – Zwar fühlte ich bei meiner Rückkehr eine gewisse Befriedigung, denn ich war froh über das Ende der Naziherrschaft, doch trotz allem, was die Nazis meiner Familie angetan hatten,

sah ich keine Veranlassung, an den Deutschen Rache zu üben. Wenn es für die Deutschen falsch war, die Juden zu stigmatisieren, so war es für uns genauso falsch, alle Deutschen zu stigmatisieren. Ich führte mit meinen Eltern viele Gespräche über dieses Thema. Mein Vater nahm eine viel härtere Haltung ein als ich. Er hatte nicht nur seine drei Schwestern Ida, Sarah und Fanny im KZ verloren, auch ihre Ehemänner und Kinder waren umgebracht worden. Ich plädierte dennoch für eine differenzierte Vorgehensweise und hielt es nicht für richtig, die Deutschen so zu behandeln, wie einige von ihnen die Juden behandelt hatten. Es ging mir während meiner Stationierung in Deutschland nicht darum, Vergeltung zu üben für das, was unsere Familie vor ihrer Flucht aus Deutschland hatte erleben müssen.

Nachdem die deutsche Wehrmacht im Mai 1945 bedingungslos kapituliert hatte, habe ich mich auf den Weg nach Franken gemacht, um die Orte meiner Kindheit – Fürth, Leutershausen, die dortige Umgebung und Nürnberg – wiederzusehen. Eine Rückkehr in meine Heimat war dieser Besuch jedoch nicht. Sicher, es war keine mir unbekannte, fremde Gegend, in die ich da kam. Es war auch mehr als nur mein Geburtsort, es war der Teil einer Welt, der ich mich gefühlsmässig verbunden fühlte – die Dörfer, die Wälder und die Wege. Doch mein Zuhause waren diese Orte nicht mehr. Vieles war zerstört und kaputt, die Freunde waren geflohen oder im KZ umgekommen. In Fürth traf ich einen ehemaligen Klassenkameraden der jüdischen Schule wieder, der das KZ Buchenwald überlebt hatte. Ich sorgte dafür, dass er wieder zu Kräften kam, und ich half ihm dabei, nach Amerika auszuwandern. Auch einer Familie in Leutershausen, eine der wenigen nichtjüdischen Familien, die zu uns gestanden und die Freundschaft zu meinen Eltern aufrechterhalten hatten, konnte ich helfen, als sie unter der falschen Anschuldigung, Nazi zu sein, irrtümlich enteignet worden war.

Es wäre sicherlich ein Fehler, in der Rückschau in mein Tun etwas hineinzuinterpretieren, was mich in jener Zeit wenig bewegte. Wo ich Überreste der Vergangenheit vorfand, versuchte ich zu helfen, aber mein Blick war vorwärts gerichtet, und mein eigentlicher Wunsch war es, nach Möglichkeit zum Aufbau einer besseren Zukunft beizutragen. Auf keinen Fall wollte ich die 30er Jahre noch einmal durchleben. Mir erschien es viel wichtiger, zur Versöhnung beizutragen.

Wesentliche und notwendige Voraussetzung für die Gestaltung einer friedlichen Zukunft war dabei für mich – vom moralischen wie vom historischen Standpunkt aus – die Überwindung des Nationalsozialismus. Wenn die Nazis den Krieg gewonnen hätten, hätten sie ihre brutale Entvölkerungspolitik in Osteuropa fortgesetzt und Millionen Polen, Russen und andere Völker Osteuropas ermordet. Der berühmte «Generalplan Ost» und andere Dokumente belegen das. Die systematische Ausrottung der Juden war nur ein Aspekt ihrer Politik, eine Etappe auf ihrem unheilvollen Weg. Auch in den Kreisen des deutschen Widerstands hatte man das genau erkannt und ganz klar gesehen, dass Hitler beseitigt werden musste. Ich habe daher grössten Respekt vor den Männern des 20. Juli, denn ihr Vorhaben, Hitler zu töten, war zweifellos richtig.

Wäre das Attentat vom 20. Juli erfolgreich gewesen, der Krieg wäre sicherlich schneller zu Ende gewesen, Millionen von Menschenleben hätten gerettet werden können. Aber meiner Ansicht nach hätte der Krieg, was das politisch-militärische Ergebnis betrifft, nicht anders geendet. Angesichts der ungeheuren Verbrechen, die die Nazis begangen hatten, und in der Erinnerung an die Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg waren die Alliierten nur unter einer Bedingung zum Frieden bereit: die Besetzung Deutschlands. Hier gab es im Widerstand seltsame, bisweilen abstruse Auffassungen über ihre Verhandlungsposition gegenüber den Alliierten und unrealistische, fast naive Vorstellungen

gen – etwa die Forderung nach Wiederherstellung des Reiches in den Grenzen von 1914. Vom historischen Standpunkt aus betrachtet war es daher vielleicht auch besser, dass Hitler seinen Weg selbst zu Ende gehen musste und später niemand sagen konnte, die Wehrmacht sei ihm in den Rücken gefallen. Einer möglichen Neuauflage der «Dolchstoßlegende» ist auf diese Weise jedenfalls die Grundlage entzogen worden.

Die Kritik am Widerstand, zu spät gehandelt zu haben, teile ich nicht. Zweifellos hätte man Hitler früher stürzen und umbringen sollen. Das Wesen totalitärer Systeme besteht aber gerade darin, dass sie sich mit einem Anschein von Rationalität umgeben und der Bevölkerung vernünftig erscheinen und damit auch eine gewisse Anziehungskraft ausüben. Das Hauptproblem liegt jedoch darin, dass man Widerstand leisten muss, bevor man mit Sicherheit weiss, womit und mit wem man es genau zu tun hat. Ab wann soll man Widerstand entgegensetzen? Man muss ab einem bestimmten Punkt gewillt sein, allein aufgrund seiner Überzeugung zu handeln, selbst wenn man keine schlüssigen Beweise vorliegen hat. Für viele Menschen in den 30er Jahren war es nicht klar, ob Hitler nur ein übersteigerter Nationalist oder ein Irrer war. Heute kennen wir die Antwort auf diese Frage, aber diese Antwort hat Millionen Menschen das Leben gekostet.

Auch das Ausland hat die Gefahr, die von Hitler ausging, lange Zeit unterschätzt. Denn Hitler beanspruchte zunächst nur Rechte, die allen anderen Staaten ebenfalls zustanden. Die Forderung nach Revision des Versailler Vertrages galt selbst im Ausland als legitim, Widerstand hiergegen war vom psychologischen Standpunkt aus sehr schwierig. Selbst Hitlers nächstem Schritt, der «Rückholung» jener deutschen Bevölkerung, die früher einmal Teil des Deutschen Bundes gewesen war, stellte man sich nicht mit Nachdruck entgegen. Erst als Hitler im März 1939 mit der Annexion der Tschechoslowakei das Münchener Abkom-

men brach, machte das Ausland nicht mehr mit. Aber dies geschah erst zu einem Zeitpunkt, als Deutschlands Expansionskraft angesichts der Schwäche seiner östlichen Nachbarn und aufgrund der mehr oder weniger geduldeten Wiederaufrüstung grösser war als je zuvor.

Dass es so weit kommen konnte, lag nicht zuletzt im Vertrag von Versailles selbst begründet. Dieser Friedensvertrag war in Bezug auf Deutschland einerseits zu hart, andererseits zu weich. Zu hart, um die Deutschen zu versöhnen, zu weich, um sie auf Dauer in ihre Schranken zu verweisen. Nach dem Ersten Weltkrieg war Deutschland zwar gedemütigt, aber – wenn man die geopolitische Lage genau betrachtete – strategisch gesehen in einer besseren Position als vor dem Krieg. Hinzu kam, dass sich die Demütigung Deutschlands insbesondere für die innenpolitische Entwicklung nach 1918 verhängnisvoll auswirkte. Die Niederlage selbst, dann die Art und Weise, wie die Niederlage gehandhabt wurde – die Militärs entzogen sich ihrer Verantwortung, indem sie sie auf die demokratischen Parteien abwälzten und diese nachhaltig diskreditierten – und schliesslich die Inflation bereiteten radikalen Kräften den Boden. Fanatische, halbbourgeoise, kriminelle Elemente stiegen in Schlüsselstellungen auf. Männer mit einer merkwürdigen Kombination aus süddeutscher Romantik und preussischer Disziplin, die in einer funktionierenden Demokratie mehr oder weniger unbeachtet ihre politischen Unsinnsparolen verkündet hätten oder möglicherweise auch als Terroristen in den Untergrund gegangen wären, sassen plötzlich an den Hebeln der Macht. Und sie haben die Machtmittel, die sie dann in Händen hielten, systematisch eingesetzt, um so wahnsinnige Pläne wie die Vernichtung der Juden, in die Tat umzusetzen.

Die Entwicklung, die Deutschland nach 1918 genommen hatte, endete 1945 in einer Katastrophe singulären Ausmasses. Nachdem das Dritte Reich zusammengebrochen war, stellte sich mit besonderer

Dringlichkeit die Frage, was man mit Deutschland machen sollte, um eine Wiederholung von vornherein auszuschliessen. Ich persönlich hatte damals keine dezidierte Meinung zur künftigen Rolle Deutschlands; mit meinen zweiundzwanzig Jahren und einer noch nicht einmal abgeschlossenen Universitätsausbildung nicht weiter überraschend. Weder die Pläne des Finanzministers Henry Morgenthau, der Deutschland in ein Agrarland umwandeln wollte, waren mir damals bekannt noch schätzte ich die Rolle der Sowjetunion richtig ein, die ich auch nach dem Krieg noch als unseren Verbündeten ansah. Diese Einschätzung der Sowjetunion änderte ich jedoch recht bald, als unsere Einheit mit der Roten Armee zusammentraf und wir bereits wie potentielle Gegner behandelt wurden. Spätestens 1946 war ich zu der Überzeugung gelangt, dass es zu einer schweren Krise mit der Sowjetunion kommen würde und dass die Amerikaner in den Verhandlungen mit den Sowjets hart bleiben müssten. Aber das war meine rein private Sicht der Dinge, noch ohne jedes politische Gewicht.

In der Tat zerbrach die Anti-Hitler-Koalition schon sehr bald, der kalte Krieg begann, und damit war auch die Teilung Deutschlands besiegelt. Im Westen gelang der Wiederaufbau zwar dank Marshall-Plan und anderer amerikanischer Hilfe sehr rasch, aber besonders bemerkenswert am deutschen Wirtschaftswunder waren der Mut und die Kraft der Deutschen selbst, die nach der Katastrophe nicht resigniert, sondern wieder von vorn angefangen haben. Diesem Nachkriegs-Deutschland fühle ich mich auch heute verbunden, nicht dem der 30er Jahre.

Ein Tag der Erinnerung, wie es der 50. Jahrestag des Kriegsendes ist, ist immer auch ein Tag, um darüber nachzudenken, was die Zukunft bringen wird. Ich sehe heute, gut vier Jahre nach der Wiedervereinigung, keine Gefahr, dass Deutschland nochmals einen «Sonder-

weg» zwischen Ost und West einschlagen könnte. Ich habe hier vollstes Vertrauen in die politische Führung Deutschlands. Gleichwohl sollten die Probleme nicht übersehen werden, wobei in der Aussenpolitik zwei Aspekte von besonderer Relevanz sind: zum einen das deutsch-amerikanische Verhältnis, zum anderen die politischen Veränderungen in Osteuropa. Ich war immer für enge Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, aber es darf von amerikanischer Seite her nicht der Eindruck entstehen, dass Deutschland eine Favoritenrolle spielt. Das Atlantische Bündnis sollte sich nicht zu einem deutsch-amerikanischen Bündnis entwickeln.

Darüber hinaus wäre es ein Fehler der atlantischen Allianz, ihr Verteidigungsinteresse an der Oder enden zu lassen. Auf diese Weise entstünde ein Machtvakuum in Ostmitteleuropa, was Deutschland in eine Lage bringen könnte, in der die Verfolgung eines «Sonderwegs» möglicherweise wieder aktuell würde. Die Aufnahme Polens in die NATO und in die EU darf kein Gegenstand langwieriger Debatten mit Russland sein oder gar einem russischen Veto unterworfen werden. Auf diese Fragen muss bald eine klare Antwort gefunden werden; bezieht hier der Westen nicht eindeutig Stellung, vertagt er das Problem nur, ohne es zu lösen, womit er sich in permanente Schwierigkeiten brächte. Und nichts spricht dagegen, nach einer definitiven Entscheidung weiterhin freundschaftliche Beziehungen mit Russland zu pflegen.

Innenpolitisch sehen sich auch die Deutschen mit jenen globalen Problemen konfrontiert, die allen westlichen Gesellschaften zu schaffen machen. Hinzu kommen auch spezifisch deutsche Probleme, die ihrerseits wieder Rückwirkungen auf die Aussenpolitik haben. Wie alle westlichen Gesellschaften befinden sich auch die Deutschen in einer Krise ihres Selbstverständnisses. Es herrscht eine gewisse Orientierungslosigkeit, und es gibt keine genauen Vorstellungen, welche Ziele man sich für die nächste Zukunft setzen soll. Als der Zweite Welt-

krieg vorbei war, gab es einen breiten Konsens, Freiheit, Menschenrechte und Demokratie überall auf der Welt zu fördern. Das ist heute, nach dem Ende des kalten Krieges, nicht der Fall. Von entscheidender Bedeutung wird deshalb sein, ob es den westlichen Demokratien gelingt, sich selbst neu zu definieren, neue Ziele zu setzen und diese auch zu verteidigen.

Weltweit beobachten wir derzeit einen Generationswechsel. Die Menschen, die noch den Krieg und die Nachkriegszeit erlebt haben, werden weniger. Gleichzeitig erleben wir den Übergang von einer Welt der Bücher zu einer Welt der Bilder. Für unsere Enkelkinder gehört der Umgang mit Computern bereits zum Alltag. Hier entwickelt sich ein neuer geistiger Typus, der weniger aus Büchern, sondern vielmehr visuell lernt. Diese Veränderungen, insbesondere im Hinblick auf den politischen Generationswechsel, bringen für Deutschland zusätzliche Probleme mit sich. Die Deutschen können sich auf keine erfolgreiche politische Tradition des 20. Jahrhunderts stützen. Jedes System, bis auf das heutige, ist auf die eine oder andere Art und Weise gescheitert. Deshalb gibt es in Deutschland weniger Kontinuität als in anderen bedeutenden Staaten. Das heisst jedoch nicht, dass man kein Vertrauen in die politische Führung haben kann, sondern lediglich, dass Deutschland hier mit einer besonderen Herausforderung konfrontiert ist. Dazu kommen andere, spezifisch deutsche Probleme, die sich aus der deutschen Teilung ergeben. Ost- und Westdeutschland haben sich anders entwickelt, die Schaffung der inneren Einheit ist ein spannungsreicher Prozess. Und es sind nicht zuletzt diese unterschiedlichen Traditionen, die im Innern das Zusammenwachsen Deutschlands so schwierig machen, die es in aussenpolitischer Hinsicht wünschenswert erscheinen lassen, dass Deutschland Teil einer grösseren Gemeinschaft – der NATO und der EU – bleibt und keine rein nationalstaatliche Entwicklung nimmt.



Ende Januar 1945: Sowjetsoldaten im brennenden Küstrin.

ZWEI MÄHRISCHE SOMMER

Hans Klein

Im Sommer 1968 – in dieser Phase meines etwas krausen Lebenslaufs war ich gerade wieder einmal für ein paar Jahre Journalist – schickte mich meine Zeitschrift in die CSSR, um eine Reportage über den «Prager Frühling» zu schreiben.

Am 18. August hatten wir, wie der mich begleitende, erfahrene Illustriertenfotograf Hannes Betzler das nannte, «alles im Kasten»: das Gespräch mit Stanislav Budin, Chefredakteur des «Reporter», den Bericht über die dramatische Hyde-Park-Situation «Am Graben», den Besuch im Gasthaus «Zum Kelch», in dem sich der brave Soldat Schweijk «um halber Viere nach dem Krieg» verabredet hatte, das Interview mit Sonja Stenová, der in Gablonz auftretenden ersten Striptease-Tänzerin des Ostblocks.

Da wir erst ein paar Tage später von der Redaktion zurückerwartet wurden, nutzte ich den 19. August, um mit der Eisenbahn in meine Heimatstadt Mährisch-Schönberg zu fahren, die jetzt den tschechisierten Namen Sümperk trägt. Es war das erste Mal seit meiner Vertreibung im Frühjahr 1946, dass ich sie wiedersah.

Erinnerungen führen eine Art Eigenleben. Nicht nur, dass das Schmerzliche rascher im Vergessen versinkt und das Angenehme sich verklärt. Erinnerungen lassen sich auch nicht herbeikommandieren. Sie drängen sich, von äusseren Anlässen angeregt, in scheinbar unlogischer Ordnung ins Gedächtnis. Und wenn ich an das Kriegsende denke, kommt mir als erstes die emotionale Wucht in den Sinn, mit der ich es in den Augusttagen 1968 gedanklich noch einmal durchlebt habe.

Am Sonntag, dem 6. Mai 1945, flohen wir vor den anrückenden Sowjets aus der Stadt. Meine Mutter und ich. Zusammen mit etwa 30 Personen aus der Nachbarschaft, überwiegend Frauen und Kinder. Mit einem Omnibus. Wir fuhren in Richtung Westen. Den Sowjets aber direkt in die Arme. Zu Fuss dann durch das Herz Böhmens nach Sachsen. Und über Schlesien zurück nach Mährisch-Schönberg, der nördlichsten Kreisstadt Mährens.

Mit letzter Not entkamen wir dem mordenden Mob auf den Strassen des ehemaligen Reichsprotektorats. Wir mussten in grossen Gruppen marschieren. Einzelpersonen oder kleine Grüppchen hatten keine Überlebenschance. Eingehängt bei meiner Mutter schlief ich im Gehen.

Bei Leitmeritz auf einer Wiese, auf der Tausende von Flüchtlingen lagerten, machten auch wir Rast. Ich fiel sofort in Schlaf. Nach einer Weile – wie lang sie war, weiss ich nicht – fand ich mich allein auf einer Ausfallstrasse. Marschierend. Ich spürte Hunger und Durst, brach in eine leerstehende Villa ein und fand im Keller ein Glas eingelegter Kirschen. Aber wo war meine Mutter, wo waren die anderen? Ein böser Traum? Leg dich hin und mach die Augen zu, dachte ich in meiner Übermüdungstrance, beim Aufwachen wirst du wieder bei der Gruppe sein.

Ich legte mich in einen Strassengraben mit dem Kopf auf den Randstreifen. Plötzlich fing die Erde an zu beben und ein donnernd-rasselndes Geräusch kam rasend schnell auf mich zu. Instinktiv duckte ich mich. Ein sowjetischer T 72, ein sogenannter Josef-Stalin-Panzer, rollte in rascher Fahrt vorbei, die Ketten einen guten halben Meter über den Strassenrand hinausragend. Stunden zuvor hatte ein solcher Panzer ein kleines Mädchen aus unserer Nachbarschaft, das aus Versehen auf die Strasse gelaufen war, zermalmt.

Jetzt war ich hellwach. Mein Verstand konnte erfassen, was gesehen war. Meine Körpermotorik hatte sich selbständig gemacht:

vom Schlafen im Gehen zum Gehen im Schlaf. Ich wusste, dass wir auf dem kürzesten Weg ins «Altreich» wollten. Also nach Norden, Richtung Pirna. Ungeachtet aller Müdigkeit rannte ich los, um meine Mutter zu suchen. Unter Tausenden von Flüchtlingen. Am Abend fand ich sie. Sie hatte lange den Platz nicht verlassen wollen, von dem ich verschwunden war. Jemand aus einem anderen Flüchtlingspulk hatte so nebenbei berichtet, dass Sowjetsoldaten ein paar hundert Meter weit entfernt gerade einen Hitlerjungen erschossen hätten. Nach vielen Stunden war es unseren Nachbarn schliesslich gelungen, meine Mutter zum Mitgehen zu bewegen. Und jetzt war ich wieder da. Lebendig.

Kaleidoskopartig schieben sich in meiner Erinnerung die Bilder dieses Fluchtwegs ineinander: Da war der sächsische Bauernhof, auf dem alle vorüberziehenden Flüchtlinge veranlasst wurden, Kartoffeln zu schälen. Und die Bauersfrau war ununterbrochen damit beschäftigt, in grossen Pfannen Bratkartoffeln zuzubereiten, mit denen sie selbstlos und wie selbstverständlich die Hungernden verköstigte.

Da war der offene Kohlenwaggon, auf dem meine Mutter und ich lagen, um ein grösseres Stück Wegstrecke in Schlesien per Eisenbahn zu überwinden.

Und da waren die vielen Toten. Überall. Tote Soldaten, die bei letzten Kämpfen gefallen waren. Tote Frauen und Kinder, die auf der Flucht erschlagen worden waren. Totes Vieh mit aufgedunsenen Leibern, von Fliegen umschwirrt.

Irgendwo dort muss sich meine Mutter infiziert haben. Am Tag nach unserer Heimkehr bekam sie hohes Fieber und Schwellungen im Gesicht – Gesichtsrose. In unserem Haus hatte sich ein Hauptmann der NKWD (damaliger Name des KGB) einquartiert. Er stellte mir sein Dienstauto mit Fahrer zur Verfügung, um meine Mutter ins Krankenhaus zu bringen, das inzwischen von tschechischem Personal in Besitz genommen war. Keine Untersuchung. Mürrische Einweisung in ein Kämmerchen.

Nach zwei Tagen, die ich überwiegend in einem tiefen Erschöpfungsschlaf verbracht hatte, ging ich ins Krankenhaus. Eher frohgemut. Denn Mitbewohner in unserem Haus hatten mir ein paar Süßigkeiten mitgegeben. Und ich war überzeugt, dass die ärztliche Behandlung sicher schon Besserung bewirkt hatte. Ärzte und Schwestern antworteten unwirsch oder achselzuckend auf die Fragen nach meiner Mutter. Schliesslich sagte ein Arzt auf Tschechisch, was mir eine Krankenschwester verdolmetschte: «Die liegt in der Leichenhalle.» – Sie hatten sie einfach sterben lassen.

Die tschechischen Behörden hatten bis dahin kein christliches Begräbnis erlaubt. Ich setzte es – ein ganzer Monat trennte mich noch von meinem 14. Geburtstag – aber doch durch. Der Geistliche schenkte mir auf dem Friedhof das Reclam-Bändchen «Der Ackermann und der Tod». Den tiefen, tröstenden Sinn dieser frühneuhochdeutschen Schrift, in welcher der Stadtschreiber von Saaz wegen des Verlustes seiner geliebten Frau mit dem Tod hadert, habe ich freilich erst viele Jahre später begriffen.

Der NKWD-Hauptmann befahl seinem Burschen, für mich eine Portion «Menage» mitzufassen. Sie bestand aus einem Kanten klebrigen, aber wohlschmeckenden, braunen russischen Kommissbrots, einer Zwiebel, etwas Salz und einem Achtelliter Wodka. Er müsse sich, so befand der russische Offizier, um mich kümmern, da ich doch jetzt niemanden mehr hätte.

Eines Morgens, als er nicht im Haus war, holten mich zwei tschechische Milizionäre ab. Sie brachten mich aufs Rathaus. Dort war ein Standgericht zusammengetreten. Die Behörden hatten die geheimen, aber gleichwohl mit deutscher Sorgfalt angelegten Listen der Schulbuben entdeckt, die von Soldaten der Division Brandenburg zum Werwolf ausgebildet worden waren. Darauf stand auch mein Name. Todesurteil. Umwandlung in lebenslänglich. Umwandlung in 20 Jahre Zwangsarbeit.

Ab mit dem Lastwagen nach Blauda (Bludov), einem rein tschechischen Nachbardorf meiner fast ausschliesslich von Deutschen bewohnten Heimatstadt. Zu dem Bauern Karel Kotrly. Als Knecht. Und als Wiedergutmachung dafür, dass er mit seiner Familie – Frau, zwei Töchter, ein Sohn – in den letzten Kriegsjahren durch die Deutschen von seinem Hof vertrieben und in ein Lager gesteckt worden war.

Der Bauer, um die 40, stolzer slawischer Typ, fleissig, fromm, jähzornig, behandelte mich schon nach wenigen Tagen besser als seine Familie.

Ich lernte rasch Tschechisch. Die Arbeit fiel mir nicht schwer, hatte doch zu unserer schulischen Ausbildung umfangreiche sportliche Betätigung gehört. Und die üppige böhmische Küche (eine Kasserolle mit Buchteln für mich, die andere für die Bauernfamilie) tat ein Übriges, um diese Zeit – in der ganz Europa hungerte – für mich zum Segen werden zu lassen.

Zu dem Anwesen gehörten 15 Hektar Land. Angesichts der Bodenbonität und der damaligen Verhältnisse ein stattlicher Hof. Drei Pferde, ein halbes Dutzend Schweine und zwei, drei Dutzend freilaufende Hühner, 14 Kühe, von denen elf, die anderen hatten gerade gekalbt, dreimal täglich gemolken wurden.

Mein Arbeitstag begann mit einem liebevollen Weckruf. «Hansiku», sagte die Bäuerin und klopfte an die Tür meiner drei Quadratmeter grossen Kammer, «vstavej, uz je sest hodin!» (Hänschen, steh auf, es ist schon sechs Uhr.) Katzenwäsche mit kaltem Wasser. Zerchlissenes Hemd und geflickte Hose anziehen. Die dreieckigen Fusslappen um die Füsse schlagen und in die derben Schnürschuhe schlüpfen. Pferde einspannen. Auf die Wiese fahren. Futter schneiden. Kuhstall misten. Füttern, tränken, melken. Danach Frühstück mit Milchkaffee und eingebrocktem Bauernbrot.

Die Fertigkeiten in der Versorgung des Viehs, bei der Bestellung der Felder oder den gewissen Schwung beim Aufheben eines zentner-

schweren Getreidesacks brachte mir Karel Kotrly bald bei. Ich bekam aber auch eine Vorstellung von dem einzigartigen Selbstgefühl der Bauern in ihrer Beziehung zur eigenen Scholle im Besonderen und zur Natur im Allgemeinen. Und ich habe es genossen, bei eintöniger körperlicher Tätigkeit meinen Gedanken nachgehen zu können, zu träumen.

Die tägliche Arbeit und die jugendliche Lebenskraft verdrängten nicht, aber überdeckten das Leid über den Tod der Mutter. Fröhlichere Kindheitsbilder traten wieder in den Vordergrund. Trotzdem blieben die Schrecken der vergeblichen Flucht und das Entsetzen über Morde und Selbstmorde, über zu Tode vergewaltigte Schulfreundinnen gegenwärtig. Deshalb wäre es billige Stilisierung, ja schamlose Heuchelei, wollte ich meinen damaligen Empfindungen nachträglich das Gefühl der Befreiung unterschieben.

Ein gütiges Schicksal aber hatte mich aus der Welt des Hasses und der Rachsucht herausgeholt. Nach wenigen Wochen konnte ich auch Tschechisch schreiben und lesen, was dazu führte, dass ich nicht nur meinem Bauern, sondern auch einer ganzen Reihe von seinen Nachbarn behördliche Formulare ausfüllte oder Anträge aufsetzte. Jeden Sonntagmorgen sass ich zwischen ihnen, wohlgelitten, auf der Männerseite in der Kirche.

In der Stadt, die nur fünf Kilometer von dem Dorf entfernt war, fristeten meine Freunde und deren Familien ein notvolles Dasein. Der wiedergegründete tschechische Staat hatte alles deutsche Eigentum beschlagnahmt. Besteck, Geschirr, Vorhänge, Teppiche, Möbel durften die Deutschen zwar benutzen, solange sie nicht aus ihren Wohnungen vertrieben waren, aber nichts davon gehörte ihnen mehr. Und sie hungerten.

Mit der Unbefangenheit des Halbwüchsigen radelte ich sonntags nachmittags immer von Blauda nach Mährisch-Schönberg. Das zehn mal zehn Zentimeter grosse weisse Schild mit dem Buchstaben N für

Nemec, Deutscher, trug ich nicht. Ich konnte ja Tschechisch. Auf die Frage der Wachen am Stadtrand «Kam jdes» (Wohin gehst du?), antwortete ich in breitem Dörflertschechisch «Do práce» (Zur Arbeit). Den Rucksack voller Brot, Schmalz, Speck und Eiern auf dem Gepäckträger kontrollierte deshalb keiner. Und auf dem Rückweg interessierte sich auch niemand für das Geschirr, die Vorhänge oder die Wolldecken, die ich von meinen Freundesfamilien zu den Blaudaer Bauern brachte, um am nächsten Wochenende dafür wieder Lebensmittel mitzubringen.

Dem Pliska Kurti, der mit 17 Jahren zur Waffen-SS eingezogen worden war und jetzt in Mährisch-Schönberg im Gefängnis einsass, habe ich auf diese Weise, wie mir seine Mutter versicherte, das Leben gerettet. Denn er bekam in seiner Zelle überhaupt nichts zu essen.

Eines Sonntags war zu einer Demonstration gegen die Deutschen aufgerufen. Die Blaudaer Tschechen zogen in Kolonne zur Stadt. Auf Plakaten waren die Deutschen schon vorher gewarnt worden, sich an dem Tag ja nicht auf der Strasse blicken zu lassen.

«Aber meine Freunde verhungern, wenn ich 14 Tage lang nicht komme», sagte ich zu meinem Bauern.

«Marschier doch einfach bei der Demonstration mit», antwortete er. Und dann ging's zu Fuss nach Mährisch-Schönberg. Mit geballten Fäusten skandierten die Tschechen: «Nemci ven!» (Deutsche raus). Und mir, dessen Rucksackinhalt sie sehr wohl kannten, kniepten sie dabei ein Auge.

Im Frühjahr 1946 erhielt ich den Ausweisungs-Ukas. Keine Rede mehr von Verurteilung und Zwangsarbeit. Die Familie Kotrly, besonders Tochter Marenka, war traurig. Der Bauer nahm mich beiseite und sagte, ich sei ihm zwar als Zwangsarbeiter zugewiesen worden, aber ich hätte doch einen Lohn verdient. 300 Kronen wolle er mir pro Monat bezahlen. Das mache, leicht aufgerundet, 2'700 Kronen.

Wach und umsichtig, wie ein knapp 15jähriger damals schon war, verschmähte ich das tschechische Geld und bat den Bauern, für mich in einem UNRRA-Laden, den ich als Deutscher nicht betreten durfte, amerikanische Konserven zu kaufen. 25 Kilogramm. Denn genausoviel durfte ich als Aussiedlungsgepäck mitnehmen. Das sollte mein Startkapital in der ungewissen neuen Heimat werden. Wertvoller jedenfalls als ein paar abgetragene Kleider und Haushaltsgegenstände.

Am 19. August 1968 machte ich von Mährisch-Schönberg aus einen Abstecher zu «meinem» Bauern in Blauda. Zum ersten Mal nach 22 Jahren. Der mährische Sommer trug diesmal ein anderes Gesicht. Das bunte Schachbrett weizengelber, stoppelbrauner, schwarzgepflügter, wiesengrüner Fluren gab es nicht mehr. Es war endlosen Weiden und Maisfeldern gewichen. Kotrlys Hof war verfallen, der Bauer, damals Anfang 60, ein Greis. Er trug zerrissene Kleider und war von der Weide heimgekommen, wo er als Kuhhirte der Kolchose arbeiten musste. In kaum einer Stunde hatten die Kotrlys die verstreut lebende Familie zusammengeholt, die sich meiner noch erinnerten. Der Bauer sagte: «Ich schulde Dir noch über 2'000 Kronen.» Ich fragte: «Wofür?» Er antwortete: «Die Konserven, die ich dir damals gekauft habe, kosteten nur ein paar hundert Kronen.»

Und als ich erzählte, dass sie mir gleich nach Betreten des Aussiedlungslagers weggenommen worden waren und ich mit buchstäblich nichts nach Bayern transportiert wurde, brachen die Tschechen, die sich zu meiner Begrüssung eingefunden hatten, in Tränen aus. Sie beweinten das über zwei Jahrzehnte zurückliegende Schicksal des deutschen Buben.

Genau 30 Stunden später wurde die CSSR von Truppen der «befreundeten» Staaten des Warschauer Paktes besetzt, darunter deutsche Soldaten aus der kommunistischen DDR. Nicht nur für die Familie Kotrly und ihre Nachbarn endete der «Prager Frühling» in jenem mährischen Sommer.

EINE KINDHEIT IM BOMBENKRIEG

Helmut Kohl

Als im September 1939 der Zweite Weltkrieg mit dem deutschen Überfall auf Polen begann, war ich neun Jahre alt. Mit diesem Datum endete meine bis dahin ungetrübte Kindheit in Ludwigshafen recht abrupt, denn mein Vater, der im Ersten Weltkrieg Offizier, Oberleutnant, geworden war, wurde direkt zu Kriegsbeginn eingezogen. Der Krieg bestimmte von nun an das alltägliche Leben, und ich habe hautnah erleben müssen, was Krieg bedeutet.

Bereits im Jahr zuvor, als vor dem Münchener Abkommen schon einmal die Zeichen auf Krieg gestanden hatten, war auch mein Vater für ein paar Tage eingezogen worden. Obwohl der Kriegsausbruch im Oktober 1938 verhindert wurde, fand mein Vater seine Meinung über Hitler und dessen Politik endgültig bestätigt. «Der macht Krieg», sagte er, als er heimkam, und er tat daraufhin etwas, was uns damals masslos verblüffte; erst später sollte ich begreifen, wie klug und vorausschauend sein Handeln gewesen war: Zum einen kaufte er für die gesamte Familie komplett neue Fahrräder samt Ersatzreifen, zum anderen liess er in unserem Garten hinter dem Haus, obwohl wir ans öffentliche Wassernetz angeschlossen waren, eine Pumpe schlagen. Nun kann man sich leicht vorstellen, dass in einem streng geführten Beamtenhaushalt – mein Vater war Finanzbeamter – immer sparsam gewirtschaftet wurde. Wenn wir beispielsweise sonntags nach dem Besuch der Messe in der drei Kilometer entfernten Oggersheimer Wallfahrtskirche im Wirtshaus «Zum goldenen Pflug» eine Bratwurst bekamen,

war das schon eine kleine «Ausschweifung». Umso grösser war unsere Verwunderung über die neuen Fahrräder und die Wasserpumpe, doch als es im Laufe des Krieges nach den schweren Bombenangriffen auf Ludwigshafen oft tagelang kein Wasser gab, wurde diese Pumpe zum begehrtesten Objekt in der ganzen Gegend, zumal das Wasser besonders gut und erfrischend kühl war.

Während des Krieges wurde Ludwigshafen immer wieder Ziel alliierter Bombardements, und die Bevölkerung hat unter den weit über einhundert schweren Luftangriffen, die vor allem wegen der BASF geflogen wurden, stark gelitten. Schon am 9. Mai 1940, noch vor dem tags darauf beginnenden Frankreichfeldzug, hatte die französische Luftwaffe Ludwigshafen bombardiert. Bei diesem Angriff wurde auch mein Elternhaus getroffen, allerdings nur mit einem Blindgänger, der bei uns im Vorgarten landete. Als der Frankreichfeldzug schon sechs Wochen später, im Juni 1940, überraschend schnell zu Ende war, glaubten die meisten, der Krieg sei so gut wie gewonnen und werde nun bald vorüber sein. Auch viele französische Soldaten, die in Alt-Friesenheim als Kriegsgefangene von einem alten Landser bewacht wurden und in den Handwerksbetrieben der Umgebung arbeiteten, waren der Meinung, bald gäbe es Friedensverhandlungen, und sie könnten wieder nach Hause fahren. Aber all diese Hoffnungen auf Frieden sollten sich nicht erfüllen, im Gegenteil.

Der Krieg weitete sich aus: im Sommer 1941 begann der Krieg gegen die Sowjetunion, im Winter 1941 erklärte das Deutsche Reich den USA den Krieg. Verstärkt nahmen die englischen und amerikanischen Bomberverbände Kurs auf den Raum Ludwigshafen und Mannheim. So kam ich zwar noch für kurze Zeit auf das Ludwigshafener Gymnasium, aber wegen der anhaltenden Luftangriffe wurde der Schulbetrieb bei uns Ende 1943 eingestellt. Die Schüler der untersten Klassen waren schon vor längerer Zeit, zum Teil zusammen mit ihren Müttern, mit der Kinderlandverschickung an weniger gefährdete Orte gebracht

worden. Die 17jährigen waren zum Arbeitsdienst oder als Soldaten eingezogen worden, und die 15- bis 17jährigen mussten zur Heimatflak. Es waren also, wenn man so will, kaum noch Schüler da, die die Schule hätten besuchen können. So wurde unsere Schule mit dem Speyerer Dom-Gymnasium zusammengelegt; wenn wir mittags kamen, gingen die Speyerer nach Hause.

Ein normaler Unterricht war unter solchen Bedingungen kaum noch möglich, zumal wir beim Schülerlöschtrupp eingesetzt wurden. Die Feuerwehren waren wegen der starken Bombardements völlig überfordert, und auch 12- und 13jährige mussten deswegen beim Löschen helfen und Verwundete und Verschüttete, die oft in Kellern eingeschlossen waren, und auch Tote aus den Trümmern bergen. Noch heute erinnere ich mich sehr genau an den Ort, wo ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Toten aus der Nähe gesehen habe. Dieses unmittelbare Erleben von Krieg, Tod und Zerstörung hat uns Kinder geprägt, aber von Kindheit im üblichen Sinne des Wortes konnte bei uns keine Rede mehr sein.

Selbst in der Schule war der Tod für uns sehr präsent, denn immer häufiger hörten wir jetzt von gefallenem Vätern oder Brüdern. An allen Fronten war die Wehrmacht auf dem Rückzug. Als sich die deutschen Truppen 1944 aus Frankreich zurückziehen mussten, fiel auch mein Bruder Walter mit gerade 19 Jahren. Kurz nach der alliierten Landung in der Normandie im Juni 1944 war er verwundet worden und noch einmal auf Heimaturlaub nach Hause gekommen. Er hatte die Invasion miterlebt, hatte die Übermacht der alliierten Truppen erfahren und erzählte mir von dem gewaltigen Material, mit dem die Amerikaner, Kanadier, Briten, Franzosen und ihre Verbündeten gelandet waren. Walter aber musste als Fallschirmjäger zurück an die Front, wenige Wochen später war er tot.

In Ludwigshafen wurde die Lage immer schlimmer und bedrückender. Mein Vater war zwar 1943 wegen seines Alters und aus ge-

sundheitlichen Gründen aus der Wehrmacht entlassen worden und nun wieder daheim, aber wegen der permanenten Luftangriffe lebten wir ständig in Gefahr. Wir Jungen sind noch häufig zum Zelten hinaus aufs Land gegangen – einer unserer bevorzugten Plätze war im Neckartal. Als wir im Juli 1944 wieder einmal dort zelteten, hörten wir abends im «Volksempfänger» bei einer Bäuerin, von der wir uns Milch und Kartoffeln geholt hatten, vom Attentat auf Hitler. Von den wirklichen Zielen und Ausmassen des Widerstands gegen Hitler erfuhren und verstanden wir nichts.

Im Spätherbst 1944 führten die regelmässigen Fliegerangriffe auf Ludwigshafen schliesslich dazu, dass meine Schulkameraden und ich mit der Kinderlandverschickung evakuiert wurden. Für eine kurze Zeit kamen wir nach Erbach im Odenwald. Dort wurde der Transport aber nur gesammelt, um dann nach Berchtesgaden gebracht zu werden. Besser oder gar sicherer als in Ludwigshafen sollte es in Berchtesgaden aber nicht werden. Wir erhielten zwar Unterricht in Berchtesgaden, aber im Grunde waren wir in vormilitärischer Ausbildung und im Übergang zur Heimatflak, wozu es dann dank des Kriegsendes nicht mehr kommen sollte. Man hatte uns im Hotel «Vierjahreszeiten» untergebracht, und die Verpflegung dort war einfach miserabel. Anders als in Ludwigshafen, wo die Versorgung der Bevölkerung nicht schlecht war – ebenso wie in den anderen besonders im Visier alliierter Angriffe stehenden Industriezentren-, mussten wir in Berchtesgaden regelrecht hungern. Als wir am 20. April 1945, Hitlers letztem Geburtstag, zum Appell im Stadion anzutreten hatten, waren viele von uns mittlerweile entkräftet und sind einfach umgefallen.

Während dieser Zeit bin ich zusammen mit einigen Kameraden zu einem Hilfstrupp abkommandiert worden, um bei der Auslagerung von Dienststellen und beim Abtransport von Aktenbeständen aus München zu helfen. Die Stadt war wirklich ein einziger Trümmerhau-

fen, überall zerstörte Gebäude, Schutt und Ruinen. Nachdem wir München bzw. das, was davon übriggeblieben war, mit zwei Lastzügen wieder verlassen hatten, gerieten wir in der Nähe von Rosenheim in einen Tieffliegerangriff. Wir wussten in dem Moment noch nicht, dass der uns vorausfahrende Lastzug Munition geladen hatte – ein Treffer, und alles wäre in die Luft geflogen. Gott sei Dank ist aber weder uns noch der Besatzung des Munitions-LKWs etwas passiert. Berchtesgaden stand seine schlimmste Stunde allerdings noch bevor: Am 25. April griffen über 300 Lancaster-Maschinen an und bombardierten den Ort; Hitlers Berghof und die anderen Wohnsitze der NS-Prominenz auf dem Obersalzberg wurden in Schutt und Asche gelegt.

Während um uns herum alles in Trümmer ging und die wildesten Gerüchte kursierten, ob die Russen, die in Richtung Linz vorstießen, Berchtesgaden möglicherweise vor den Amerikanern besetzen würden, machte mir die Ungewissheit über das Schicksal meiner Eltern in Ludwigshafen Sorgen. Im März war im Radio von Strassenkämpfen in Ludwigshafen die Rede gewesen, aber genaueres wusste ich nicht, und zuverlässige Informationen waren nicht zu bekommen. Eines Tages, ich war gerade Wachhabender, brachte mir der Briefträger – die Post funktionierte merkwürdigerweise noch – völlig überraschend den unfasslich hohen Betrag von 1'000 Reichsmark, die mir mein Vater angewiesen hatte. Auf dem beiliegenden Postabschnitt hiess es, wohl in Erinnerung an meinen gefallenen Bruder, «Pass auf Dich auf! Herzliche Grüsse von Papa und Mama». Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag; das viele Geld und dieser Gruss – das schien mir wie ein Abschied für immer zu sein. In diesem Augenblick erlebte ich meinen ganz persönlichen Zusammenbruch und weinte nur noch. Abends sass ich zusammen mit meinen Kameraden auf unserer Stube, alle waren deprimiert, und wieder flossen die Tränen. Ich hatte zwar 1'000

Reichsmark, das Geld war zu der Zeit auch noch etwas wert, aber ich hatte keine Verbindung mehr zu meinen Eltern.

Nach dem schweren Bombenangriff auf Berchtesgaden war alles in Auflösung begriffen, obwohl es noch immer die berüchtigten Standgerichte gab. Zwischen Berchtesgaden und Reichenhall haben wir einen jungen Soldaten gesehen, den die SS noch kurz vor Schluss gehängt hatte und der ein Schild mit der Aufschrift trug: «Ich bin ein Verräter». Wir beschlossen trotzdem, Berchtesgaden zu verlassen und uns zu Fuss auf den weiten Weg zurück nach Ludwigshafen zu machen. Noch bevor die Amerikaner Berchtesgaden besetzten, machten wir uns nachts auf den Weg nach Ludwigshafen.

Immer noch gekleidet in die Uniformen der Hitlerjugend und ohne irgendwelche Papiere liefen wir abseits der Strassen, auf denen Truck an Truck die amerikanischen Truppen rollten, entlang der Bahngleise oder auf den Schwellen. Natürlich hatten wir nach einiger Zeit riesige Blasen, und wir waren heilfroh, dass wir die Nacht in einem Schober verbringen konnten, der an der Strecke lag. Am anderen Morgen hörten wir dann im Radio von der bedingungslosen Kapitulation – der Krieg war endlich vorbei, und ich fühlte mich befreit von der Angst, doch noch getötet zu werden. Doch was war mit meiner Familie? Über ihr Schicksal wusste ich immer noch nicht Bescheid.

Wir machten uns also wieder auf den Weg. Verkehrsmittel gab es nicht, und so liefen wir weiter auf abgelegenen Wegen und Pfaden, weil wir nicht in die Kontrollen der Amerikaner geraten wollten, und begegneten in den Wäldern immer wieder Landsern, die sich versteckt hielten oder so wie wir unterwegs waren. Für einige Tage haben wir uns einem Schiffer aus Köln, einem riesigen Kerl, angeschlossen, der wahrscheinlich irgendeine Regimentskasse hatte mitgehen lassen. Jedenfalls trug er einen Brotbeutel voller Geld mit sich herum, und er hat mit diesem Geld auch für uns eingekauft.

Trotzdem waren wir eigentlich immer hungrig, immer auf der Suche nach Essen. So haben wir dummerweise eines Nachts, als wir in einer leerräumten Flugzeughalle unweit von Augsburg, in der Nähe des Lechfeldes, Unterschlupf gefunden hatten, Suppenwürfel gefunden. Ohne weiter darüber nachzudenken, haben wir das Zeug aufgegessen und bekamen davon natürlich prompt furchtbaren Durchfall. Zu allem Unglück sind wir am nächsten Morgen auch noch einer Gruppe polnischer Arbeiter in die Hände gefallen, die uns verprügelt haben. Aber die US-Militärpolizei hat uns aufgegriffen, und kurze Zeit später fanden wir uns als Landarbeiter auf einem grossen Bauernhof wieder, wo wir dann im Stall und auf den Feldern helfen mussten.

Nach drei Wochen «Landeinsatz» durften wir uns wieder auf den Weg nach Ludwigshafen machen. An einem Samstagabend im Juni, es war ein wunderschöner Frühsommerabend, standen wir schliesslich an der Behelfsbrücke, die von Mannheim aus über den Rhein nach Ludwigshafen führte. Nach all den Strapazen waren wir unserem Ziel ganz nah: nur noch über die Brücke, und zwanzig Minuten später wäre man zu Hause. Aber wir hatten keine Passierscheine für die Brücke. Was tun? Dem Posten auf der Mannheimer Seite hatten wir mit ein paar Brocken Englisch verständlich machen können, dass wir über die Brücke wollten, und nach einiger Zeit winkte er uns hinter seinem Rücken durch. Aber das Unglück wollte es, dass ausgerechnet an diesem Abend auf der anderen Seite der Brücke Stichproben gemacht wurden und wir ohne gültige Passierscheine wieder kehrt machen mussten. So kurz vor dem Ziel wieder umkehren zu müssen, nach allem, was wir hinter uns hatten, hat mich genauso deprimiert wie Wochen zuvor die Geldanweisung durch meinen Vater, und so sind auch an diesem Abend reichlich Tränen geflossen.

Wir brauchten also Passierscheine, da aber der nächste Tag ein Sonntag war, mussten wir bis zum Montag warten. Wir erfuhren, dass

man diesen Schein sozusagen als Nachweis für eine Entlassung bekam. Damit wir am Montagmorgen so früh wie möglich an der Reihe waren, haben wir den Tiefbunker am Mannheimer Schloss, wo wir geschlafen hatten, schon morgens um vier Uhr verlassen. Aber als wir bei der Ausgabestelle ankamen, warteten dort schon Hunderte Menschen. Gegen zehn Uhr war es dann soweit: Wir liessen die Prozedur mit dem Lauspuder, das entsetzlich gestunken hat, über uns ergehen, erhielten den Passierschein und sind über den Rhein.

Die Innenstadt von Ludwigshafen war nur noch eine grosse Trümmerlandschaft. Ich war nun fast am Ziel – doch was war, wenn meine Eltern nicht mehr lebten, unser Haus zerstört war? In der Hohenzollernstrasse, etwa einen halben Kilometer vor meinem Elternhaus, begegnete ich einer Nachbarsfrau, die mit dem Fahrrad unterwegs war. Nachdem sie mich erkannt hatte, hat sie kurz mit mir gesprochen, ist dann gleich losgeradelt, hat meine Mutter herausgeklingelt – und so standen alle vor unserem Haus, als ich nach einem über 400 Kilometer langen Fussmarsch heimkam. Meine Eltern lebten also noch. Die 1'000 Reichsmark, die mein Vater mir nach Berchtesgaden geschickt hatte, hatte er mir in seiner Sorge um das, was kommen würde, wenige Stunden bevor die Rheinbrücke von den Deutschen gesprengt worden war, von Mannheim aus überwiesen. Das viele Geld und sein «Pass auf Dich auf!» waren glücklicherweise kein Abschied für immer gewesen. Auch unser Haus hatte den Krieg, wenn auch mit einigen Blessuren, überstanden, viele Häuser in unserer Nachbarschaft aber waren zerstört.

Sechs Jahre lang hatte der Zweite Weltkrieg gedauert, ich war 15 Jahre alt, als er zu Ende ging. Wir, d.h. meine Generation, waren noch zu jung, um während dieser Jahre selbst in Schuld verstrickt zu werden, aber auch schon alt genug, um die Schrecken der Diktatur und das Leid des Krieges zu erfahren und wahrzunehmen. Ich habe zur Charakterisierung meiner Generation bei einer Diskussion mit Abgeord-

neten der Knesset in Israel dafür den Begriff «Gnade der späten Geburt» verwandt und bin deswegen angegriffen worden, weil der Sinn dieser Äusserung – oft böswillig – in sein Gegenteil verkehrt worden ist.

«Gnade» meint eben nicht das Recht, sich der gemeinsamen Haftung für das im deutschen Namen begangene Unrecht zu entziehen. Gerade umgekehrt: Sie bedeutet eine Verpflichtung – den durch eigenes Erleben beglaubigten Auftrag, alles daranzusetzen, damit auf deutschem Boden nie wieder Unrecht, Unfreiheit und Unfrieden möglich werden. Aus dem Grauen der Vergangenheit ist für uns und künftige Generationen die Lehre zu ziehen, dass wir die Würde des Menschen und seine Lebensrechte als höchstes Gut zu schützen und, wo immer möglich, mit eigenen Kräften zu verteidigen haben. «Gnade» meint aber auch: Es ist nicht das moralische Verdienst meiner Generation, der Verstrickung in Schuld entgangen zu sein. Der Zufall des Geburtsdatums hat uns davor bewahrt, zwischen Anpassung oder Mitmachen einerseits und Märtyrertum andererseits wählen zu müssen. Wir haben keinen Grund, darauf stolz zu sein. Dieses Wissen lehrt uns vielmehr Bescheidenheit.

Bescheidenheit ist aber auch gefordert, wenn wir uns heute, nach Überwindung der deutschen Teilung, die eine der schlimmsten Folgen des Zweiten Weltkrieges war, mit den Problemen der inneren Einheit unseres Vaterlandes konfrontiert sehen. Hier war es vielfach der Zufall des Geburts- oder Wohnortes, der die Menschen im Westen davor bewahrt hat, zwischen Anpassung oder Beiseitestehen wählen zu müssen.

Weder haben die Jüngeren ein Recht zur moralischen Überheblichkeit gegenüber jener Generation, die das «Dritte Reich» bewusst erlebt hat und der die «Gnade der späten Geburt» nicht zuteil wurde, noch sollten wir uns im Westen ein Urteil anmassen gegenüber jenen, die über 40 Jahre in einem Unrechtsstaat leben mussten. Wer dergleichen

Rechte für sich in Anspruch nimmt, offenbart nicht nur ein erschreckendes Stück Geschichtslosigkeit, pauschale Verurteilungen oder Schuldzuweisungen bergen überdies grosse Gefahren in sich. Und nicht zuletzt darum gilt meine Bewunderung Simon Wiesenthal, der in der Kiesgrube stand und erschossen werden sollte, dann gerettet wurde und sich später leidenschaftlich gegen die Kollektivschuldthese gewandt hat, dass nicht «die Deutschen», sondern nur «der oder die konkrete Deutsche» zur Verantwortung gezogen werden könnten. Allein auf diese Weise gelangt man zu einem gerechten Urteil.

WER NICHT SCHIPPTE, BEKAM KEINE LEBENSMITTELKARTEN

Anneliese Lange

Als der Zweite Weltkrieg anging, war ich dreiundzwanzig Jahre alt. Und wie viele meiner Bekannten war auch ich selbst zunächst wirklich begeistert. Alles schien ja glatt und schön zu gehen. Wir glaubten einfach daran, dass alles gut werden würde. Als man dann aber allmählich einsehen musste, dass der Krieg einen ganz anderen Verlauf nahm, wurde man doch niedergeschlagen und traurig. Man hätte eben gern einen besseren Ausgang des Krieges gesehen als den, den er tatsächlich genommen hat.

Wenn wir nun sagen, dass wir von vielen Dingen, die unter Hitler passiert sind, nichts gewusst haben, glaubt man uns nicht so leicht. Aber wir haben in der Tat kaum etwas gewusst. Dass die Juden einen Stern tragen mussten, das sahen wir ja. Und man wusste auch von den Schikanen gegen sie. Jedoch von Konzentrationslagern oder gar Vergasungen ist mir während des gesamten Krieges nichts bekannt geworden. Als ich es erfuhr, habe ich es für furchtbar, für unfassbar gehalten. Wann genau ich das gehört habe, daran erinnere ich mich allerdings nicht mehr.

Vom Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 hat mir meine Tante erzählt. Ich war damals gerade bei ihr in Fetschau im Spreewald mit meinem zwei Monate alten Jungen. Und von den Prozessen, die danach vor dem Volksgerichtshof folgten, habe ich ebenfalls etwas mitbekommen.

Als dieses Attentat passiert war, habe ich mich übrigens weder gross darüber gefreut, dass Hitler noch lebte, noch habe ich sehr dar-

über getrauert, dass die Sache nicht geklappt hatte. Man glaubte immer noch irgendwie an den Mann und daran, dass der Krieg zumindest glimpflich ausgehen würde. Doch bald sahen wir, wie gesagt, wohin die Reise in Wirklichkeit ging.

Ende Februar 1945 holte mich meine Mutter mit dem Kleinen aus Fetschau nach Wittenau in Berlin. Dort hatten meine Eltern ihr Haus. Jetzt, wo alles am Zusammenbrechen war und das Ende unübersehbar vor der Tür stand, wollten wir Zusammensein.

Im Garten des elterlichen Hauses hatte mein Vater einen Bunker gebaut, wie er es als Soldat im Krieg gelernt hatte. Da mussten wir jede Nacht hinein und praktisch auch jeden Tag. Und mit meinem Jungen war das immer eine Geschichte. Plötzlich war es dann soweit: Als wir eines Nachts wieder im Bunker saßen, hörten wir die Stalin-Orgeln. Da wussten wir, dass die Russen in der Stadt waren. Während wir nun in unserem Bunker hockten und uns, vor Angst bibbernd, nicht raustrauten, haben die das Haus samt dem Keller ausgeräumt. Ganz allmählich sind wir dann aus dem Bunker raus und haben uns wieder in das Haus gewagt. Das alles ist noch vor dem Kriegsende am 8. Mai 1945 geschehen.

Danach war man froh, dass der Krieg vorbei war. Aber als Befreiung hat das niemand von uns empfunden. Die stellten wir uns anders vor. Besonders als junge Frau musste man, seitdem die Russen da waren, höllisch aufpassen, dass die einen bloss nicht sahen. Daran änderte sich durch den 8. Mai gar nichts. Wenn ich nachts im Bett lag, konnte ich kaum ein Auge zumachen. Ich habe immer gehorcht, ob ich auf der Strasse schwere Stiefel hörte. Und wenn, dann bin ich gleich runter in den Keller. Dort hob mich mein Vater in die Kartoffelkiste und deckte die gut mit einer Decke ab. Das ist eine ganze Zeit so gegangen.

Mein Mann war vermisst. Von ihm wusste ich überhaupt nichts. Aber ein Nachbar, der Russisch und Polnisch konnte, hat sich, wenn

nötig, vor den Russen als mein Mann ausgegeben und mit ihnen gesprochen. Ja, und mein Vater hat eben unheimlich auf mich aufgepasst. Einmal haben mich die Russen allerdings doch allein angetroffen. Mir klopfte das Herz zum Halse raus. Aber ich hatte, Gott sei Dank, mein Kind bei mir. Und sie haben mir wahrhaftig nichts angetan.

Viele Freundinnen aus der Nachbarschaft haben nicht mein Glück gehabt. Die haben die Soldaten mitgenommen. Einige von ihnen, die sich nicht fügten, sondern sich wehrten, haben sie im Wald erwürgt. Von den anderen, die sich um ihres Lebens willen hingaben, mussten manche nicht «nur» eine Vergewaltigung über sich ergehen lassen. O nein, sie mussten dann wochenlang mit russischen Offizieren mitziehen. Unter ihnen waren sechzehn-, siebzehnjährige Mädchen. Das war eine furchtbare Schmach. Es war einfach entwürdigend. So manch eine Frau hat es auch geschehen lassen, damit nicht die gesamte Familie erschossen würde. Die musste danach die Kraft aufbringen, ihre eigene Demütigung zu verarbeiten und gleichzeitig die völlig verwirrte Familie wiederaufzurichten.

Zu essen gab es damals kaum etwas. Für unsere Familie hat mein Vater Kohlrüben aus den Mieten auf den Feldern geholt. Wir haben so viel mitgemacht, dass wir einfach kaum noch nachgedacht haben, sondern nur versucht haben zu überleben.

Als die Gefahr ständiger Vergewaltigungen abnahm, begannen die Aufräum-, die Trümmerarbeiten. Sie wurden nicht bekanntgemacht. Das Verfahren war anders: Wer nicht schippte, bekam keine Lebensmittelkarten. Der russische Stadtkommandant Bersarin soll in diesem Zusammenhang sogar die Bibel zitiert haben, wo es heisst: «Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.» Frauen mit Kindern, so wie ich, brauchten eigentlich nicht zum Schippen. Da aber meine Mutter auf das Kind aufpassen konnte, hatte ich auch anzutreten. Um 7.00 Uhr morgens mussten wir erscheinen und marschierten dann in Kolonnen

los. Damit wir nicht doch noch von Soldaten aufgegriffen würden, haben wir uns vorher richtig hässlich gemacht. Aufgrund des Hungers sahen wir allerdings ohnehin nicht wie das blühende Leben aus. Bis 3.00 Uhr nachmittags mussten wir Schützengräben zuschaukeln, in Reinickendorf und in der Graf-Rödern-Allee beispielsweise. Zu essen gab es während der Arbeit eine Scheibe trockenes Brot. Das war alles. Beaufsichtigt wurden wir von Deutschen. Auch mein Vater war Aufseher. Und in unserer Strasse, da war ein ganz scharfer Kommunist, der die Leute besonders hart rannahm. Er entpuppte sich dann als früherer Nazi. Der hat sich sogar die Essensration, die ich für meinen Jungen zu bekommen hatte, genommen! Alles in allem hiess es damals: Schippen, schippen, schippen und nichts oder kaum etwas zu beissen und nachts, wenn man so sehr den Schlaf gebraucht hätte, doch immer noch aufpassen und, wenn nötig, runter in den Keller und ab in die Kartoffelkiste. Ich habe die Lage so angenommen, wie sie war. Irgendwie musste es ja weitergehen. Gott sei Dank war und bin ich vom Typ her nicht jemand, der sich zu viele schwere Gedanken macht. Das war sehr hilfreich in jenen Zeiten.

Doch mein Körper wollte nicht mehr. Ich wurde immer dünner und dünner, bis meine Mutter zu mir sagte: «Du musst jetzt zum Arzt gehen!» Der stellte eine Lungen-TBC bei mir fest. Da konnte ich mit dem Schippen aufhören. 1946 kam ich nach Sorge im Harz in ein Sanatorium. Wenn man da mal rausgehen wollte, musste man sich immer vorsehen, nicht irgendwie festgehalten zu werden. Denn Sorge lag im sogenannten Niemandsland.

Inzwischen war mein Mann nach Hause gekommen. Wie sich nun herausstellte, hatte es ihn nicht in den Osten verschlagen. Er war im Westen in Kriegsgefangenschaft gewesen. Als er hörte, wo ich war, ist er hin. Bei Nacht und Nebel ist er durch den Wald an das Haus herangeschlichen. Ich glaube, die letzten Meter musste er sogar auf dem

Bauch kriechen. Auf jeden Fall hat er mich aus dem Sanatorium rausgeholt und nach Wittenau zurückgebracht.

Da war ich also wieder zu Hause, aber noch nicht gesund. Und das Essen blieb ein grosses Problem. Die Meinigen sind «hamstern» gefahren. Ich konnte wegen meiner schwachen Gesundheit natürlich nicht mit. Zum Glück hatten wir wenigstens den Garten, und die Äpfel waren reif. Wir haben wie verrückt Apfelmus gekocht. Ausserdem kannten wir da ein Fischgeschäft, in dem sich noch Rogen und Milch befanden. Davon haben wir uns wannenweise geholt. So sah unsere Nahrung aus.

Ein weiteres Problem war unser Haus, das leider nicht unbeschädigt geblieben war. Mein Vater nun war als Beamter vier Jahre lang in China gewesen. Daher besass er eine sehr wertvolle Münzsammlung. Zudem hatte er eine ebenfalls recht wertvolle Briefmarkensammlung. Die gab er jetzt beide weg, um an Zement und andere Sachen für die Wiederinstandsetzung unseres Hauses zu kommen. Bei den Arbeiten selbst packten Männer aus der Gegend und natürlich auch mein Mann mit an. Wir haben dann noch einige Jahre in dem Haus gewohnt, in ganz kleinen Zimmern.

Heizen konnten wir nur einen Raum. Im Winter 1946/47 haben wir, so unglaublich es auch klingen mag, gerade mal fünfundzwanzig Pfund Kohlen bekommen. Wenn wir schlafengehen wollten, ging erst jedesmal das An-, nicht das Ausziehen los. Wir vermummten uns in einem Trainingsanzug und in Pullovern. Auf dem Boden des Schlafzimmers, das im zweiten Stockwerk des Hauses lag, war eine dicke Eisschicht.

Der Strom wurde nur selten angeschaltet. Für die dunklen Stunden bekam man Lichter aus einem Material, das ziemlich russte. Meine Mutter kochte oder bügelte manchmal nachts bei diesem Licht. Wenn dann das elektrische Licht anging, sah man bei allen vom Russ geschwärzte Nasenlöcher.

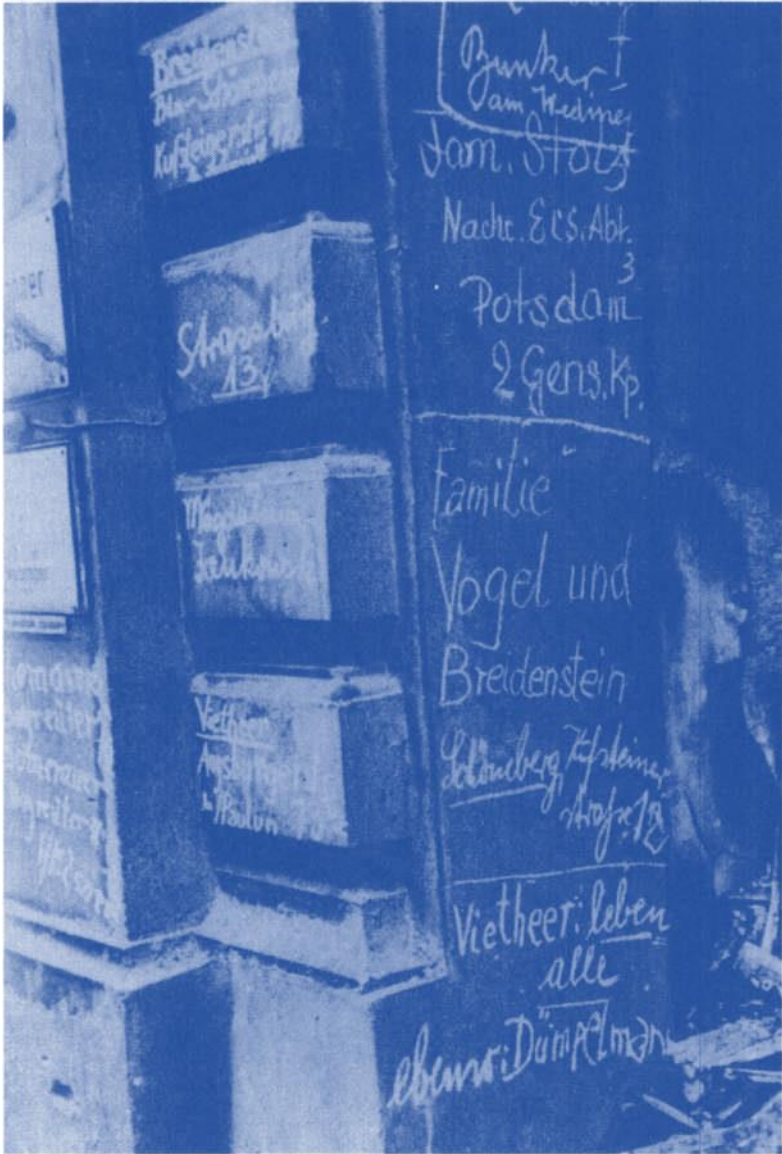
Später, als mein Mann Arbeit in einer Maschinenfirma gefunden hatte, begann es langsam, wieder aufwärtszugehen für uns. Aber schon bald erwartete uns Berliner eine neue Krise. Im Juni 1948 wurde in der Bundesrepublik die Währungsreform durchgeführt. Auch West-Berlin nahm die D-Mark an. Das passte bekanntlich den Kommunisten beziehungsweise den Russen im Osten der Stadt gar nicht ins Konzept. Es kam zur Spaltung des Senats und zur Blockade Berlins. Wieder wusste man nicht, was wird. Glücklicherweise wurde die Luftbrücke eingerichtet. Ich erinnere mich gut an die «Rosinenbomber». Man kam zwar nicht raus aus der Stadt, aber wenigstens kehrte der Hunger nicht zurück. Man brachte uns Kartoffelpulver, Breipulver und andere Lebensmittel. Und nochmals half uns unser Garten mit seinem Obst. So haben wir auch diese brenzlige Situation gemeistert.

Aber die Spaltung Deutschlands, die wurde immer fester und fester. Als dann 1961 die Mauer kam, war nicht mehr daran zu rütteln für lange Jahre. Wie habe ich mich daher im Herbst 1989 gefreut, als die Mauer fiel und das Land wieder zusammenzuwachsen begann. Alle haben sich damals gefreut. Doch langsam liess diese Freude nach und zwar, wie ich meine, auf beiden Seiten. Ich kann das nicht ganz verstehen, da ich der Überzeugung bin, dass es eben seine Zeit brauchen wird, bis unser Land wieder richtig eins sein kann. Vielleicht besteht einer der Gründe für die Unzufriedenheit gerade der jungen Leute darin, dass sie Deutschland nicht mehr als ein Land vor dem Krieg erleben konnten. Wir Älteren wissen ja noch, wie schön es damals war. Deswegen sind wir auch so stolz auf unser Vaterland gewesen.

Den Jugendlichen gilt überhaupt mein besonderes Interesse, vor allem ihrer Erziehung. Ich halte sie für das Wichtigste im Hinblick auf eine gute Weiterentwicklung in unserem Land. Es beruhigt mich, dass sich die Jugendlichen vor einigen Jahren so stark für den Film «Holo-caust» interessiert haben und im letzten Jahr für den Film «Schindlers

Liste». Das hilft, Fehlentwicklungen wie vor dem Zweiten Weltkrieg zu verhindern. Woher auf der anderen Seite wieder so viele Neonazis kommen, kann ich mir nicht ganz erklären. Möglicherweise hängt das damit zusammen, dass den jungen Leuten im Fernsehen zu viel Gewalt gezeigt wird. Und dann geschieht um sie herum in der Welt ohnehin so viel Schlimmes, so viel Brutales. Das wirkt sich sicher auf die Entwicklung so manches Jugendlichen verheerend aus.

Wenn ich die Erziehung der Jugendlichen erwähne, so will ich daran erinnern, dass es keine gute Erziehung ohne gute Erzieher geben kann, ohne echte, glaubwürdige Vorbilder. Ich meine damit nicht nur die grossen Vorbilder, die man in Staat und Gesellschaft braucht. Ich denke an die Vorbilder im täglichen Leben der Heranwachsenden. Selbst habe ich beispielsweise einen Enkel, der fünfzehn Jahre alt ist und, wie üblich in der Pubertät, häufig über die Stränge schlägt. Er hat aber einen wunderbaren Lehrer, der ihm zuhört und dem er vertraut. Und letztlich ist mein Enkel bereit, sich nach diesem Lehrer zu richten. Solche Menschen sind in unserer jetzigen Situation wichtig, damit Deutschland den richtigen Weg in die Zukunft findet und sich keine Dinge entwickeln können, die dem Land vor einem halben Jahrhundert den völligen Zusammenbruch gebracht haben.



Ausgebombte hinterlassen an ihren zerstörten Wohnhäusern Nachrichten für ihre Angehörigen (Berlin 1945).

HELDENLÄRM UND ANGST

Erich Loest

Natürlich hatten wir Angst, doch keiner gab sie zu. Jeden Montag flogen die Amerikaner einen Angriff auf Plauen. Da lagen wir in den Splittergräben oberhalb der Kaserne, schauten dem Aufmarsch der Silberpfeile zu und versuchten, ihre Zahl zu schätzen, zweihundert, dreihundert. Keine deutschen Jäger, keine Flak. Rauchbomben, dann das Plättern der Bombenteppiche auf die Teppich-, die Spitzenstadt. Nach der Entwarnung zogen wir hinunter in die rauchenden Strassen, um zu helfen, zu retten.

Ich war gerade neunzehn geworden, vom Geburtstag an teilte mir der Fourier keine Jugendlichenzulage mehr zu. Weniger Fett, weniger Kunstthong. Vorher hatte ich manchmal, jetzt beinahe immer Hunger. Ich war Reserveoffiziersbewerber, Gefreiter und Hilfsausbilder. Die mir anbefohlenen Rekruten waren sechzehn und vom Arbeitsdienst übernommen worden, sie konnten nicht, wie üblich, zwischendurch nach Hause entlassen werden, denn sie stammten vom Niederrhein, und dort waren schon die Amerikaner. Jeden Tag schwärmten sie, bei ihnen zu Hause fielen nun keine Bomben mehr. Es war schwer, sie einzukleiden, denn Kindergrößen waren nicht vorgesehen. Beinahe täglich übten wir Nahkampf mit Holzgewehren – die hatten wir reichlich. Dabei stellte ich mir vor, diese Hänflinge müssten mit aufgepflanztem Bajonett gegen riesige amerikanische Neger vorgehen.

So strich der März 1945 dahin. Durch die Kaserne geisterte das Gerücht, wir sollten, da Transportmittel kaum noch vorhanden waren,

durch ganz Sachsen zur Ostfront in den Raum von Görlitz marschieren. Ich stellte mir vor: Ein Hungermarsch von über zwei Wochen mit diesen Kindern, dann würden wir in Grabensysteme gepfercht werden, über die eines Tages die sowjetische Offensive mit Trommelfeuer und Panzerdurchbruch, mit Urrä! und Stalinorgeln hereinbrechen würde. Tod oder Gefangenschaft, Sibirien. Da konnte einer noch so gut ausgebildet sein, ihm blieb keine Möglichkeit für eigene Schliche und Tatkraft.

Werwolf

Da tauchte ein Heldenwerber auf, der Freiwillige für eine Nah- und Kleinkampftruppe sammelte – fiel schon das Wort «Werwolf»? In der Slowakei sollten sie im tückischen Sprengen und Dolchen hinter feindlichen Linien ausgebildet werden, deutsche Partisanen nun endlich. Da meldeten sich alle Gefreiten, die wie ich noch keinen Schuss gehört hatten; die fronterfahrenen, aus den Lazaretten gerade noch einmal ausgespuckten Unteroffiziere aber rührten keine Hand. «Elite!» schwafelten wir. Aber tief in uns hockte die Angst vor der unausbleiblichen russischen Offensive, unsereiner ohnmächtig in seinem Schützenloch, vor ihm die Rudel der T 34. Wir dachten auch, ohne es uns gegenseitig einzugestehen: Noch einmal Lehrgang. Das Lebenslicht flackerte: ein Aufschub von Wochen. Jagten bis dahin endlich die deutschen Wunderwaffen den Feind über den Kanal und die Weichsel zurück?

Der Heldenwerber sonderte die Schwächlinge unter uns aus, das schaffte er mit raschem Blick und einem Gespräch von einigen Minuten. Sportabzeichen? Kenntnisse in Polnisch, Russisch? Schliesslich wurden an die zwanzig künftige Kleinkrieger frisch eingekleidet und nach der Slowakei in Marsch gesetzt, sie kamen sich heldenmütig vor

wie die Ideale ihrer Jugendbücher: Lettow-Vorbeck, Schlageter, Hagen von Tronje. Nordische Einzelkämpfer wollten sie sein gegen die Masse aus der asiatischen Steppe.

Gemächlich gingen wir die Heroenlaufbahn an, durch Fliegeralarme gebremst, zuckelten wir in überfüllten Zügen nach Prag. Stillschweigend setzte sich die Auffassung durch, die Kleinkampfschule da unten in der Slowakei liefe uns ja nicht weg. Prag! Ein liebenswürdiger alter Tscheche zeigte uns Sehenswürdigkeiten, wahrscheinlich löhnten wir ihn mit ein paar Zigaretten. Drei Tage lang fanden und fanden wir keinen Zug, der uns nach Süden mitnahm. Kino in Soldatenheimen, eine unzerstörte, lebendige Stadt, geringe Mühe nur, in dieser und jener Kantine einen Schlag zu fassen. Als wir uns endlich zur Abfahrt einfanden, fehlten zwei. Durch blühendes Böhmen fuhren wir an den Ostertagen, tschechische Jungen wanderten mit ihren Mädchen, die Gitarre dabei, sie winkten uns zu. Feixten sie? Lazarettzüge auf dem Gegengleis, Brünn, weiter nach Süden, schliesslich Malacky. An die fünfzehn Kilometer östlich lag unser Ziel, der Türkenberg. Hinter den Höhen grummelte, donnerte es. Wir sahen keine Gewitterwolken. Das war die Front.

Die Angst, als feige zu gelten

Wir fragten. Ja, der Iwan sei nicht mehr weit weg. Ja, da hinten in den Kleinen Karpaten rücke er vor; wahrscheinlich habe er den Türkenberg noch nicht ganz erreicht. Da brach unter uns die Debatte aus: «Was tun?» Die Hälfte sprach sich dafür aus, da mit einer geregelten Ausbildung unter diesen Umständen offensichtlich nicht zu rechnen sei, auf dem Absatz um- und nach Plauen zurückzukehren. Feige sei das, wettete ich, eben hätten wir noch die grosse Schnauze gehabt, es

hinter den Linien mit dem Feind aufnehmen zu wollen, jetzt könnten wir doch mal zeigen, was in uns steckte. Mich trieb die Angst, vor mir selber als feige dazustehen, und sie war stärker als jedes andere Argument in mir – Hitlerjugendführer gewesen und die «Schwertworte» hergebetet, Hitlerjungen seien treu, ihr Höchstes sei die Ehre, sich freiwillig als Offiziersbewerber gemeldet, ein Jahr lang in allen Künsten des Infanteriekampfes ausgebildet, trainiert, sechzig Kilometer hintereinander zu marschieren, nun sollte ich vor der ersten Hürde kniefen? «Ihr seid blöd», sagten die anderen. «Ihr seid feige Schweine», brüllten wir.

So fuhren die einen zuerst einmal bis Prag zurück, dort zerkrümelten sie sich, wie ich später hörte; einige kämpften noch im Fichtelgebirge gegen die Amis. Fünf marschierten zum Türkenberg und kamen gerade zurecht, als ein zehnmal überlegener Feind seine Besatzung zurückjagte. Zwei von uns, als MG-Schützen eingeteilt, fielen durch Kopfschüsse. Zu dritt flohen wir auf Fahrrädern, zu zweit erreichten wir nach gemächlicher Tour, bei der wir auch unseren Heimatorten einen Kurzbesuch abstatteten, in Schönsee in der Oberpfalz den Sammelplatz der verjagten Kleinkampfschule. Nahe der böhmischen Grenze sollten Werwolfbasen eingerichtet werden. Tagelang karrten wir Waffen und Lebensmittel in den Wald und vergruben einen Vorrat, der ein halbes Jahr lang für vierzig Männer reichen sollte.

45 Jahre später an grausiger Stätte

Fünfundvierzig Jahre danach war ich wieder an grausiger Stätte. Mit einem Kulturstadtrat und einem Buchhändler fuhr ich von Weiden aus dorthin. Die Landschaft war weiter und heller, als ich angenommen hatte, keineswegs wild und schroff. Auf einer Höhe standen wir, und ich dachte: Wenn es den Amerikanern zu Ohren gekommen war, dass sich in der Nähe Werwölfe eingenistet hatten – und unsere Panje-

transporte konnten ja auch den vielen Fremdarbeitern nicht verborgen geblieben sein – konnten sie nur in diesem und in jenem Grund stecken. Ein Kilometer noch, ich stiess auf einen Waldweg und begriff mit einem Schlag: Hier hatten mich durchgehende östliche Beutepferde beinahe vom Kutschbock geschmissen. Ein Bach, eine verfallende Wassermühle, ein Graben, dann standen wir im hohen Wald, der aufgewachsen war, wo wir uns damals ins Dickicht gegraben hatten. Eine heller bewachsene rechteckige Vertiefung – der Buchhändler grub mit vorsorglich mitgebrachtem Spaten und stiess auf Stangenholz, ein Loch für zwei Männer, noch eines.

An die vierzig Werwölfe waren wir schliesslich Ende April '45, befehligt von einem Oberst, mehr als die Hälfte Offiziere, nur zwei Neulinge, die Gefreiten Gietzelt und Loest. Einmal, wir hatten uns gerade mit Kümmelschnaps aus grosser Kanne gelabt – wer sich an Vorräten vergriff, sollte erschossen werden – teilte uns ein Oberleutnant mit, der Sturmangriff der Russen an der Oderfront hätte begonnen. Wir dachten an Görlitz und fanden unsere Situation gar nicht schlecht.

Eines Tages zogen die Amerikaner lärmend durch den Wald und fingen ein paar Werwölfe, die sich auf einer Lichtung gelaust hatten. Ich sah Schuhe und Gamaschen zehn Meter weiter im Unterholz, atemlos lag ich, die MP im Anschlag. Wir waren überrollt, ich war Werwolf, genau das hatte ich gewollt, ich hatte nicht zu den Schlappschwänzen von Malacky gehört.

Noch war es wohl nicht an der Zeit, nächstens Posten zu überfallen oder wenigstens Fernsprechleitungen zu kappen. Amerikaner und Russen würden sich gleich in die Haare kriegen, so erläuterte uns der Oberst die Lage, die letzten der Deutschen Wehrmacht würden dann die ersten der neuen westlichen Koalition sein. Wir lebten nicht schlecht von Rindfleischkonserven und Schoka-Kola. Tags jagten die Amerikaner im Wald. Wir ängstigten uns, sie könnten uns mit Hunden

aufzuspüren suchen. Auf wen dann zuerst schießen? Unseren Maschinenpistolen trauten wir nicht so recht, feucht waren sie gewiss. An vieles war gedacht worden, aber nicht an pflegendes Öl.

Werwolf Loest: Rauskommen!

Täglich gruben wir uns tiefer ein. Eines Nachts hetzten drei Männer in unser Lager, in einer anderen Werwolfbasis waren sie von Amis und ehemaligen KZ-Häftlingen aufgespürt worden, die hatten keine Gefangenen gemacht. Tags darauf fielen wieder Schüsse im Wald, das war keine Jagd mehr, das galt uns, da rief eine Stimme: «Werwölfe rauskommen! Wer sich in zehn Minuten nicht ergibt, wird erschossen: Loest rauskommen, Gietzelt rauskommen!» Da verliess uns aller Todesmut, die Lebensgier packte uns und liess uns durchs Unterholz hasten, fort von dieser Stimme. Geräusche vor uns, Rufen, Schritte. Wir streckten die Waffen vor, bereit zum letzten Gefecht. Aber ein Bauer trieb eine Kuh, zum Bullen vermutlich.

Ein paar Nächte lang flohen wir nach Böhmen hinüber, tief im Heu eines Bauern erfuhren wir, der Führer sei bis zur letzten Patrone kämpfend in Berlin gefallen. Da meinten wir, nun müsse die Welt stehenbleiben, wahrscheinlich heulten wir. Blasendrang trieb mich hinaus. Ich schiffte, also lebte ich. Ein Melkeimer klapperte im Hof.

Lucky Strike gegen Eheringe

Die Amerikaner fingen uns rechtzeitig, ein Dorf weiter wären wir aufständischen Tschechen in die Hände gefallen. Rache für Lidice! Die Sieger sperrten uns mit Zehntausenden auf Weiden hinter Stachel-

draht. Alles war aus, alles begann. Wir lebten und besaßen unsere heiligen Glieder. Hitler? Endsieg? Tausendjähriges Reich? Durch den Drahtzaun tauschten GIs «Lucky Strike» gegen Eheringe. In «Durch die Erde ein Riss» schrieb ich:

«Mann an Mann lagen sie, allmählich verdichteten sich die Gerüchte: Wer aus der amerikanischen Zone stammte, wurde bald heimgeschickt, bei den anderen dauerte es etwas länger. Nun floss schon täglich Tee und alle zwei Tage Suppe. Wenn es dunkelte, wenn alle Geräusche erstarben, spielte ein lieber musikalischer Deutscher auf der Trompete: »Guten Abend, gute Nacht!« Da lagen sie nun, Panzerschützen mit einst stolzen Abschüssen. Partisanenjäger aus bosnischen Bergen, Dörferverbrenner aus der Ukraine, treffsichere MG-Schützen des Frankreichfeldzugs, Verminder von allerlei Rückzugsstrassen, «Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht». Da dachten sie sehnsüchtig an ihre Kinder daheim, requiriertüchtige Feldköche aus dänischen Radarstellungen, lämmmerfleischschätzende Zahlmeister aus der griechischen Etappe, Brückensprenger, Panzerfäustler, Träger des Deutschen Kreuzes in Gold und diverser Nahkampfspangen, mit denen sich brüsten durfte, der das Weisse in Augen des feindlichen Polen, Franzosen, Briten, Serben, Griechen, Russen, Amerikaners gesehen hatte, «mit Näglein besteckt», da lagen sie in ihren Tarnjacken und Feldblusen, Leningradbeschiesser und Krimschildträger, «von Englein bewacht, sie zeigen im Traum dir Christkindleins Baum», Feldgendarmen auf allen Strassen und Bahnhöfen. Durchhalteartikler der Propagandakompanien, Fahrradschwadronneure der ersten Vormärsche, Coventrybombardierer, Sonderführer für den Grossviehtrieb aus Bjelorusland, ‚schlupf unter die Deck‘, Stukaflieger, Ortskommandanten und Judenregistrierer aus Lettland, sie alle hatten Begriffe wie Schienenwolf, Werwolf, Wolfsschanze, Brückenkopf, Kopfschuss, Flammenwerfer, Kettenkrad und Panzerschreck total vergessen, nun

ruhten sie hier und lauschten deutschen Tönen, ‚morgen früh, wenn Gott will‘, waffenlos waren sie, leider verlaust, was hielt man sie denn noch fest, wo daheim die traute Frau und die lieben Kinder nun schon so lange sehnsüchtig warteten, wirst du ‚wiehider geweckt‘.»

Entlassung nach drei Wochen

Die Amerikaner entliessen mich nach drei Wochen in ein zweites Leben. Durch Felder, über denen Lerchen jubilierten, wanderte ich heim nach Mittweida. Kein Wort verlor ich jahrelang über meine letzten Kriegstage, denn alle Alliierten reagierten beim Wort Werwolf überaus allergisch. Es hätte Workuta am Eismeer oder zumindest jetzt schon Zuchthaus Bautzen bedeuten können.

Nach fünfundvierzig Jahren fand ich die alten Löcher und auch den Steinbruch oben an der böhmischen Grenze, in dem unsere Funker hockten und wo wir, würden wir versprengt, uns sammeln sollten. Fritz Gietzelt traf ich wieder, er war nun Bergbauingenieur bei Aachen. In Büchern und Zeitungen fragte ich nach dem Schicksal der anderen Werwölfe, nie meldete sich einer. Gräber? Schulterzucken der Waldarbeiter, deren Väter vermutlich unsere Lebensmittelbunker geplündert hatten. Das Fernsehen zeigte mich an der Mühle, ich fragte nach den alten Kameraden. Wer hatte unsere Namen durch den Wald gebrüllt, und woher kannte er sie? Nach fünfzig Jahren wird keine Antwort mehr kommen. Die Wälder und eine lange Zeit haben vierzig Männer verschluckt.

«WE ARE GOING HOME»

Eduard Lohse

Jede Stunde in der letzten Nacht des Krieges erinnere ich auf das Genaueste, obwohl seither ein halbes Jahrhundert verstrichen ist. Erinnerndes Gedenken muss sich freilich in die Lage von damals hineinversetzen und hat davon abzusehen, später gewonnene Einsichten und Erfahrungen in jene Erlebnisse nachträglich einzufügen.

Mit 21 Jahren war ich noch sehr jung und hatte doch grosse Verantwortung zu tragen. Seit dem 20. Dezember 1944 war ich Kommandant des Schnellbootes S 68, das ich in Swinemünde übernommen hatte. Das Boot war gut gebaut und ausgerüstet, je ein Torpedorohr auf der Backbord- und der Steuerbordseite, auf dem Vorschiff eine 2 cm-Flugzeugabwehrkanone, auf dem Achterschiff eine 4 cm-Kanone aus der schwedischen Fabrik in Bofors mit rascher Feuerkraft. Drei Motoren von je 2'000 PS aus der Fertigung von Mercedes-Benz verliehen dem Boot hohe Manövrierfähigkeit und ermöglichten eine Geschwindigkeit von 36 Seemeilen in der Stunde, die im Notfall sich noch ein wenig steigern liess. Vor allem aber: Die junge Besatzung bestand aus 27 Mann, zur Hälfte seemännisches Personal, zur anderen Hälfte Techniker, die unter der Verantwortung des Leitenden Maschinisten die Motoren warteten und bedienten.

Es war ein merkwürdiger Weg, der mich auf die Brücke eines Schnellbootes geführt hatte, auf der sonst fast ausschliesslich aktive Seeoffiziere standen. Ich hatte mich bei Abschluss der Schulzeit, die ich in Hamburg verbrachte, an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Tübingen fernimmatrikulieren lassen und durfte mich daher Student

der Theologie nennen, obwohl ich noch keine einzige Vorlesung hatte hören können. Der Entschluss, Pfarrer werden zu wollen, geht auf ein Erlebnis zurück, das für mein ganzes Leben von prägender Bedeutung wurde. Als ich gerade 14 Jahre alt geworden war, nahm mein Vater mich in einen Gottesdienst mit, in dem der Pfarrer nach der Predigt verkündete: Martin Niemöller wurde vor Gericht freigesprochen, aber beim Verlassen des Gerichtsgebäudes von der Geheimen Staatspolizei verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht. Wir wollen für ihn beten.

Diese Mitteilung machte mir tiefen Eindruck. Da war ein Zeuge des Evangeliums, der für dessen Wahrheit einstand und bereit war, Leiden und Gefängnis auf sich zu nehmen. Die Sache der Kirche musste es wert sein, ihr zu dienen. Die erzwungene Mitgliedschaft in der Hitlerjugend hingegen nahm ich so lässig wahr wie nur irgend möglich. Dieses Verhalten trug mir ein Gutachten ein, das vor dem Abitur die zuständige Einheit der Hitlerjugend meiner Schule als vertrauliche Äusserung zukommen liess: Ich sei meiner schlechten Haltung wegen nicht in der Lage, eine Führerstellung zu bekleiden. Von dieser Beurteilung erfuhr ich nichts. Meine Schule aber gab mir gleichwohl ein anständiges Abgangszeugnis. Und erst anlässlich meines 25jährigen Abiturjubiläums schickte sie mir jene Erklärung der Hitlerjugend als zeitgeschichtliches und persönliches Dokument zu.

Anfang 1942 bemühte sich die Waffen-SS, unter Abiturienten Offiziersanwärter zu rekrutieren. Blond und blauäugig, 1,82 m gross, hätte ich ähnlich wie andere meiner Klassenkameraden genau die Voraussetzungen erfüllt, für die die Waffen-SS sich interessierte. Um deren Begehren zu entgehen, meldete ich mich mit den meisten meiner Konabiturienten zur Marine. Da zur SS keine Marineeinheiten gehörten, konnte man sich auf diesem Weg ihrem Zugriff sicher entziehen.

Bei der Marine zu dienen und zur See zu fahren, lag für einen Hamburger nahe, obwohl die Fahrt gegen England gehen sollte, dem wir niemals mit feindlicher Gesinnung entgegentreten konnten. Von meiner Vaterstadt aus gesehen, lag London näher als Königsberg oder Breslau, und viele freundschaftliche und verwandtschaftliche Verbindungen bestanden hin und her. Ein Vetter zweiten Grades, desselben Alters wie ich, diente – wie ich wusste – in der britischen Marine. Er ist später Pfarrer geworden wie ich. An ihn habe ich oft denken müssen und mir immer wieder klar gemacht, dass er mit weit besserem Gewissen seinen Dienst tun konnte als wir. Doch dass wir unser von schweren Gefahren bedrohtes Land verteidigen müssten, meinten auch wir – trotz aller kritischen Distanz zur herrschenden Ideologie.

Die Marine sollte damals erheblich vergrößert werden, um den Seekrieg zu verstärken. Abiturienten wurden daher gleich als Reserveoffiziersanwärter aufgenommen und für eine entsprechende Ausbildung vorgesehen. Als wir zwei Jahre später Navigationsschule und Zugführerlehrgang abgeschlossen hatten, wurden 20 von uns ausgewählt, um zur Schnellbootwaffe zu kommen. Der Andrang war gross gewesen, das Los hatte entschieden. Der totalitäre Staat war noch nicht so perfekt durchorganisiert, dass bei der Marine aktenkundig geworden wäre, wie ich bei der Hitlerjugend beurteilt worden war und dass ich in meiner Schulzeit als aktives Mitglied der Gemeindejugend zweimal von der Geheimen Staatspolizei zu freilich glimpflich verlaufenem Verhör vorgeladen worden war.

Wir hatten uns beim Führer der Schnellboote, Kommodore Petersen, in Holland zu melden. Als Reservisten wurden wir von den aktiven Seeoffizieren kritisch betrachtet. Zweifellos war es ein Zeichen der inzwischen eingetretenen Notlage, dass man sich genötigt sah, Reservisten unter Kommandantenschüler aufnehmen zu müssen. Jeder von uns hatte seinen Namen, seine Herkunft und sein Berufsziel zu nen-

nen. Als ich angab, ich wolle Pfarrer werden, blieb der Kommodore stehen und sagte zu mir: «Lassen Sie sich unter keinen Umständen von diesem Entschluss abbringen!» Als Sohn eines evangelischen Pfarrers gab er deutlich und bestimmt zu erkennen, dass er bewusstes Glied der Kirche sei und wie er als solches dachte.

Für meine Lehrzeit als Kommandantenschüler war ich der 8. Schnellbootflottille zugeteilt, die von Ijmuiden, später von Ostende, Boulogne und Le Havre, aus operierte und den Auftrag hatte, den Schiffsverkehr auf dem Geleitweg vor der englischen Küste zu stören. Einsätze konnten nur nachts gefahren werden, da die Engländer den Luftraum beherrschten. Von Kommandanten und Besatzungen wurde viel gefordert, da die Boote – vollkommen abgeblendet – mit hoher Geschwindigkeit dicht aufgeschlossen hintereinander fuhren und bei Feindberührung die befohlenen Wendemanöver mit grösster Präzision ausgeführt werden mussten, um Kollisionen zu vermeiden, vor allem aber den schnellen englischen Zerstörern zu entkommen. Weil die Engländer über eine mehr als zehnfache Überlegenheit der Seestreitkräfte verfügten, konnten wir nicht viel ausrichten, höchstens einige Nadelstiche versetzen und Minen auf den Geleitweg legen, die meistens jedoch von Minensuchern rasch wieder beseitigt wurden.

Die Flottille stand unter dem Kommando von Korvettenkapitän Zymalkowski, einem ungewöhnlich befähigten Offizier mit grossem taktischen Können, seemännischem Geschick und hohem Verantwortungsbewusstsein. Den ganzen Krieg über ist er Schnellboot gefahren, zuerst als Kommandant, dann als Chef einer Flottille von acht Booten. Fast niemals waren alle Boote einsatzbereit, weil immer wieder notwendige Reparaturen an den Maschinen oder zur Behebung von Schäden erforderlich waren. Der Chef genoss das ungeteilte Vertrauen aller und hatte es in jeder Hinsicht verdient. Bei den Einsatzbesprechungen

im Kreis der Kommandanten wurde stets genau festgelegt, wie gefahren werden sollte und was bei Gefechten zu geschehen hatte. Am Schluss stellte der Chef immer die Frage: Wie kommen wir wieder nach Hause? Ihm stand als wichtigste Aufgabe vor Augen, seine Boote und seine Leute möglichst heil wieder zurückzubringen. Das gelang auch meistens, so dass die Flottille verhältnismässig geringe Verluste zu erleiden hatte. Ich habe in den Monaten, in denen ich vor und während der Invasion an der Kanalküste unter diesem Chef zur See fuhr, lernen können, was es bedeutet, Verantwortung für andere zu tragen.

So wurde mir Ende 1944 das Kommando eines Schnellbootes anvertraut. Bei der 3. Schnellboot-Schulflottille hatten wir uns so weit tüchtig zu machen, dass wir einsatzfähig wurden. Das war keine leichte Aufgabe. Doch wir waren allesamt sehr jung und übten uns darin ein, uns einer auf den anderen fest verlassen zu können. Ablösung oder Wachwechsel gab es während der Fahrt nicht. Die ganze Besatzung war ohne Unterbrechung im Einsatz, die Techniker im Maschinenraum, Funker und Signalmatrosen auf Station, Torpedorohre und Geschütze stets feuerbereit. Da die deutsche Heeresleitung damit rechnete, die Alliierten würden auch in Skandinavien zur Landung ansetzen, wurden wir nicht mehr – wie ursprünglich geplant – zum Einsatz im Kanal vorgesehen, sondern blieben in der Ostsee.

Dass das Kriegsgeschehen in seine letzte Phase eingetreten war, stand ausser Zweifel. Doch niemand wusste, wie es zu Ende gehen würde. Wir wussten, wie es um uns herum aussah, und erlebten, wie die Front unmittelbar an unseren Heimathafen Swinemünde heranrückte. Wir sahen das Leid der Flüchtlinge, hatten gelegentlich Transporte zu begleiten, die über See Verwundete, Frauen und Kinder in den Westen brachten, und wurden Zeugen ins Ungemessene wachsenden Elends. Empfindlich wurde jeder getroffen, wenn Post aus der Heimat ausblieb oder schliesslich ganz versiegte. Nicht zu wissen, wie es den

Familien ging, wurde als schwere Belastung empfunden. Wir ahnten jedoch nicht, in welchem ungeheuerlichem Mass die Einsatzbereitschaft unserer Generation von einer verbrecherischen Regierung missbraucht wurde, um millionenfachen Mord zu begehen und das eigene Überleben zu sichern. Wir dachten und empfanden in Vorstellungen soldatischen Dienstes, die sich den Traditionen der kaiserlichen Marine von einst verpflichtet wussten.

An Rettungsaktionen beteiligt zu werden, durch die Menschen aus dem zusammenbrechenden östlichen Deutschland in den Westen gebracht werden sollten, verlieh bis zum Ende hohe Motivation. In diesem Zusammenhang gehörte auch der Einsatzbefehl, den wir am Nachmittag des 7. Mai 1945 erhielten. Wir lagen im Hafen von Sonderburg auf der Insel Alsen. Mit zwei Booten sollten wir in der Nacht nach Osten fahren, erkunden, ob die Insel Hiddensee schon von den Russen besetzt worden sei, und – wenn möglich – von der Zivilbevölkerung mitnehmen, wer mitkommen wollte. Angesichts des Zusammenbruchs der Fronten war die allgemeine Verwirrung so gross geworden, dass die nach Flensburg ausgewichene Reichsregierung die Übersicht verloren hatte. So wurden wir auf eine merkwürdige Erkundungsfahrt ausgeschiedt.

Die Boote wurden seeklar gemacht. Die Vorräte an Treibstoff reichten aus, um die Tanks zu füllen, gingen aber zur Neige. Auch konnte noch hinreichend Munition für die Geschütze übernommen werden. Dem üblichen Brauch folgend, stieg der Flottillenchef bei mir als dem jüngsten Kommandanten ein. Bei Sonnenuntergang liefen wir aus. Als wir volle Marschgeschwindigkeit erreicht hatten, kam uns ein U-Boot entgegen, das uns anmorste: K(ommandant) an K(ommandant): Frage Flensburg feindfrei? So unklar war die Lage geworden, dass man auf See nicht mehr feststellen konnte, in welchen Hafen man einigermaßen ungefährdet einlaufen konnte. Wir gaben zurück: K an K: noch! – und fuhren weiter auf dem bezeichneten Geleitweg nach Osten. Als es

dunkel geworden war, flogen alliierte Bomber hoch über uns hinweg. Wir gingen auf Stop, um kein Aufsehen zu erregen. Schiessen wäre sinnlos gewesen. Also befahl der Chef, ruhig zu bleiben. In die eintretende Stille hinein sagte einer mit unverkennbar Berliner Tonfall: «Nun wäre es wohl Zeit für die Wunderwaffe.» Keiner lachte, niemand sagte etwas, jeder dachte sich seinen Teil. Dann ging es weiter.

Tief in der Nacht kamen wir nach Hiddensee. Der kleine Hafen war jedoch nicht tief genug, um einlaufen zu können. Die beiden Boote legten sich, mit dem Heck zur Küste, dicht nebeneinander. Wir setzten ein Schlauchboot aus, das mit einem Aussenbordmotor rasch vorankommen konnte. Der Leitende Maschinist und ein Maschinenmaat fanden sich freiwillig bereit, mit dem Schlauchboot an Land zu gehen und festzustellen, wie es dort aussah. Wir verabredeten ein rotes Leuchtsignal für den Fall, dass alles klar gegangen sei. Sollten Russen auf der Insel sein und das Feuer eröffnen, müssten wir zusehen, uns zu wehren, möglicherweise aber fortfahren. Die beiden Freiwilligen waren bereit, dieses Risiko einzugehen.

In der nächtlichen Stille mussten wir lange warten, ohne dass irgendetwas geschah. Schliesslich ging zur allgemeinen Erleichterung das rote Leuchtsignal hoch, und kurze Zeit später kamen die beiden wieder zurück und wurden mitsamt dem Schlauchboot an Bord genommen. Auf der Insel sei alles ruhig. Aber Leute, die sie in ihren Häusern angetroffen und aus dem Schlaf geweckt hatten, hatten gesagt, sie wollten nicht fort, sondern dort bleiben. Wir setzten einen entsprechenden Funkspruch ab und traten weisungsgemäss die Rückfahrt nach Kopenhagen an.

Bei frühem Morgengrauen liefen unsere beiden Boote in Kopenhagen ein und machten an der Langen Linie fest. Kaum war das geschehen, kam ein Melder mit der Nachricht: 8 Uhr Kapitulation. Bei dem unerhörten Durcheinander, das im nächtlichen Funkverkehr herrschte, hatte mein junger Funker keinen entsprechenden Befehl über den

Beginn der Waffenruhe mitbekommen. Doch nun war die Lage klar. Nachdem sich der Chef kurz mit uns beiden Kommandanten beraten hatte, wurde beschlossen, wir wollten nicht in Dänemark in Gefangenschaft gehen, sondern lieber zur Flensburger Förde zurückfahren, um dort abzuwarten, was weiter geschehen würde. Gegen 7.30 Uhr liefen wir aus Kopenhagen aus – Kurs Heimat.

Vor der Küste, die Kopenhagen gegenüber liegt, patrouillierten schwedische Kriegsschiffe, um die Einhaltung der Neutralität ihres Landes zu überwachen. Wir fuhren in gemessenem Abstand an ihnen vorbei, als am Horizont ein viermotoriger englischer Bomber auftauchte, der im Tiefflug direkt auf uns zukam. Die Uhr zeigte 7.55, noch fünf Minuten Kriegezeit. Was würden die Engländer tun? Wie sollten wir uns verhalten? Die Entscheidung war rasch getroffen: Alle Maschinen stop. Die Geschütze waren einsatzbereit. Doch ich gab die strikte Anweisung, unter keinen Umständen zu schießen, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl. Unser Verhalten hatte offenbar den Engländern angezeigt, dass wir keine bösen Absichten verfolgten. Das Flugzeug drehte ab und flog in einem grossen Bogen um uns herum. Dabei blinkten die Engländer mit der Morselampe und gaben langsam den Spruch zu uns herüber: «Where are you going?» Wir zeigten «Verstanden» und gaben zurück: «We are going home.» Die Engländer nahmen die Antwort entgegen, signalisierten «Verstanden» und drehten ab. Es begann der Friede, fünf Minuten vor der Zeit.

In diesem Augenblick überkam mich ein tiefes Gefühl des Glückes und der Dankbarkeit. Der schreckliche Krieg, der so schwer zu einem Ende hatte kommen wollen, war nun wirklich vorüber. Alle, die wir an Bord waren, waren wir gesund geblieben. Ohne gehindert zu werden, konnten wir nach Sonderburg zurückkehren und dann in der Flensburger Förde vor Anker gehen. Die Kriegsflagge wurde eingeholt, die Waffen ruhten.

Viele Ungewissheiten lagen vor uns, aber es war, als wäre eine schwere Last von uns genommen. Das Leben war uns geschenkt, doch noch nicht die Freiheit. Was im einzelnen uns bevorstehen würde, wussten wir nicht, nur dieses: Der Tod war an uns vorübergegangen, wir würden ein neues Leben aufbauen dürfen, Frieden gestalten. In dieser Gewissheit gingen wir einige Monate später nach kurzer Zeit von Internierung und Gefangenschaft bei unserer Entlassung auseinander. Zu einigen Mitgliedern meiner früheren Besatzung ist die persönliche Verbindung bis heute bestehen geblieben, auch über die langen Jahre der Teilung Deutschlands hinweg.



Berlin, 2. Mai 1945: Ehemalige Offiziere der Wehrmacht werden vor ihrem Abtransport in die Gefangenschaft von Angehörigen des Roten Kreuzes versorgt.

DAS ENDE DES ZWEITEN WELTKRIEGES EIN SEHR PERSÖNLICHER BERICHT

Freya von Moltke

Ostern hatten wir noch in Kreisau gefeiert, vier kleine Reichweins, zwei kleine Moltkes mit ihren Müttern. Adolf Reichweins Familie – in Berlin ausgebombt – war zu uns nach Kreisau in Schlesien gezogen. Längst schon war die russische Front nur wenige Kilometer von uns entfernt. Aber die Russen liessen uns links liegen; sie drängten mit Übermacht nach Westen, nach Berlin. Der grösste Teil Schlesiens war schon von den Russen besetzt, und um Breslau wurde lange und schwer gekämpft.

Kreisau jedoch liegt vor dem Gebirge, der Hohen Eule, einem Teil der Sudeten, und jenseits der Berge gehört das Land schon den Tschechen. Die russische Flanke war weder von den Russen noch von den Deutschen richtig besetzt. Es flogen nur einzelne russische Flugzeuge hie und da über uns weg, und hier und dort fielen ein paar Bomben, aber wir nahmen das nicht sehr ernst. Helmuth, mein Mann, hatte schon im Sommer 1944 im Gefängnis in Ravensbrück mit dem deutschen Generalstabschef Halder – er lag Zelle an Zelle mit ihm – davon gesprochen, dass unsere Lage so nahe am Gebirge relativ sicher sei. Er hatte mir während einer Sprecherlaubnis geraten, in der Zeit des Zusammenbruchs so lange wie möglich in Kreisau, zu Hause, zu bleiben.

Aber schon im Februar 1945 waren die meisten Frauen und Kinder im Dorf wegen der Nähe der russischen Front in die Tschechei evaku-

iert worden. Die NS-Parteileitung, die im nächsten Dorf sass, bedrohte mich und verlangte, dass auch unsere Kinder verschwinden. So entschlossen wir uns ungern, kurz nach Ostern, am 6. April, Kreisau zu verlassen. Die tapfere und unermüdliche Romai Reichwein hatte kurze Zeit zuvor schon ein leeres Bauden-Häuschen in Pommerndorf über Hohenelbe im Riesengebirge auf der tschechischen Seite, beinahe 1'000 m hoch, aufgetan. Dorthin machten wir uns nun auf: zwei Kastenwagen mit je zwei Pferden bespannt und beladen mit Gepäck, hauptsächlich Bettzeug und Nahrungsmittel, ein Kutschwagen angehängt für müde Kinder. Zwei polnische Kutscher, die, da unsere Arbeiter längst alle bei der Wehrmacht waren, schon seit Jahren auf unserem Gutshof arbeiteten, fuhren uns sicher und gut: sechs Kinder, drei ältere Frauen aus den Kreisauer Haushalten, Romai und mich. Wir jüngeren Frauen hatten unsere Räder dabei. Wir brauchten drei Tage; nachts fanden wir Unterkunft. Langsam ging es bei sonnigem Vorfrühlingswetter durch das schöne, noch immer friedliche, nicht vom Krieg heimgesuchte Gebirgsland. Die Kinder fanden diesen Treck herrlich.

Wir richteten uns dort oben schnell ganz erträglich ein. Schwierig war nur, Nachrichten vom Fortgang des Zusammenbruchs zu erhalten. Wir hatten kein Radio. In Kreisau hatten wir abends regelmässig die Nachrichten der BBC aus England gehört. Es war natürlich verboten, aber das haben wir ignoriert, weil für uns verlässliche Nachrichten lebensnotwendig waren. Jetzt waren die Russen dabei, Berlin zu erobern, aber wir sassen abgeschnitten hoch oben in den Bergen. So stieg Romai schliesslich noch höher hinauf zur Planurbaude, wo ein Freund von Adolf Reichwein lebte. Dort gab es ein Radio.

Sie kehrte mit der Nachricht zurück, Hitler solle tot sein; er habe in der Reichskanzlei Selbstmord verübt. Ich werde den Augenblick der Befreiung nie vergessen, denn ich wusste: Er IST tot. Das war keine Frage mehr: nun kam endlich das Ende des Nationalsozialismus, das

Ende des Krieges, des Schindens und Mordens und der ruchlosen Unterdrückung. Nun konnte es nur besser werden.

Ich wollte schleunigst wieder nach Kreisau, denn nun konnte es nur noch Tage dauern, bis die Russen auch bei uns als Besatzungsmacht erscheinen würden. Die Kinder konnte ich vorläufig wohlbehütet in den Bergen lassen. So radelte ich allein in einem Satz zurück nach Kreisau. Für einen Tag eine lange Tour. Aber als die Sonne sich schon senkte und ich müde wurde, ging es nur noch bergab. Dann sah ich den Kapellenberg mit seinen Tannen, sah ich den Mühlberg, sah ich Kreisau liegen. Unser liebes kleines Berghaus, in dem wir wohnten, winkte. Es war herrlich, wieder nach Hause zu kommen. Aber das Beste war: ich fand Marion und Muto Yorck im Berghaus vor. Sie waren lange unterwegs gewesen, um mit ihrer Familie Kontakt aufzunehmen, die aus dem überrannten Teil von Schlesien nach Mecklenburg geflohen war, wie auch aus unseren Haushalten mehrere Mitglieder, die besonderen Schutzes bedurften, noch mit Lazarettzügen Schlesien verlassen hatten. Mit Marion, Peter Yorcks Frau und mit seiner Schwester Muto, die Ärztin war, lebte ich in dieser Zeit fest verbunden. Wir hatten uns seit 1940 mit dem Zusammenwachsen der Widerstandsgruppe, die einer der unsrigen, Theodor Haubach, nach dem 20. Juli 1944 im Laufe der Verhöre zum ersten Mal «Kreisauer Kreis» nannte, immer enger befreundet. Jetzt half diese Freundschaft beim Überleben. Was wären wir jetzt ohne diese wunderbare Gemeinsamkeit gewesen! Wenn sie jetzt in Schlesien waren, fühlten die beiden Frauen sich bei uns zu Hause.

Kürzlich fand ich zufällig eine Botschaft meines Mannes an Romai Reichwein in einem seiner Briefe wieder, die der Gefängnispfarrer Harald Poelchau in den Monaten vor Helmuths Tod laufend aus seiner Zelle herausgebracht hatte. Er schrieb am 19. Dezember 1944: «Und nun Romai: Sage ihr bitte, wir alle empfänden den Schmerz über Mei-

ster Edolfs Tod sehr stark und das wäre gar nicht dadurch gemildert, dass wir wahrscheinlich hinterher müssten, wirklich nicht; wir wüssten aber ganz genau, dass das für die Frauen viel schlimmer wäre als für uns und wir könnten nur bitten, dass sie den Frieden in sich bewahrten und dass alle unsere Frauen so gut es ginge, zusammen hielten, unser geistiges Erbe verwalteten und unseren Kindern hülften, eine richtige Einstellung zur Hinrichtung ihrer Väter zu bekommen; denn Hass oder Widerstand sei keine zulässige Haltung. Wir wissen ja nicht, wie das, was wir wollten eines Tages beurteilt werden wird, wir wissen nicht, ob das Samenkorn nicht trotz oder vielleicht gerade wegen unseres Todes aufgehen wird, wir müßend abwarten.»

Den Frieden, von dem Helmuth da spricht, den hatten wir wirklich. Zu genau wussten wir auch damals schon, dass sogar der Tod unserer Männer GEGEN den Nationalsozialismus sinnvoll war, waren einig mit ihnen in ihrem Widerstand und standen hinter ihnen.

Also, ich erreichte Kreisau noch vor dem Einzug der Russen. Aber es dauerte nicht mehr lange – dann kamen sie: Es wälzte sich sogar ein Teil der russischen Armee durch unser kleines, abgelegenes Dorf und weiter auf das Gebirge zu, weil wir eine intakte Brücke über das Flüsschen Peile zu bieten hatten. Es war ein erstaunlicher Anblick: Zerschundene Fahrzeuge hoch mit Beute beladen, die Männer kraftstrotzend, gesund, stark – siegreich. Wir, Marion, Muto und ich, sahen uns das an, am Hoftor stehend. Aber als Frauen mussten wir sofort die Kunst lernen zu verschwinden, uns zu verstecken, denn auch Kreisau wurde nun gleich von Russen besetzt. Sie zogen ins sogenannte Schloss, was schon fast leer war, ein Hauptmann mit entsprechend vielen Soldaten. Es wurde niemand umgebracht; Frauen und Alkohol war, was sie zunächst am meisten interessierte. Aber nachdem sie erst einmal sesshaft geworden waren, beruhigte sich das langsam wieder. Der

Verwalter unseres Gutsbetriebs konnte sich auf den Weg machen – mit Pferd und Wagen-, um die evakuierten Dorfbewohner, ich – ebenfalls mit Pferd und Wagen-, um den Kindertreck aus der Tschechei zurück-zuholen. Um Pfingsten herum waren alle wieder in Kreisau.

Während meiner Abwesenheit hatten sie in den Bergen noch erlebt, dass unsere Lage dort oben keineswegs sicher gewesen war. Noch höher als wir lagen bewaffnete sogenannte Wlassow-Russen. Das waren Russen, die auf der Seite der Deutschen und in deutschen Uniformen zu kämpfen bereit gewesen waren. Als diese Menschen vom nahenden Ende des Krieges erfuhren, hatten sie nur ein Ziel: sich Privatkleidung zu beschaffen. Unser Häuschen lag in einer Gruppe von zehn ähnlichen Häusern. Durch einen kleinen Wald von uns getrennt gab es noch einen einsamen Hof, wo Renate Reichwein, 10 Jahre alt, täglich für uns die Milch holte. Als sie das eines Tages wieder tat, fand sie die ganze Bauernfamilie ermordet. Uns hatte nur die Mehrzahl der Anwesen geschützt.

Nun kam das Leben in Kreisau unter russischer Besatzung. Nach unseren Erfahrungen mit den Nationalsozialisten fürchteten wir die Russen nicht besonders, und im Grunde erwies sich das als berechtigt. Goebbels Horrorgeschichten hatten wir nicht geglaubt. Es war allerdings sicher günstig für uns, dass die Russen zu uns erst nach der Kapitulation der deutschen Armee, also als Besatzungsmacht, einzogen. Wir betrachteten die alliierten Sieger als Befreier Europas und auch Deutschlands. Darum hatten wir vielleicht weniger Furcht vor den Russen als die meisten unserer Mitbewohner in Kreisau, und auf diese freiere Haltung reagierten die Russen positiv. In unserer Lebensweise unterschieden wir uns nicht auffallend von anderen Dorfbewohnern. Die Russen übernahmen den Gutsbetrieb, der weiter lief und brachten später auch die Ernte ein, aber Romai Reichwein und ich brauchten

nicht wie die meisten anderen Frauen auf den Feldern zu arbeiten. Man liess uns in Ruhe. Und wir mussten daraus schliessen, dass unser Schicksal den Russen bekannt geworden war.

Im Laufe des Sommers kamen dann mehr und mehr Polen, viele von ihnen Vertriebene aus dem Osten Polens, den die Russen annektiert hatten. Die Polen wurden die Herren in den Anwesen der Deutschen, die vorerst noch dort waren. Da kam es sehr auf den Charakter der einzelnen neuen Herren an, und viele Polen waren bitter gegenüber uns Deutschen – kein Wunder, aber so etwas spürte man nicht bei den Russen. Unser Leben war nicht schlecht, wenn auch nicht immer einfach. Wir lebten alle zusammen in unserem Haus, hatten genug zu essen, es wuchs noch viel in unserem Garten. Wir machten sogar die Dorfschule privat noch einmal auf, indem wir eine uns bekannte Lehrerin aus der Kreisstadt Schweidnitz zu uns heraus holten. Polen übernahmen dann auch den Gutsbetrieb von den Russen, aber uns persönlich – nach einem schwierigen Anfang, bei dem uns die Russen zur Hilfe kamen – liessen auch sie in Ruhe.

Die Zukunft? Jahrelang hatten wir Frauen – mehr oder weniger im Detail – unsere Männer bei ihrem Vorausdenken und Vorausplanen für ein demokratisches, menschlicheres Deutschland und ein zusammenwachsendes Europa begleitet. Weitaus am intensivsten hatte Marion Yorck das getan, in deren Haus in Berlin, Hortensienstr. 50, ja überhaupt die meisten Zukunftsgespräche stattgefunden hatten. Jetzt aber befassten wir uns ausschliesslich mit der Gegenwart und mit den allernächsten notwendigen Schritten. Als es sich erwies, dass Schlesien von den Polen ganz übernommen werden würde, haben wir im Oktober 1945 Kreisau verlassen. Die anderen deutschen Kreisauer Dorfbewohner sind erst im Frühjahr 1946 ausgesiedelt worden.

ENDE UND ANFANG

Niels Norlund

Bei uns in Dänemark ging der Krieg ein wenig früher zu Ende als woanders, aber auch ein wenig später. Das Kriegsende war dann zugleich die ersehnte Befreiung von einer fünf Jahre langen Besatzung und die beklemmende Eröffnung der Nachkriegszeit.

Offiziell kapitulierte die Wehrmacht in Dänemark am frühen Morgen des 5. Mai 1945. Aber nicht alle wollten sich ergeben. Auf der weitest abgelegenen dänischen Insel, auf Bornholm, südlich von Schweden in der Ostsee, weigerte sich der deutsche Kommandant, Kapitän zur See von Kamptz, die Waffen niederzulegen. Während der Rest des Landes freudejauchzend drei Tage und Nächte hindurch bereits im Voraus den Frieden feierte, war Bornholm immer noch von den Deutschen besetzt; am Morgen des 8. Mai flogen die Sowjets in mehreren Wellen Luftangriffe auf die Bornholmer Städte Rønne und Nekso. Am letzten Tag des Krieges also erhielten die Bornholmer noch ihren Teil der Bomben.

Im Laufe des Tages gelangte ein General aus dem Oberkommando der Wehrmacht nach Bornholm. Er setzte von Kamptz ab und erklärte als neuer Kommandant seine Bereitschaft zur Kapitulation. Am nächsten Morgen landeten sowjetische Truppen auf der Insel. So wurde der letzte – und strategisch sehr wichtige – Teil von Dänemark befreit und besetzt. Ein Jahr lang blieb die Rote Armee dort, und so bekam das Land seinen eigenen, kurzen Vorgeschmack auf die Teilung zwischen Ost und West, deren Willkür die Nachkriegszeit in Europa bestimmen

sollte. Das gesamte übrige Dänemark war von den Engländern befreit worden, nachdem sich Feldmarschall Montgomery Ende April bis nach Lübeck durchgekämpft und damit die Verbindungslinie zwischen Nordost- und Nordwestdeutschland durchschnitten hatte.

Die Kapitulation in Dänemark war eigentlich ein Teil jener kleinen Modifikationen der alliierten Forderung nach bedingungsloser Kapitulation Deutschlands, die Grossadmiral Dönitz während seiner nur wenige Tage dauernden Amtszeit als deutsches Staatsoberhaupt nach dem Selbstmord Adolf Hitlers erreichen konnte. Eigentlich hätte mit offiziellen deutschen Stellen gar nicht über Bedingungen der Kapitulation verhandelt werden dürfen; sie sollte allumfassend und ohne Vorbehalte sein. Dönitz nun, der mit seiner kleinen Regierung in Flensburg untergekommen war, rief die obersten deutschen Besatzungsbehörden Dänemarks und Norwegens zu sich, um die Handlungsmöglichkeiten zu sondieren. SS-General Dr. Werner Best, der Reichsbevollmächtigte in Kopenhagen, empfahl eine «kampflöse» Kapitulation in Dänemark. Der rabiate Osloer Reichskommissar Terboven lehnte es ab, sich freiwillig zu ergeben und erhielt für diese Position die Unterstützung seiner Wehrmachtgeneräle. Dönitz handelte. Er schickte am 2. Mai Generaladmiral von Friedeburg als Parlamentär zu Montgomery mit dem Angebot einer deutschen Kapitulation in Holland, Nordwestdeutschland und Dänemark. Norwegen aber wollte er noch ausgespart haben. Nach einigem Grummeln aus Paris, London und Washington bekam er zur Antwort, dass diese stufenweise Kapitulation nur akzeptabel sei, wenn zugleich die bedingungslose Übergabe der deutschen Kriegsmarine erfolge. Dönitz beugte sich ohne Weiteres.

Am 4. Mai meldete sich von Friedeburg wieder zurück in Montgomerys Hauptquartier in der Lüneburger Heide, wo er um 18.30 Uhr die erste deutsche Teilkapitulation und damit die erste Verpflichtung

zur Kapitulation Deutschlands am Ende des Zweiten Weltkrieges unterschrieb.

Wir hörten davon zwei Stunden später, ganz genau um 20.36 Uhr am Abend des 4. Mai. Ganz Dänemark hörte es, und zwar in der dänischen Nachrichtensendung der BBC, und ganz Dänemark hatte seit Hitlers Tod auf diese Botschaft gewartet. Ein kurzatmiger Kollege flüsterte dem dänischen BBC-Sprecher zu: «In diesem Augenblick wird aus dem Hauptquartier Montgomerys mitgeteilt, dass die deutschen Streitkräfte in Holland, Nordwestdeutschland und Dänemark mit Wirkung von 8.00 Uhr morgens am 5. Mai kapitulieren werden.»

Wenige Minuten danach war halb Dänemark auf der Strasse, um gemeinsam die Befreiung zu feiern; die ältere und besonnenere Hälfte des dänischen Volkes stellte nach der langen Verdunklung brennende Kerzen in die Fenster.

Für uns hat es ein wenig länger gedauert. Wir waren 7'000 politische Häftlinge, die in dem Gefangenenlager Froslev sassen, unmittelbar vor Padborg, an der Grenze zwischen Dänemark und Deutschland. Froslev war ein Durchgangslager für Häftlingstransporte aus den Gestapo-Gefängnissen in Dänemark in die KZs Neuengamme, Buchenwald und Dachau. Der Charakter des Lagers war bezeichnend für die Zweideutigkeit der deutschen Besatzungspolitik in Dänemark. Seit Beginn der Okkupation am 9. April 1940 war es die Absicht der Nazis gewesen, ein Minimum deutscher Einmischung in die inneren Angelegenheiten Dänemarks vorzutäuschen: Das dänische Grundgesetz würde beachtet werden, das parlamentarische System würde weiter funktionieren, und die Hoheitsrechte der Kopenhagener Regierung würden weiterhin respektiert werden. Diese Illusion wurde jedoch schon bald durch die Wirklichkeit desavouiert. Als Hitler im folgenden Jahr die Sowjetunion angriff, wurde das Folketing, die dänische Volksvertretung, dazu gezwungen, über die Kommunistische Partei ein Verbot zu verhängen und damit das Grundgesetz zu brechen. Doch der Schein

sollte auch weiterhin gewahrt werden. Es wurde der dänischen Polizei auferlegt, die kommunistischen Parteifunktionäre zu verhaften und sie in einem dänischen Lager nördlich von Kopenhagen zu internieren. Angeblich würde sie das vor der Deportation in die KZs in Deutschland schützen. Das Versprechen erwies sich aber als eine Täuschung – sie endeten in Stutthof.

Das Froslev-Lager war ein Ergebnis derselben Konzeption: Wenn die Dänen das Lager bauen und dazu noch die laufenden Betriebskosten tragen würden, dann wollten die Deutschen sich dafür verbürgen, dass die politischen Gestapo-Gefangenen aus der dänischen Widerstandsbewegung nicht weiter deportiert würden, als bis dorthin, bis zum allersüdlichsten Landstrich Dänemarks. Der Verlauf des Krieges und der sich verschärfende Widerstandskampf in Dänemark machten aber die Vereinbarungen zur Farce: Lange vor der Inbetriebnahme des Lagers Froslev im Sommer 1944 war nämlich schon der Ausnahmezustand über Dänemark verhängt worden, die Regierung war entlassen, der König unter Hausarrest gestellt, das Folketing aufgelöst und die Offiziere des Heeres sowie der selbstversenkten Flotte waren in Sicherheitsverwahrung genommen worden. Bald wurden auch die Polizisten und Grenzgendarmen verhaftet und nach Buchenwald deportiert. Die einzige Polizeieinheit, die ihre Funktion weiter ausüben durfte, waren die dänischen Gefängnispolizisten, die in Froslev für die Verpflegung zuständig waren. Diese Ausnahme nutzte gleichermassen dem Sturmbannführer und seiner SS-Mannschaft wie den Gefangenen, die vor den Strapazen in Neuengamme wenigstens nochmals gut zu essen bekamen.

Froslev war auf 1'200 Gefangene angelegt, als ich im September 1944 in der Baracke H-15 (H für Häftling)/Stube 4 ankam. In jeder Stube waren Kojen für 16 Männer, aber im Laufe des letzten Kriegswinters wurden die Baracken vier- bis fünffach überbelegt: je zwei

Männer in jede der inzwischen 30 Kojen pro Stube. Am Ende waren wir im Lager 6'900 Mann, obgleich zwischen September und Februar neun grosse Transporte mit 1'600 Gefangenen von Froslev nach Neuengamme gingen. Im Winter begann der Verkehr in der Gegenrichtung zu laufen, als Krankentransporte dänische Polizisten aus Buchenwald zurückholten, die nach nur vier Monaten fürs Leben gebrochen waren. Auch ein Transport mit 20 alten Freunden kam aus Neuengamme, spindeldürr und krank: Typhus und Lungenentzündungen. Ich arbeitete als Sanitäter in der Krankenbaracke. Viel konnten wir nicht für sie tun, ausser sie zu trösten und zu ermutigen, denn unser Vorrat an wirksamen Arzneimitteln konnte den Bedarf in keiner Weise decken. Als Seelsorger gewann ich aber einen erschütternden Einblick in die unmenschliche Wirklichkeit der deutschen Lager von Neuengamme bis Buchenwald, von Meppen bis Porta Westfalica.

Im Frühling kamen dann die weissen Busse des Schwedischen Roten Kreuzes mit den norwegischen und dänischen KZ-Gefangenen, die Graf Folke Bernadotte in schwierigen Gesprächen mit Heinrich Himmler, dem Reichsführer-SS, gleichsam ins Leben «zurückverhandelt» hatte. Sie blieben nur eine kurze Weile, ehe sie in das gelobte Land der Freiheit jenseits des Öresund, nach Schweden weiterzogen. Sie hinterliessen aber bei uns anderen Gefangenen die Gewissheit, dass alles bald vorüber sein würde.

Unter dem Fussboden einer Stube in Baracke 15 hatten wir einen engen Keller ausgegraben, gerade gross genug für einen Mann und einen eingeschmuggelten Rundfunkempfänger mit Kopfhörern. Auf diesem Wege erfuhren wir jeden Abend von der BBC die Neuigkeiten. Im Laufe des Abends wurden die Nachrichten für die anderen Baracken aufgeschrieben und am nächsten Morgen als Kassiber verteilt. Aber am Abend vor dem 5. Mai explodierte die Freude über die grosse Nachricht blitzartig!

Wir waren, wie immer nach dem Abendappell, in den Baracken eingeschlossen worden. Die Tür und die Fensterläden waren versperrt. Das Licht der Scheinwerfer von den Wachtürmen flackerte über dem Lager hin und her und suchte entlang dem Stacheldrahtzaun nach Häftlingen. Wir konnten aber ohnehin nicht hinaus, und es wäre auch nicht ratsam gewesen. Aber wir wollten doch wenigstens sofort unsere eigene kleine Welt wissen lassen, was wir jetzt wussten: Dass es endlich soweit war! In allen Stuben der Baracke öffneten wir die Fenster und donnerten an die Läden, um die Nachbar-Baracken hören zu lassen, dass der ersehnte Tag gekommen sei. Von dort donnerten sie die Nachricht weiter zu den ferner liegenden Baracken. Bald konnte man im ganzen Lager ein kakophonisches, aber triumphierendes Klopfkonzert hören, das Hauptwachtmeister Wassermann und seine SD-Männer mit Warnschüssen zu dämpfen versuchten. Dann begannen wir zu singen. In früheren Zeiten war der Froslev-Polder in jedem Sommer ein Treffpunkt für die dänischen Schleswiger gewesen, die zwischen 1864 und 1920 im Grenzkampf mit Preussen-Deutschland standen, und für sie war der Gesang eine Waffe. Aber niemals haben die lieben alten dänischen Volkslieder und die neuen Kampflieder aus dem Widerstand so innig über den Froslev-Polder geklungen wie bei unserem langen, glücklichen und heiseren Gesang.

Der «Stub» und seine Schar kapitulierte nicht vorzeitig und nicht einmal ganz rechtzeitig. Um 8.00 Uhr morgens war ihre Zeit vorbei, aber die Tore wurden nicht einfach aufgemacht. Mein Bruder war als Leiter des kommunistischen Widerstands in Süd-Jütland nach dreijähriger Illegalität im Februar 1945 verhaftet worden und sass jetzt in Einzelhaft in Froslev mit einer Fahrkarte nach Neuengamme – er war der einzige, der frühmorgens freigelassen wurde, weil er von seiner verwegenen Truppe abgeholt wurde, exklusiverweise im Auto. Wir anderen mussten eine Zeitlang in den Baracken warten, bis ein Son-

derzug vom Roten Kreuz uns abholen konnte. Gegen Mittag wurden wir entlassen, und in Kolonnen – wie früher bei den Gefangenen-Transporten – trotteten wir zum Zug. Jetzt aber ging es nicht nach Deutschland, sondern ins Leben zurück.

Es wurde ein Triumphzug durch das befreite Dänemark an diesem 5. Mai, den ich niemals vergessen werde. Auf allen Bahnhöfen, in den grösseren wie in den kleinen Städten, ja sogar an geschlossenen Bahnübergängen, winkten uns die Menschen zu mit unserer Danebrog in allen Grössen. In den Grossstädten grüssten uns ganze Fahnenburgen. Sonst waren es einfach fröhliche Dänen mit Flagge in der Hand und Liebe zu uns im Herzen. Es war wahrlich eine Wiedervereinigung des Volkes mit seinen Gefangenen.

Das gibt es nur einmal im Leben, eine solche Erleichterung, ein solches Glück, eine solche zusammenschweissende Begeisterung. Und dennoch konnte ich vor fünf Jahren nochmals ähnliches erleben, als die Berliner Mauer sich zuerst öffnete und dann fiel, diese Entladung aufgestauter Gefühle, dieser Verbrüderungsrausch während der ersten Tage und Wochen – und dann danach, wie damals, die Zeit ein wenig bitterer Ernüchterung und schleichender Enttäuschung.

Wir hatten die Besetzung in dem Glauben hinter uns gelassen, dass das breite Zusammenwirken des Volkes, das die Widerstandsbewegung in den kritischen Jahren getragen hatte, in die Nachkriegszeit überführt werden könnte, im Sinne einer schöpferischen Zusammenarbeit über die Parteigrenzen hinweg. In unserem «Freiheitsrat», der als eine Art Untergrundregierung die illegale Arbeit steuerte und koordinierte, hatten Kommunisten und Konservative, Sozialdemokraten und Liberale, Pfarrer und Offiziere im Hinblick auf das gemeinsame Ziel problemlos zusammengearbeitet. Das war dann auch das Modell für die Befreiungs-Regierung, die nach dem Grundsatz der Parität aus der Widerstandsbewegung und den alten politischen Parteien gebil-

det wurde. Das Ganze hatte aber nicht viel länger Bestand als später der Runde Tisch in Berlin. Nach der Wahl zum Folketing im Herbst 1945 übernahmen die alten Parteien die Macht wieder allein. Sie hatten sich im Wahlkampf mit guten Namen aus der Widerstandsbewegung geschmückt. Die Kandidaten aus dem Widerstand waren aber nicht so plaziert worden, dass ihre Wahl einigermaßen gesichert war. Mein lieber Vater liess sich von den Konservativen aufstellen, obwohl er eigentlich nicht zu ihnen gehörte. Als Historiker hatte er mit Energie seine Feder im geistigen Widerstandskampf eingesetzt. Er wollte die Besinnung auf die geschichtlichen Wurzeln des Dänentums fördern. Ausserdem hatte er Waffenlager der Widerstandsbewegung in den Kellern seines Nationalmuseums untergebracht. Der Vorsitzende der Kopenhagener Handelskammer hat schliesslich das konservative Mandat in diesem Wahlkreis gewonnen, und das war auch gut so – für beide. Das politische Leben war dabei, sich zu «normalisieren».

Allein die Kommunisten profitierten politisch von ihrem Einsatz im Widerstandskampf. Ihr Vorsitzender Aksel Larsen, der die beiden letzten Kriegsjahre im Zellenbau des KZs Sachsenhausen gesessen hatte, erhielt als Person bei der Wahl die höchste Anzahl Stimmen überhaupt; die Partei konnte ihre Stimmenzahl im Vergleich zu der letzten Vorkriegswahl versechsfachen und die Zahl ihrer Mandate von drei auf achtzehn erhöhen. Das dauerte allerdings nur bis zur nächsten Wahl. Aber in unserer Familie gab es immerhin eine Zeitlang ein Mitglied des Folketings.

Die erste Nachkriegszeit war in Dänemark, wie überall in Europa, von der Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit geprägt. Die inneren Gegensätze wurden doch bald von dem beginnenden kalten Krieg in den Hintergrund geschoben. Die Besetzung hatte in der dänischen Bevölkerung eine Widerstandshaltung hervorgerufen, die sich zu einem politisch artikulierten Wehrwillen entwickelte, und

zwar in einer seit den Schleswigschen Kriegen mit Preussen im vorigen Jahrhundert nicht mehr erlebten Stärke. Unmittelbar nach der Besetzung war er unter der Parole «Nie wieder einen 9. April!» selbstverständlich gegen die Gefahr späterer deutscher Aggressionen gerichtet. Die europäische Entwicklung änderte aber den Kurs und gab diesem Verteidigungswillen eine neue Richtung und eine andere Perspektive.

Meine Zeitung schickte mich ein Jahr nach Kriegsende nach Deutschland, um die Schlussphase des Nürnberger Prozesses zu beobachten, und danach blieb ich drei Jahre, bis zum Ende der Blockade, als Korrespondent in Berlin. Diese drei Jahre lieferten reichlich Anschauungsunterricht darüber, wie eine Volksdemokratie errichtet wird. Die sowjetische Besatzungspolitik in Ostdeutschland war das sichtbare und zugängliche Musterbeispiel für die Gleichschaltung und Unterdrückung ganz Osteuropas. Und die Luftbrücke wurde wiederum das Signal dafür, dass die Grenze für weitere Expansionsbestrebungen erreicht war.

Während des Blockade-Winters wurde in Dänemark die Konsequenz aus dem Widerstandswillen der Besatzungsjahre gezogen, indem der Atlantikpakt unterzeichnet und der letzte Rest der traditionellen nordischen Neutralitätspolitik aufgegeben wurde. Hitlers Überfall auf Dänemark und Norwegen hatte die Voraussetzungen dafür geschaffen, und Stalins versuchter Übergriff auf West-Berlin führte den Entschluss herbei.



Berliner «Trümmerfrau» bei der Aufbereitung von Ziegeln.

TWENTY-FIVE MEN

Roberto Patelli

Mein langer, langer Rückzug aus der Normandie endete im April 1945 in Rodheim bei Giessen im Westerwald. Ein amerikanischer Panzerangriff hatte unsere Einheit aufgerieben (zum wievielten Mal seit dem «längsten Tag»?). Ein Stabsgefreiter, Träger des «Deutschen Kreuzes» in Gold, schon in den Anfängen des Krieges über Kreta abgesprungen, ein Leutnant eines Pionierbataillons und ich, Unteroffizier aus der ehemals stolzen 5. Fallschirmjäger-Division – hier in Rodheim fanden wir uns: kaputt, hungrig, zerlumpt und verlaust. Unser Idealismus war nach zehn Monaten völlig dahin. Im Klartext: Wir hatten die Nase voll, waren aber glücklich, ohne Blessuren zu sein. Die Überlegung, was tun, brachte schnell die Übereinstimmung für unsere zukünftige Marschrichtung, zumal es wohl kaum noch ein Loch zum Durchschlüpfen gab, ohne nicht einem amerikanischen Panzer oder irgendeinem GI zu begegnen.

Wir sondierten das Gelände und fanden heraus, dass noch kein Amerikaner den Ort betreten hatte. Ungehindert kamen wir ins Ortsinnere, nicht ohne die notwendige Vorsicht walten zu lassen. Die Straßen waren menschenleer. Wohl aus Angst, es könnte jeden Moment etwas passieren, blieben alle in ihren Häusern. Was mich sehr verwunderte, war die Tatsache, dass, soweit man den Ort überblicken konnte, nicht ein einziges Haus beschädigt war und das, obwohl es in den letzten zwei Tagen in dieser Gegend genug Angriffe gegeben hatte. Wir erreichten die Hauptstrasse und gingen langsam von Tür zu Tür, bis zur

neunten oder zehnten, die weit offen war. In dieser Tür standen zwei hübsche junge Mädchen, die uns schnell ins Haus zogen und die Tür wieder schlossen. Sie hatten uns von einem Erkerfenster aus beobachtet und sich entschlossen, uns zu helfen.

Margot und Anna, so hiessen die beiden, wohnten mit ihrer Mutter in einem kleinen, eher bescheidenen Haus, das in unseren Augen aber zu einem Traumschloss wurde, denn die Familie tat trotz bescheidener Verhältnisse alles, um uns die Entbehrungen der letzten Wochen, wenn auch nur für kurze Zeit, vergessen zu machen. Zwei Tage und zwei Nächte lebten wir, die meiste Zeit schlafend, wie die Fürsten auf dem Dachboden. Dann hörten wir es, das unverkennbare, quiet-schende Geräusch des Fahrwerks der Sherman-Panzer. Merkwürdig: Nur acht Panzer durchfuhren in langsamer Fahrt den Ort, dann war nichts mehr zu hören und zu sehen. Wir wussten nicht, wie sich die Amerikaner der Familie gegenüber verhalten würden, sollten sie uns in diesem Haus entdecken. Deshalb beschlossen wir, uns zu ergeben. Der Abschied verlief nicht ohne Tränen, waren doch tiefe Zuneigung und Dankbarkeit entstanden.

Was würde jetzt kommen für mich, den Italiener aus Bergamo, der aufgrund der «Achse Berlin-Rom» als Freiwilliger zur deutschen Luftwaffe gegangen und nach kurzer Ausbildung in Landau in die Normandie geschickt worden war?

Da standen nun meine beiden Kameraden und ich am Ortsausgang von Rodheim, weisse Taschentücher schwenkend, was nur möglich war, weil sie von unseren hilfreichen Freundinnen gewaschen worden waren, und warteten, bis ein amerikanischer Jeep mit achtzig Sachen heranfuhr, dessen Fahrer lachend rief: «Come on», um dann ohne Bremsung vorbeizusausen. Das nächste Fahrzeug, ein Funkwagen, hielt an. Der Beifahrer, ein junger GI aus Boston, bedeutete uns, hinten aufzusteigen und setzte sich zu uns. Er bot uns Zigaretten und Limonade an, und wir unterhielten uns angeregt über das Für und Wider

eines besch... Krieges. In Herborn war Endstation, Ortszeit 10.30 Uhr. Es wimmelte von GIs und Einwohnern der Stadt, vornehmlich Frauen, die wohl versuchten, irgendetwas Essbares in den Geschäften zu ergattern.

Der «Boston boy» sagte, wir sollten warten, man würde sich um uns kümmern. Nach zehn Minuten kam ein riesiger GI, mindestens 1,90 m gross und entsprechend kräftig gebaut, in einem Jeep. Er hielt kurz an und schrie: «Go ahead!» und deutete vor das Fahrzeug – nicht ohne uns seinen nervösen Gasfuss zu demonstrieren. Wir gingen vor den Jeep, er rollte langsam an, streckte seinen Arm in die zu fahrende Richtung und schrie erneut: «Go on!» Wir liefen, immer in der Angst, er würde uns mit der Stossstange in die Hacken fahren. Es machte ihm scheinbar riesigen Spass, uns so richtig Angst zu machen. Nach ca. 3 km blieb er stehen und rief: «Stop!» Er zeigte nach rechts und sagte uns, wir sollten durch ein grosses Tor in einen Fabrikhof gehen. In einem Raum unter einer Treppe sahen wir mehrere junge Frauen in Uniform, die sich lachend mit amerikanischen Soldaten unterhielten.

Ein GI kam zu uns und sagte, wir sollten ihm folgen. Über, die Treppe ging er mit uns nach oben in einen sehr grossen Fabrikraum, wo sich schätzungsweise dreihundert deutsche Soldaten befanden. Er schloss die Tür und ging wieder nach unten. Ausser dem Posten am Tor und dem umherlaufenden GI im Hof gab es keinen weiteren Wachposten. Wir bestaunten noch die Unmengen Spiralkocher, die in dieser Fabrik hergestellt worden waren, als wir von unten den Ruf «hundred men» vernahmen. Ein GI öffnete die Tür unseres Raumes und zählte mit einem Schlag auf den Rücken hundert Soldaten ab.

Neugierig gingen wir zum Fenster und sahen von dort die unangenehme Prozedur, wie man diese «hundred men» auf einen Sattel-schlepper presste, drückte, trat – das war durchaus nicht amüsant! Unter diesem Eindruck entschlossen wir uns, ganz nach vorne zur Aus-

gangstür zu gehen, um beim nächsten «hundred men» die ersten zu sein, was uns unter Umständen Knüffe und Tritte ersparen würde. Der Sattelschlepper kam, der «hundred men-GI» formte die Hand vor dem Mund zur Muschel und rief: «twenty-five men.»

Wir standen an der Tür, sie öffnete sich, der GI klopfte mir auf den Rücken, zählte «one» und schob mich zur Treppe. Im Heruntergehen dachte ich immer nur an eines: «twenty-five men.» Was hatte das für einen Grund, sollte mit uns anders verfahren werden als mit den bereits abtransportierten Kameraden?

Schnell waren wir fünfundzwanzig Soldaten ohne Probleme auf dem Sattelschlepper. Unsere Überlegungen, wieso und warum, fanden nach zehn Minuten eine plausible Antwort. Aus der Türe des Raumes unter der Treppe traten zwölf junge Frauen in Uniform. Eskortiert von mehreren GIs kamen sie zum Wagen. Natürlich – wie es sich Damen gegenüber gehört – hatte man jetzt Stühle parat, die das Aufsteigen erleichterten. Die Damen in Uniform waren durchweg hübsche Luftwafenhelferinnen. Man hatte sie irgendwo aufgegriffen und, da sie Uniform trugen, musste alles nach militärischen Richtlinien befolgt werden: Sie galten als Kriegsgefangene. Ziemlich zurückhaltend, als würden sie sich schämen, uns gegenüber eine besondere Behandlung gegossen zu haben, begrüßten sie uns, und nur zögernd kam ein Gespräch zustande.

Nachdem ein amerikanischer Soldat von einem Offizier Papiere übernommen hatte, bestieg er mit einem anderen GI die Fahrerkabine. Man empfahl uns, während der Fahrt im vorderen Teil der Ladefläche hinter dem Fahrerhaus zu bleiben. Auf unsere Frage, wohin es gehe, sagte man nur lakonisch: «Namur», was uns auch die Mädels bestätigten. Die Energie, einen Ausbruchversuch zu unternehmen, traute man uns offensichtlich nicht mehr zu. Das bestätigte deutlich das Fehlen eines Wachtposten auf der Ladefläche.

Die Fahrt begann, irgendwann tauten die Damen auf und, soweit es die Umstände der Fahrt zuliessen, unterhielt man sich, sprach über die letzten Tage vor der Gefangenschaft, tauschte Adressen aus und versprach sich hoch und heilig, sich Wiedersehen zu wollen. Die Amerikaner hatten die Mädchen opulent mit Marschverpflegung, hauptsächlich Schokolade und Limonade, bedacht, die sie grosszügig mit uns teilten. Uns knurrte ganz schön der Magen, denn ein Viertel Weissbrot und ein Becher Kaffee vor der Abfahrt war recht wenig gewesen. Die Äpfel unserer lieben Freunde aus Rodheim hatten die Taschen unserer Springerkombi längst verlassen.

Auf der Fahrt nach Namur überquerten wir auf einer Pontonbrücke den Rhein zwischen Bonn und Köln. Der Gedanke, einen Sprung zu wagen, kam mir dann schon, war doch Köln meine zweite Heimat geworden und ausserdem – was würde noch auf mich zukommen? Aber meine Tapferkeit hielt sich in Grenzen, und ich blieb sitzen.

Wir erreichten Namur im Dunkel der hereinbrechenden Nacht. Es folgte ein grosser, tränenreicher Abschied mit vielen Umarmungen.

In einem grossen Zeltlager verbrachten wir auf Strohsäcken die Nacht – natürlich ohne die Mädels, die hatten ihr eigenes Zelt. Und morgens ging es per Eisenbahn zum amerikanischen Zentralgefangenenlager in Le Mans.

Was wohl aus ihr geworden ist, der freundlichen Familie aus Rodheim? Und was wurde aus den Luftwaffenhelferinnen – denen gegenüber selbst die GIs den feinen Unterschied beachteten?



Waffenstillstandsverhandlungen mit den Sowjets am 1. Mai 1945: Die deutsche Delegation unter Generalleutnant Hans Krebs (rechts) vor dem Haus Schulenburggring 2, dem Sitz des sowjetischen Stabes, kurz vor der Rückfahrt zum Bunker der Reichskanzlei,

SEHNSUCHT NACH FRIEDEN

Annemarie Renger

Ereignisse in Kriegszeiten gehören zu den deutlicheren Erinnerungen eines Lebens und, wenn man den Frieden liebt, grösstenteils zu den schmerzlichen. Im Zweiten Weltkrieg habe ich meinen Mann und zwei Brüder verloren, auch viele weitere Verwandte und Freunde. So war das Kriegsende 1945 ein herbeigesehnter Augenblick für mich.

Es ist nicht erst der 8. Mai, der sich als Datum in meinem Gedächtnis mit dem Kriegsende verbindet. Für mich stand das Ende fest, als die Briten den kleinen Ort Visselhövede erobert hatten, nachdem er schon zweimal im Verlauf des Krieges den «Besitzer» gewechselt hatte.

Wir wohnten in Berlin, im Vorort Hoppegarten. Ende Februar/Anfang März 1945 bin ich mit meinem Sohn Rolf aber zu Verwandten meines Vaters in die Lüneburger Heide gefahren, wohin sich meine Schwester mit ihren beiden Söhnen schon geflüchtet hatte. Die Russen – wir sagten immer Russen, nicht Sowjets – waren Berlin bereits bedrohlich nahe gekommen, und Hoppegarten war schliesslich ein Vorort ganz im Osten der Stadt, nicht mehr als dreissig Kilometer von Strausberg entfernt, von wo aus wir schon das dumpfe Grollen der Kanonen hören konnten. Hitler hatte ja die Verteidigung der Hauptstadt bis zuletzt befohlen. Es wurde für uns Zeit, dort fortzugehen, denn wir glaubten den bösen Gerüchten über Vergewaltigungen durch russische Soldaten, die von Flüchtlingen, die von Osten her nach Berlin gekommen waren, kolportiert wurden. Vor diesen Greuelthaten wollte

mich vor allem mein Vater bewahren, der darauf bestand, dass wir dieses Gebiet verliessen. Ich selbst war ausserdem in Sorge um meinen Sohn. Wir lebten bereits in einer Stadt, in der die Luftangriffe der RAF die Ruinen weiter zerstörten.

Das Kriegsende bedeutete für mich die Befreiung von einer verhassten Diktatur mit einem noch mehr gehassten «Führer», durch den sich das Volk so entsetzlich in die Irre hatte führen lassen. Ich habe mich gerade als Deutsche immer durch dieses verbrecherische Regime beschmutzt gefühlt. Dieses steigerte sich bei der Veröffentlichung der Unmenschlichkeiten nach Kriegsende noch. Für Hitlers Drittes Reich hatte ich nicht das geringste Nationalempfinden, sondern nur Abscheu. Mein gefallener Mann und alle anderen, die ich persönlich verloren habe, hatten so wie ich gedacht. Sie alle waren überzeugt Demokraten und gegen Hitler. Von Anfang an waren sie überzeugt, dass er den Krieg wollte. Sie alle hassten den Krieg, in den sie mussten. Aber sie standen vor der Entscheidung, ob sie sich weigern sollten, der Einberufung zu folgen, was die sofortige Erschiessung bedeutet hätte, oder ob sie sich dem Befehl fügen sollten, um vielleicht zu überleben. Einmal an der Front, blieb wohl keine andere Wahl, als zu den Kameraden zu halten und zuletzt auch die Heimat zu verteidigen, in der Frauen, Kinder, Eltern und Verwandte den Angriffen schutzlos ausgeliefert waren. An die Verteidigung des Hitlerregimes dachten wahrscheinlich nicht einmal die «Goldfasane», die sich übrigens als erste absetzten. Für die Soldaten gab es am Ende sowieso keine andere Entscheidung als die, vielen Menschen die Flucht vor den Russen zu ermöglichen und zu hoffen, damit Menschen zu retten. Zum grossen Nachdenken über die allgemeine Lage hatten sie am Ende in ihrer eigenen Bedrängnis wohl kaum noch die Möglichkeit. Als wir dann aber vor den gemeinsamen Scherben standen, die ja viele mit angerichtet hatten, habe ich mich wieder mit der Gemeinschaft solidari-

siert. Ich war ganz sicher, dass wir eine neue Demokratie aufbauen würden. Sicher hätte das Naziregime schon im Jahr zuvor ein Ende gehabt, wenn das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 gelungen wäre. Als ich davon erfuhr, wünschte ich aus ganzem Herzen, Hitler sei tot. Nur dann wäre es möglich gewesen, die Nazidiktatur und den Krieg rasch zu beenden. Ich war grenzenlos enttäuscht, als ein paar Stunden später im Rundfunk gemeldet wurde, dass Hitler das Attentat überlebt habe – er empfing am selben Tag ja noch den «Duce» Mussolini.

Wir kannten zu der Zeit noch nicht die genauen Hintergründe, weder über die militärische Widerstandsbewegung noch über die Zusammensetzung des «Kreisauer Kreises». So konnten wir auch nicht beurteilen, wie stark dieser Widerstand sein mochte, wer dahinter stand und welche Vorstellung die Männer und Frauen von der Zukunft Deutschlands besaßen. Ich jedenfalls ging davon aus, dass sie einen demokratischen Staat wollten. Im Übrigen bin ich aus heutiger Sicht vollkommen davon überzeugt, dass nach gelungenem Attentat eine Eigengesetzlichkeit revolutionärer Handlungen eingetreten wäre. Sicher hätten die verbliebenen Nazis in Kommandostellen noch versucht, ihre Macht zu verteidigen. Aber die Bevölkerung war längst ernüchtert und wollte nur eins, das schnelle Ende des Krieges.

Auch fünfzig Jahre später haben wir uns immer noch mit den Spätfolgen des Krieges – damit meine ich die Auswirkungen der Teilung Deutschlands in zwei Staaten – auseinanderzusetzen. Staatsrechtlich ist die Wiedervereinigung zwar erfolgt, aber ich hatte mir nicht vorstellen können, dass es zwischen den Menschen so schwierig sei. Da ich selbst in Leipzig geboren bin, meine Verwandtschaft in Sachsen lebt und ich immer Kontakt mit ihnen gehabt habe, sind mir die Begriffe «Ossis» und «Wessis», die uns teilen, fremd. Allerdings gebe ich zu, dass ich die wirtschaftliche «Demontage» der neuen Bundesländer

in dieser Grössenordnung nicht vorausgesehen habe, obwohl ich genauso wie die Bürger in der alten DDR wusste, dass sie bei einer Offenlegung der wirtschaftlichen Unproduktivität mindestens die gleiche Arbeitslosigkeit haben würden, wie sie jetzt dort besteht.

Insgesamt sind die Lösungen, die bei der Vereinigung gefunden wurden, nicht ungerecht. Unrecht konnte im Einzelfall die Rückgabe der Immobilien oder Geldwerte bedeuten. Wichtig ist es aber, dass die neuen Bundesländer beim Aufbau besonders günstige Konditionen erhalten, was auch die sogenannte «breite Masse» mit ihrem Beitrag durch höhere Steuern und Abgaben geleistet hat.

Die mehr als vierzig Jahre der Teilung können nicht ungeschehen gemacht werden. Aber es war ja auch nicht so, dass alle Menschen im DDR-Regime gleichermassen unter miserablen Verhältnissen gelebt haben. Der Umtausch 1:1 bzw. 1:2, der eine grosse Leistung war, hat dazu geführt, dass sehr viele Leute im Osten ein höheres Sparkonto hatten als viele Bürger im Westen.

Wir haben am 50. Jahrestag des Kriegsendes – gerade auch wegen der andauernden Folgen und im Hinblick auf neuerliche Versuche von Rechtsextremisten, das «wahre Deutsche» vor angeblicher «Überfremdung» zu schützen – Anlass, uns bewusst zu machen, dass ohne Demokratie und Frieden alles nichts ist. Dies ist mein dringender Appell an die Nachkriegsgenerationen. Die Nazis konnten die Macht ergreifen, weil die Deutschen damals die Demokratie als einzige staatliche und gesellschaftliche Lebensform, die der Würde des Menschen entspricht, nicht begriffen und verteidigt haben. Deshalb sind sie einem Diktator anheimgefallen, der den Krieg gewollt hat, um seine rassistischen und ideologischen Vorstellungen umzusetzen. Die Demokratie verlangt die Mitwirkung jedes einzelnen Bürgers. Der Staat bzw. die Gesellschaft sind wir alle – «wir sind das Volk». Die repräsentative parlamentarische Demokratie hat sich bewährt. In der kleinen Einheit

kann der Bürger unmittelbar einwirken, und in den Deutschen Bundestag entsendet er Männer und Frauen seines Vertrauens – die Landes- und Stadtparlamente nicht zu vergessen. Er soll gut auswählen, und dazu sollte man dem Bürger mehr Einwirkungsmöglichkeiten auf die Auswahl der Kandidaten geben. Voraussetzung für das Funktionieren ist gegenseitiges Vertrauen und sachgerechte Kontrolle.

Vor fünfzig Jahren haben die Alliierten mit ihrem Sieg über den Nationalsozialismus die Voraussetzungen für die Demokratie in unserem Land geschaffen. Damals wie auch heute ist es an uns, sie auszufüllen, zu leben und zu schützen.



Am 7. März 1945 besuchte der britische Premierminister Churchill die 9. Armee an der «Siegfriedstellung». Von rechts: US-General Simpson, Churchill, Feldmarschall Montgomery und Feldmarschall Sir Alan Brooke.

ALS DIPLOMAT IN MOSKAU

Sir Frank Roberts

Am 8. Mai 1945 war ich britischer Chargé d'Affaires in Moskau. Die vorhergehenden sieben Jahre hatte ich in London verbracht, wo ich mit den deutschbritischen Beziehungen betraut war. Während der Kriegsjahre pflegte ich ausserdem den Kontakt zur polnischen und zu anderen verbündeten Regierungen in London sowie zu den Regierungen von Spanien und Portugal. Folglich hatte ich mit solch entscheidenden Ereignissen zu tun wie Hitlers Einmarsch in Österreich, der Münchener Krise, dem britisch-polnischen Abkommen von 1939 und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Eine erste Moskaureise, die jedoch durch das Molotow-Ribbentrop-Abkommen zum Misserfolg verurteilt war, unternahm ich im Sommer 1939 mit William Strang, eine zweite im Dezember 1941 mit dem britischen Aussenminister Anthony Eden. Als wir in Moskau ankamen, befanden sich die deutschen Truppen noch in den Vororten, 20 km von Moskau entfernt. In der Hauptsache hatte ich mich mit folgenden deutschen Angelegenheiten zu befassen: Kriegsverbrechen, Anfragen der deutschen Widerstandsbewegung, zu der auch Hans von Haefen gehörte, der 1944 in Plötzensee hingerichtet wurde und mit dem ich in Cambridge eng befreundet gewesen war. Ausserdem beschäftigte ich mich mit den Plänen für die Besetzung und Redemokratisierung Deutschlands, die in London mit den Amerikanern und Russen detailliert ausgearbeitet worden waren – ein einzigartiges historisches Beispiel von erfolgreicher Vorausplanung während eines Krieges, der zu diesem Zeitpunkt noch längst nicht als gewonnen bezeichnet werden

konnte. Unsere Beziehungen zur polnischen Regierung in London und dadurch zu Stalins Sowjetunion waren für mich weitere Höhepunkte dieser Periode, ebenso wie 1943 die Wiederbelebung der britischportugiesischen Allianz von 1373, was uns Luftstützpunkte auf den Azoren sicherte und somit unsere atlantischen Verbände vor den damals sehr schweren Verlusten durch deutsche U-Boote im Mittelatlantik schützte.

Ich hatte eng mit Neville Chamberlain zusammengearbeitet, der zu diesem Zeitpunkt seine Vorkriegspolitik der Beschwichtigung betrieb, enger jedoch und auch glücklicher den ganzen Krieg hindurch mit Churchill und Eden. Ich machte die Bekanntschaft de Gaulles. Bei vielen Gesprächen zwischen ihm und Churchill fungierte ich als Dolmetscher. Auch mit anderen alliierten Staatsmännern traf ich zusammen, dabei denke ich zuerst an den polnischen Ministerpräsidenten General Sikorski, an den belgischen Aussenminister Paul-Henri Spaak, einen der Gründer der europäischen Bewegung und zweiter Generalsekretär der NATO, sowie an Jean Monnet, den Vater der Europäischen Gemeinschaft.

Anfang des Jahres 1945, als ich auf der damaligen Kriegsrouten über Kairo, Teheran und Baku nach Moskau reiste, wurde ich nach Jalta abberufen. Über zwei der fünf in Jalta zur Debatte stehenden Fragen konnte ohne grössere Schwierigkeiten Einigkeit erzielt werden: bei den Plänen zur Beendigung des Krieges nach dem damaligen Rückschlag in den Ardennen und in der Frage der anschliessenden Besetzung Deutschlands, die bereits in London ausgehandelt worden war. Roosevelt setzte die Mitgliedschaft der Sowjetunion in den Vereinten Nationen und die sowjetische Beteiligung an der letzten Phase des Krieges gegen Japan durch. Churchill konnte Roosevelt und Stalin nur schwer davon überzeugen, Frankreich in den Kreis der Besatzungsmächte für Deutschland und Österreich aufzunehmen. Der letzte gros-

se Verhandlungspunkt, die Zukunft der «befreiten» Nationen Ost- und Mitteleuropas, besonders Polens, erwies sich als noch schwieriger. Die Rote Armee hatte bereits nahezu das gesamte Gebiet besetzt, und Stalin war entschlossen, es politisch dauerhaft unter seine Kontrolle zu bringen. Zwar schloss er sich der westlichen Sprachregelung an, die freie Wahlen und Demokratisierung vorsah, was auch in entsprechenden diplomatischen Formulierungen Niederschlag fand. Aber eindeutige Vereinbarungen in die Praxis umzusetzen, war eine ganz andere Sache, besonders im Falle Polens.

Die Wochen, die auf die Konferenz in Jalta folgten, wurden zum Teil von mühsamen Verhandlungen mit Molotow in Anspruch genommen. Glücklicherweise machten die alliierten Truppen grosse Fortschritte an der östlichen, westlichen und südlichen Front. Im Donner des Kanonensaluts, der auf dem Roten Platz zu Ehren sowjetischer Siege erscholl, beendete Molotow gegen Mitternacht unsere Treffen mit harter Kritik an unserem diplomatischen Misserfolg.

War die «Grosse Allianz» des Krieges auch von Verdächtigungen und Misstrauen auf beiden Seiten geprägt gewesen, so hatten die Beziehungen der beiden westlichen Führer zu Stalin doch einen Punkt erreicht, an dem er für Churchill und Roosevelt «Uncle Joe» geworden war. Sie betrachteten ihn als Mitglied ihres Clubs, in der naiven Hoffnung, er möge ihm eines Tages beitreten. Von dieser Hoffnung waren Roosevelts Nachkriegspläne erfüllt, die er bei seinem Tod Truman vermachte, bevor der Krieg zu Ende war. Churchill war angesichts Stalins Feindseligkeit gegenüber der polnischen Exilregierung und ihren Anhängern in Polen weniger hoffnungsvoll und schien gegen Ende des Krieges wieder zu seinen früheren anti-kommunistischen Überzeugungen zurückzukehren. Nach Kriegsende wurde Churchill dann jedoch während der Potsdamer Konferenz durch die Labour-Regierung unter Attlee und Bevin ersetzt, die sich zwar auch anti-kommunistisch

verhielten, die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit mit der Sowjetunion jedoch selbst prüfen wollten. Das sowjetische Verhalten im In- und Ausland machte für George F. Kennan von der US-Botschaft und auch für mich selbst jeglicher Versuchung ein Ende, diesem Weg zu folgen.

Zum Kriegsende bildete dies den Hintergrund für meine Arbeit in Moskau. So gross auch unsere Freude über Hitlers totale Niederlage – dank der alliierten Politik der bedingungslosen Kapitulation – und über seinen Tod war, so war sie doch getrübt durch die offensichtlich wachsende Unstimmigkeit und Uneinigkeit zwischen den siegreichen Alliierten, die an die Stelle der erhofften Erschaffung einer neuen Weltordnung auf der Grundlage der Zusammenarbeit der Grossmächte, vor allem in den Vereinten Nationen und in Deutschland, getreten waren. Die frühe sowjetische Zumutung in Form von kommunistisch kontrollierten und von Moskau dominierten Regimen in Osteuropa, ganz im Widerspruch zu den Vereinbarungen von Jalta, war eine zeitige und deutliche Warnung, was Stalin unter Demokratisierung und freien Wahlen verstand. Dass wir bis 1948 in Berlin gemeinsam mit Entmilitarisierung und -nazifizierung befasst waren, zögerte den Zeitpunkt, an dem wir die gleiche Lektion in Deutschland lernen mussten, nur um eine kurze Spanne hinaus.

Am 8. Mai 1945 – um zu dem grossen Tag zurückzukehren – sah ich mich einigen aufregenden und doch faszinierenden Schwierigkeiten gegenüber, die teilweise mit der Anwesenheit von Mrs. Churchill in Moskau zusammenhingen, die gerade ihren Besuch als Gast der sowjetischen Regierung beendete, in dessen Verlauf sie mehrere Krankenhäuser besuchte, denen das Britische Rote Kreuz medizinische Versorgung gestellt hatte. Das am wenigsten vorhergesehene Problem war das des Datums selbst, da sich die alliierten Generäle Eisenhower, Montgomery und Schukow in Reims mit deutschen Generälen treffen

sollten, um die Bedingungen des Waffenstillstands auszuhandeln. George F. Kennan und ich bemühten uns im Hinblick auf dieses historische Treffen um eine Antwort von Wyschinski, dem damaligen stellvertretenden sowjetischen Aussenminister – doch vergeblich. Am Morgen des 8. Mai erhielt das Diplomatische Corps eine Einladung zu einer Galavorstellung des Bolschoi-Theaters für denselben Abend. In der Annahme, das Kriegsende sei der Anlass dieser Feier, mussten wir doch feststellen, dass wir Herrn Popow feiern sollten, den angeblichen Erfinder des Radios. In der Pause verabschiedete ich mich zusammen mit George F. Kennan von Wyschinski, um in der amerikanischen Botschaft das Kriegsende feierlich zu würdigen. Am nächsten Tag erfuhren wir dann zu unserer Überraschung, dass Schukow bereits zu seinen Kollegen in Reims gestossen war!

Ein Vorfall mit Mrs. Churchill hätte mir fast ernsthafte Schwierigkeiten bereitet. Ich erhielt ein Telegramm für sie, in dem der Premierminister sie an seine neuerlichen schwerwiegenden Differenzen mit Stalin erinnerte und sie aufforderte, an keinerlei öffentlichen Veranstaltungen zu ihren Ehren teilzunehmen. Für den nächsten Tag war jedoch schon eine Galavorstellung im Bolschoi-Theater angesetzt. Mrs. Churchill wohnte in einem der sowjetischen Gästehäuser, die zweifellos mit Abhörwanzen gespickt waren, so dass wir nicht offen reden konnten, als ich ihr die Botschaft des Premierministers überreichte. Ihre spontane Frage war, ob es nicht sein könnte, dass Telegramme sich verspäteten und auch dieses hier nicht etwa einen Tag später angekommen sein könnte. Sie lächelte verschmitzt, ich hielt es jedoch für meine Pflicht, sie daran zu erinnern, dass wir den Premierminister immerhin informieren sollten. «Überlassen Sie ihn mir», sagte sie, «ich werde ihn an einen Vorfall in den Napoleonischen Kriegen erinnern. Nelson, der damals vor Kopenhagen den Angriff seiner Schiffe auf die französisch-dänische Flotte führte, wurde durch eine Flaggenbotschaft gestört, die ihn die Attacke abbrechen hiess. Er je-

doch setzte das Fernrohr an sein blindes Auge, fuhr unbeirrt fort und errang einen grossen Sieg.»

Die Vertreter der westlichen Alliierten hatten natürlich ihre eigenen Feiern. Unser britischer Beitrag war eine Feier, bei der Mrs. Churchill eine freundlichere Botschaft des Premierministers verlas, worauf ein Essen für den amerikanischen und den französischen Botschafter und ihre Ehefrauen folgte. Daran nahm auch Monsieur Herriot teil, der frühere französische Ministerpräsident der von der anrückenden Roten Armee aus einem deutschen Schloss befreit wurde, in dem herausragende alliierte Persönlichkeiten gefangengehalten wurden. Die Glanzlichter der sowjetischen Feierlichkeiten folgten etwas später mit einem Empfang im Kreml, bei dem Stalin, obwohl doch selbst Georgier, die Ehre des Sieges im Grossen Vaterländischen Krieg dem grossen russischen Volk zubilligte. Ausserdem fand auf dem Roten Platz eine Militärparade statt, bei der Offiziere der Roten Armee erbeutete feindliche Fahnen zu einem grossen Haufen am Fusse des Lenindenkmals auftürmten, auf dem Stalin und seine politischen und militärischen Spiessgesellen standen. Das Diplomatische Corps war links und unterhalb von Stalin plaziert, zusammen mit den politischen Führern der östlichen Staaten, die die Rote Armee «befreit» hatte. An meiner Seite stand ein Tscheche, den ich im Krieg in London kennengelernt hatte. Als die Militärkapellen patriotische Lieder erklingen liessen, flüsterte er mir zu: «Oh, warum nur war es General Patton nicht vergönnt, Prag zu befreien» – was noch vor der Ankunft der Russen möglich gewesen wäre. Feldmarschall Montgomery hatte ähnliche Pläne mit Berlin, die General Eisenhower jedoch ignorierte, da es ihm vor allem um einen militärischen Sieg und nicht um politische Überlegungen ging.

Nachdem diese Feierlichkeiten zu einem Ende gekommen und auch unsere jeweiligen Botschafter häufiger unterwegs waren, bei-

spielsweise bei der Potsdamer Konferenz, fiel es George F. Kennan und mir zu, die Aussichten für eine Zusammenarbeit mit Stalins Sowjetunion nach dem Krieg abzuschätzen – vor allem in Deutschland und Osteuropa, nun aber auch zum ersten Mal weltweit. Wir suchten nach Hinweisen, wie sich die Sowjetunion fortan entwickeln würde. Stalin hatte sich während des Krieges von seiner Befangenheit in der Auslegung des Marxismus-Leninismus gelöst und sich auf die unerschöpflichen Reserven patriotischer russischer Traditionen gestützt. Die siegreichen sowjetischen Generäle wurden mit Ehrungen und Privilegien überhäuft. Die Komintern (Kommunistische Internationale) wurde durch das Kominform (Kommunistisches Informationsbüro) ersetzt, das als kultureller Zusammenschluss etwas weniger einschüchternd wirkte. Die kommunistischen Parteien in aller Welt mussten sich somit auch weiterhin der sowjetischen Vorherrschaft beugen.

Sowjetische Künstler und Schriftsteller mussten bald feststellen, dass ihre Unabhängigkeit wiederum ernsthaft eingeschränkt wurde. Dass Russlands grösster Soldat, Schukow, ganz von der Bildfläche verschwand – erst viel später wurde bekannt, dass er zum Kommandanten von Odessa degradiert worden war – war ein deutliches Zeichen, wie wenig freie Meinungsäusserung in den Streitkräften geduldet wurde. Der Schriftsteller Pasternak ebenso wie der Komponist Schostakowitsch wurden auf ähnliche Weise gedemütigt und unter Kontrolle gestellt. In den Konzentrationslagern (Gulags), die unter der Kontrolle von Polizeichef Berija standen, warteten mehrere Millionen Gefangene auf ihre Freilassung, und immer neue kamen hinzu, die verdächtigt wurden, sich als Soldaten oder, schlimmer noch, als Kriegsgefangene im Westen eine zu freie Meinung gebildet zu haben. Das Schicksal Wlassows, der zugegebenermassen mit seinen Truppen zu den Nazis übergelaufen war und für sie gekämpft hatte, war eine grausige Warnung an andere.

Chruschtschow, zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal ansatzweise ein «liberaler Zar», fuhr in die Ukraine, um dort unerbittlich die sowjetische Vormacht wiederherzustellen. Innerhalb kürzester Zeit nahm Stalin einige seiner ruchlosen Machenschaften aus den Vorkriegsjahren wieder auf, denen solch bekannte Personen zum Opfer fielen wie die Ehefrau Molotows (der selbst an Stalins Seite blieb!) und der frühere Botschafter in Grossbritannien, Maiskij.

Was die internationalen Beziehungen anbelangt, waren George E. Kennan und ich kurz vor Kriegsende von einem führenden westlichen Journalisten, der über gute Kontakte zur Kommunistischen Partei verfügte, gewarnt worden, dass sich die Parteilinie für Agitatoren in Fabriken und ähnlichen Einrichtungen verschoben hatte. Die USA und Grossbritannien waren nicht länger Verbündete und Freunde der Sowjetunion, sondern kapitalistische Feinde, die für die Sowjetunion genauso bedrohlich seien wie Nazi-Deutschland oder das faschistische Italien. Weitere frühe Warnungen erreichten uns aus Osteuropa, wo sich der sowjetische Griff fester um jene Staaten schloss, die kurz davorstanden, sowjetische Satelliten zu werden. Noch bedeutender war Stalins Weigerung, weiterhin amerikanische Wirtschaftshilfe in Anspruch zu nehmen, zur grossen Verwunderung des US-Botschafters Averell Harriman. Stalin schlug später auch die Einladung aus, sich am Marshallplan zu beteiligen, und forderte Polen und die Tschechoslowakei auf, sich ebenfalls davon zurückzuziehen. Mit einem, wie er sich ausdrückte, amerikanisch dominierten Europa wollte er nichts zu schaffen haben, auch wenn dies bedeutete, dass die sowjetische Bevölkerung noch härter mit einem hindernisreichen wirtschaftlichen Wiederaufbau zu kämpfen hatte.

Die Kluft zwischen Stalins Sowjetunion und der westlichen Welt offenbarte sich in der Affäre um die – meist sehr jungen – sowjetischen Ehefrauen, die während des Krieges oder kurz danach Angehörige der

alliierten militärischen Gesandtschaften oder Botschaften geheiratet hatten und denen nun verboten wurde, die Sowjetunion zu verlassen, als ihre Ehemänner heimkehrten. Zwar war deren Zahl klein, aber das Prinzip war entscheidend. Was für uns eine Frage individueller Menschenrechte war, war für die sowjetische Seite eine Verpflichtung, im Land zu bleiben und zu arbeiten, die sowjetische Frauen durch ihre Erziehung in der Sowjetunion eingegangen waren. Da Stalins komplizierter Charakter Züge eines orientalischen Potentaten trug, gab es nur die Möglichkeit, durch persönliche Bitten hochrangiger Besucher diese Frauen freizubekommen. Zeitweise nahmen diese Gesuche absurde Formen an. Unser Botschafter, der einen grossen Teil des Krieges in der Sowjetunion verbracht hatte, wurde bei einem intimen Abschiedessen von Stalin gefragt, was er sich als Abschiedsgeschenk wünsche. Er antwortete, er sei Moslem geworden und wünsche sich vier Frauen. Mir fiel es zu, ihre Ausreise auszuhandeln, und nach einem unrühmlichen, bazarähnlichen Gefeilsche musste ich mich mit dreien zufriedengeben, nachdem mir ursprünglich nur zwei angeboten worden waren. Wie ich gegenüber der sowjetischen Seite mehrfach betont hatte, tat die Affäre um die sowjetischen Ehefrauen, die die britische Presse sehr stark beschäftigte, ein Übriges, das britische Mitgefühl für das russische Volk zu schmälern, das einst aus den sowjetischen Kriegsanstrengungen erwachsen war.

Die grossen Hoffnungen auf eine Zusammenarbeit mit Stalins Sowjetunion in den Nachkriegsjahren, die die Regierung unter Truman von Roosevelt geerbt und gehegt hatte, verflüchtigten sich somit in wenig mehr als einem Jahr. George F. Kennan mit seinem berühmten «langen Telegramm» und ich mit meinen drei «langen Depeschen» warnten Washington und London bereits im März, dass der Westen, wenn er mit Stalins Sowjetunion auskommen wollte, wie er es doch

mit Hitlers Drittem Reich nie gekonnt hatte, dies nur mit Hilfe eines illusionslosen Realismus bewerkstelligen könne. Dies führte zur Atlantischen Allianz und zur Europäischen Gemeinschaft, jeweils unter deutscher Beteiligung, und schliesslich zum Zusammenbruch des kommunistischen Systems in Europa einschliesslich der Sowjetunion, ebenso wie zur deutschen Wiedervereinigung.

Zu jener Zeit sah ich diese Entwicklungen natürlich nicht voraus, nicht einmal die vergleichsweise «liberalen» Reformen Chruschtschows, deren Zeuge ich in den frühen sechziger Jahren als Botschafter in Moskau wurde. Ebenso wenig kann ich behaupten, ich habe geahnt, dass sich Deutschland nach dem Marshallplan und der Berliner Luftbrücke zu einem der wichtigsten und geachtetsten Mitglieder der NATO und der Europäischen Gemeinschaft entwickeln würde, wie ich auch nicht vorhersehen konnte, dass Grossbritannien und Deutschland wieder zu der Freundschaft zurückfinden würden, die vor den beiden Weltkriegen Tradition gewesen war. Stattdessen hätte ich im Jahre 1945 derartige Prophezeihungen als Phantastereien abgetan. Ich schätze mich daher nur umso glücklicher, so eng an einer Entwicklung teilgehabt zu haben, die ich für die grossartigste internationale Erfolgsgeschichte unserer Zeit halte.

DIE DEUTSCHE TRAGÖDIE BEGANN 1933

Walter Scheel

Wenn ich an den 8. Mai 1945 zurückdenke, dann sehe ich Frau Thomsen vor mir, die freundliche Bäuerin von Oldersbeckfeld in Schleswig-Holstein. «Der Krieg ist vorbei, der Krieg ist vorbei», rief sie aufgeregt. Schon einige Tage vorher war bekannt geworden, dass am 8. Mai die «bedingungslose Kapitulation» der deutschen Wehrmacht unterzeichnet werden würde.

Da standen wir nun, Martin Drewes, Kommandeur, und ich, Oberleutnant und Gruppenadjutant in einem Nachtjagdgeschwader. Er war ein Jahr älter als ich und Berufsoffizier, ich war Reservist.

Unsere erste Sorge war, welches die direkten Folgen der Kapitulation sein würden. Uns war klar, dass wir nach Beendigung der Feindseligkeiten nicht mehr Kriegsgefangene sein würden. So kam es dann auch. Schleswig-Holstein wurde ein einziger, riesiger Internierungsraum. Unsere Flugzeuge blieben da stehen, wo wir sie bereits abgestellt hatten. Fremdarbeiter machten sich über so manche Maschine her, um sie ein wenig auszuschlachten.

Alle in Schleswig-Holstein internierten Soldaten, ob Heer, Marine oder Luftwaffe, wurden auf zwei Korps aufgeteilt, die nach den Generälen benannt wurden, die sie führten. So waren wir also Internierte.

Es waren lange, mühsame Verlegeoperationen, die uns von der niederländischen Nordseeküste bis Schleswig-Holstein geführt hatten. Schon im Sommer 1944 begann die Rückverlegung, über die Köln-Ost-

heim, kleine Feldflugplätze im Westerwald, dann Fritzlar, in den Raum zwischen Dortmund und Paderborn, von wo wir bis ins neue Jahr hinein Einsätze flogen. Vom Feldflugplatz Störmede bin ich meinen letzten Nachteinsatz geflogen. Das war in der Nacht vom 31. Dezember 1944 auf den 1. Januar 1945; um ganz exakt zu sein, in den frühen Morgenstunden des Neujahrstages 1945. Es war für meinen Gruppenkommandeur, mit dem ich flog, und für mich ziemlich klar, dass dies unser letzter Nachteinsatz sein würde. Und obwohl wir nun fast 6 Jahre Krieg hinter uns hatten, wollten wir in eben dieser Nacht am Himmel das Aufsteigen der Sonne erleben; ein richtig romantischer Wunsch junger Leute, die wir ja waren.

Sehr bald erfolgte unsere Verlegung von Westfalen nach Schleswig-Holstein. Bei einem Zwischenaufenthalt auf dem Flughafen Bardowick bei Lüneburg trafen wir eine ganze Reihe prominenter Schauspieler, darunter Heinrich George, die einen Film über die Nachtjagd drehten. Ich bin nicht sicher, ob der Film fertiggestellt worden ist. Wenn ja, dann ist er mit Sicherheit nicht mehr gezeigt worden.

Für meine Kameraden und mich stand zu diesem Zeitpunkt fest, dass der Krieg seinem Ende entgegenging. Und an so etwas wie einen «Endsieg» glaubte niemand mehr von uns.

Nachrichten über die Entwicklung von Wunderwaffen riefen bei uns als Angehörigen einer technischen Einheit nur mitleidiges Lächeln hervor. Wir wussten ja um den deplorablen Zustand unserer eigenen Ausrüstung, vor allem im Funkmessbereich. Seit dem Sommer 1944 waren wir funktechnisch – bis dahin den Engländern überlegen – weit zurückgefallen. Bei einem Kommandounternehmen hatten die Engländer ein modernes deutsches Funkmessgerät in einer Stellung bei Dieppe erbeutet und mit nach England zurückgenommen. Die Auswertung dieses Gerätes führte zu dem Verfahren der Engländer, während nächtlicher Luftangriffe aus grosser Höhe Staniolfolien abzuwer-

fen. Diese Folien simulierten in unserem Messgeräten Flugzeuge. Dadurch waren unsere Funkmessgeräte so gestört, dass eine Funkortung für unsere Nachtjäger unmöglich wurde.

In dieser Zeit erfüllten wir weiterhin das, was wir für unsere soldatische Pflicht hielten. Gegebene Befehle wurden ausgeführt. Doch schöpften die Truppenführer auf der unteren Ebene ihren ganzen Ermessensspielraum aus, um nichts zu befehlen oder an Befehlen weiterzugeben, was der Überzeugung, der Krieg gehe zu Ende, zuwider lief.

Aber selbst noch am 6. Mai 1945 bekamen wir von der Luftflotte den telefonischen Befehl, ins sogenannte «Protektorat Böhmen und Mähren» zu fliegen. General Schörner, der in den letzten Kriegsmonaten durch sinnlose Abwehrkämpfe bereits zahlreiche Soldaten und Zivilisten geopfert oder doch in äusserste Gefahr gebracht hatte, wollte offenbar noch mal richtig auftrumpfen. Weil aber bereits bekannt war, dass am 8. Mai die formale Beendigung des Krieges verkündet würde, gab ich nach kurzer Verständigung mit meinem Kommandeur durch, dass die Wetterlage einen Start nicht erlaube.

Für uns war es bemerkenswert, dass während der ganzen Zeit, die wir im Gruppenverband auf unsere Entlassung warteten, die militärische Ordnung völlig intakt blieb. Selbst bei notwendigen Fahrten aus dem Internierungsbereich hinaus hat sich nie einer entfernt, mit einer Ausnahme: Bei der Verlegung hat ein Unteroffizier – offenkundig wohl vorbereitet – die Flucht nach Schweden gewagt und ist dort auch wohlbehalten gelandet. Nach einiger Zeit hat er sich per Brief gemeldet.

Nach der Kapitulation gab es vorübergehend einige Gruppen, die sich durch rot-weiss-rote Armbinden als Österreicher erkenntlich machten. Da Vergünstigungen dafür ausblieben, schief das bald wieder ein.

Unsere Bodeneinheiten hatten bei der Verlegung gut für uns vorgesorgt. Die Zahlmeister hatten alle Verpflegungslager, die sie berühr-

ten, angelaufen und LKW um LKW beladen, so dass wir bis zur Entlassung der letzten Gruppe im September – zu der ich gehörte – ausreichend Verpflegung hatten.

Ja, wir konnten jedem zu Entlassenden sogar einen kleinen Vorrat an Konserven mit nach Hause geben. Der Clou war, dass jeder eine Feldflasche «Kirsch mit Rum», damals ein sehr populäres Getränk, erhielt.

Im September war es auch für mich soweit. Ich fuhr ins Entlassungslager Heide und sah dort zum ersten Mal einen britischen Soldaten. Die Entlassung machte keine Schwierigkeiten, obgleich ich das erste, lange Formular ausfüllen musste, das ja dann durch Ernst von Salomons Roman «Der Fragebogen» berühmt wurde. Dann ging es auf Lastwagen zur Entlassung nach Weeze am Niederrhein. Die mehrtägige Fahrt liess mich dann etwas von dem Umgang britischer Sergeants mit Gefangenen kennenlernen. Fertigkeiten, die offenbar in der Zeit der Kolonialherrschaft entstanden waren. Von Weeze aus wurden wir im Zug nach Neuss befördert und konnten uns von da an frei bewegen. Das grösste Hindernis war der Rhein, den ich über eine Pontonbrücke überquerte. Danach kam ich nach vielen Fussmärschen und Strassenbahnfahrten in meiner Heimatstadt Solingen an. Ich fand unser Haus unbeschädigt, obgleich die letzte Strecke über Bombentrichter und Trümmer mühsam war.

Endlich konnte ich meine Frau und meinen anderthalbjährigen Sohn in die Arme schliessen. Es waren glückliche Stunden nach all den Jahren des Bangens und des Wartens.

Als die Amerikaner bei Remagen über den Rhein vorgestossen waren, hatte ich die beiden Anfang des Jahres nach einem kurzen Besuch aus dem Oberbergischen zu den Eltern meines Kommandeurs gebracht, die in der Nähe von Braunschweig eine Apotheke hatten. Da war es ihnen, vor allem wegen der Fürsorge der tatkräftigen Mutter, recht wohl ergangen. Jetzt schilderte mir meine Frau als erstes, wie sie mit dem Kleinen von dort nach Solingen zurückgekommen war. Sie

hatten auf einem Kohlenzug mitfahren müssen und die ganze Fahrt über im Kohlenstaub gesessen. Als sie zu Hause ankamen, waren sie natürlich pechschwarz.

Vor dem Krieg hatte ich eine Ausbildung zum Bankkaufmann absolviert und danach studieren wollen. Ich war bereits immatrikuliert. Da erhielt ich meine Einberufung. Jetzt brauchte ich, um uns drei ernähren zu können, Arbeit. Und es gelang mir, in einem kleinen Industriebetrieb eine aussichtsreiche Position zu bekommen. Mit der Zeit wurde ich in mehrere Vorstände industrieller Verbände gewählt.

Schon wenige Tage nach der Heimkehr habe ich die zerstörte Innenstadt aufgesucht, habe auf dem «Alten Markt» gestanden, dem Mittelpunkt der Stadt. Von hier aus gingen die schmalen Strassen und Gasen. Hier waren die alten Fachwerkhäuser mit Schiefer beschlagen in den bergischen Farben schwarz, weiss und grün. Hier habe ich über die leere Fläche geschaut, die Wege hinunter ins Tal, über die Trümmer meiner alten Schule hinweg hinauf auf die Höhen in Richtung Remscheid. Und alles war zerstört. Ich werde die Gefühle nie vergessen: Dort habe ich begriffen, dass es nicht damit getan sein konnte, die eigene materielle Existenz zu sichern, sondern dass meine Generation, die Kriegsgeneration, die Verantwortung übernehmen muss, das alles wieder aufzubauen. Sicher hatten wir keine individuelle Schuld an dem, was geschehen war; aber die Verantwortung für die Politik des Nationalsozialismus, in dem wir Soldaten nur ein kleines Rädchen waren, die müssen wir alle tragen.

In dieser Zeit begann ich ernster und tiefer über die Jahre der Hitler-Diktatur und den Zweiten Weltkrieg zu reflektieren. Erst jetzt wurden mir ja die notwendigen Informationen zugänglich sowie die für eine umfassende Reflektion unumgänglichen geistigen Anregungen, aus der vordem verbotenen Literatur beispielsweise. Blind waren meine Kameraden und ich während des Krieges nicht gewesen. Natur-

lich waren wir uns sehr wohl bewusst, dass wir in einem Zwangssystem lebten. Wir waren in der Wehrmacht allerdings, und besonders bei der Luftwaffe, nicht so unmittelbar dem entsetzlichen Druck des nationalsozialistischen Spitzelsystems ausgesetzt. In der Wehrmacht herrschte eine Ordnung wie in den bewaffneten Streitkräften aller Länder. Als zum Beispiel nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 die Verordnung kam, nun anstelle des militärischen Grusses den sogenannten «Deutschen Gruss» einzuführen, hat sich in meinem Verband niemand daran gehalten. Aber trotz alledem waren wir uns völlig klar darüber, in welchem System wir lebten. Das Ende des Krieges haben wir daher als die Befreiung von eben diesem System empfunden. Ich habe niemanden gekannt, der der Zerschlagung der nationalsozialistischen Diktatur nachgetrauert hätte. Die Diktatur war aber so angelegt gewesen, dass bei ihrem Sturz Deutschland selbst mit in die Tiefe gerissen wurde, unser Land. Und deswegen mischte sich dem Gefühl der Befreiung natürlich eine grosse Bitternis bei.

1945 stürzte nicht nur eine Diktatur, der Staat der Deutschen brach zusammen! Die deutsche Tragödie hat freilich nicht 1945, sie hat 1933 begonnen. 1933 wurde alles, was gross und gut und edel in der Geschichte unseres Volkes war, verraten, alles das, was unserem Volk die Ehre, den Namen eines grossen europäischen Kulturvolkes eingetragen hatte, alles das, weshalb wir geachtet wurden in der Welt. 1933 hatte Deutschland seine Ehre verloren!

Wollten wir sie nach dem Krieg wiedergewinnen, dann mussten wir diese dunkle Zeit auf uns nehmen. Das war ein Lebensgesetz der Bundesrepublik Deutschland von Anfang an. Nur so konnten wir das Recht erringen, uns auch wieder der hellen, geisterfüllten Tage unserer Geschichte zu freuen. Die deutsche Geschichte gehört nur dem, der vor der Welt auch ihre Folgen trägt.

Ich weiss, dass es immer mehr Menschen gibt, die von unserer dunklen Vergangenheit nichts mehr hören mögen. Sie sind es leid, so sagen sie, in Sack und Asche herumzulaufen, weil Verbrechen begangen wurden, an denen sie keinen Anteil gehabt haben. Es ist natürlich unsinnig, von einem jungen deutschen Mann oder einer jungen deutschen Frau zu verlangen, sie sollten büssen für etwas, das Jahre vor ihrer Geburt verübt worden ist. Es geht nur darum, dass wir, die wir Deutsche sein wollen, diese dunkle Phase unserer Geschichte in unser Bewusstsein aufnehmen und sie nicht verdrängen. Alle Worte von nationaler Würde, von Selbstachtung bleiben hohl, wenn wir nicht das ganze, oft genug drückende Gewicht unserer Geschichte auf uns nehmen. Nur wenn wir nicht vergessen, dürfen wir uns auch wieder mit Stolz Deutsche nennen.

Die klaffendste Wunde, die unserem Land und Volk durch Diktatur und Zweiten Weltkrieg geschlagen wurde, ist sicher die Spaltung gewesen. Die Nachkriegszeit brachte keine Heilung dieser Wunde, sondern ganz im Gegenteil ihre stete Vertiefung.

Die Politik aller Regierungen der Bundesrepublik war, alles zu tun, um das deutsche Volk wieder zu vereinen und alles zu unterlassen, was dem entgegenstehen würde.

Ich selbst habe dieses Verfassungsgebot vor Augen gehabt, als ich in der Verhandlung in Moskau meinem sowjetischen Gegenüber, Andrej Gromyko, den «Brief zur deutschen Einheit» schrieb, der dann Teil des Vertrages wurde. In ihm heisst es: «Es bleibt das politische Ziel der Bundesrepublik, auf einen Zustand des Friedens in Europa hinzuwirken, in dem das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung seine Einheit wiedererlangt.» So ist es dann auch gekommen. Es war in der Tat das Volk der ehemaligen DDR, das in freier Selbstbestimmung die Einheit der Deutschen mit friedlichen Mitteln erkämpft hat.

Bleibt zu sagen, dass neben den Bemühungen des Bundeskanzlers vor allem Hans-Dietrich Genscher durch die völkerrechtliche Siche-

rung des Erreichten einen bedeutenden Beitrag zu dieser Vereinigung geleistet hat. Die Wunde der Spaltung wird allerdings erst dann völlig verheilt sein, wenn auch die innere Einheit unseres Volkes realisiert sein wird. Im Hinblick auf diesen Prozess meine ich, dass wir jenen geistigen und moralischen Kräften vertrauen dürfen, die vor fünfzig Jahren den westlichen Teil unseres Volkes aus dem Chaos geführt haben, sind sie doch Kräfte des deutschen Volkes als Ganzem.

Ich denke vor allem an zwei Dinge: Als der deutsche Arbeiter nach dem Ende des Krieges, anstatt am schwarzen Markt zu handeln, für wertloses Geld seinen Betrieb wiederaufgebaut hat, und als der deutsche Unternehmer jede verdiente Mark in seinen Betrieb steckte und sich selbst mit einem bescheidenen Lebensstandard begnügte, da sind sozialer Friede und soziale Partnerschaft bei uns begründet worden. Und dann gibt es noch eine zweite Kraft und Erfahrung: In der Bundesrepublik hat die parlamentarische Demokratie zum ersten Mal in der deutschen Geschichte die Probe bestanden. Ich glaube an die Weisheit und Wirksamkeit der freiheitlichen Institutionen und demokratischen Spielregeln. Man muss sie nur beachten. Durch sie werden wir auch in Zukunft den richtigen Weg finden.

Das setzt allerdings voraus, dass wir in der Ordnung unserer sozialen und wirtschaftlichen Dinge den Grundsatz beherzigen, der uns zusammen mit der Solidarität der Menschen vorwärts gebracht hat: Wir wollen den einzelnen Menschen ermutigen, seine Möglichkeiten selbst zu suchen, zu entfalten und sie einzubringen in das Ganze unseres jetzt grösser gewordenen Gemeinwesens. Nur die persönliche Freiheit vermag die schöpferischen Kräfte freizusetzen, die wir in den vor uns liegenden Jahren so sehr benötigen. Es kommt auf den einzelnen an, auf seine Initiative, seine Mitwirkung, seine Entfaltung. Unsere demokratische Ordnung ist kein totes Organisationsprinzip mechanischer Kräfte. Sie regelt einen lebendigen Organismus, in dem Spannungen

und Konflikte entstehen und ausgetragen werden. Der Grad der Menschlichkeit in solchen Auseinandersetzungen wird durch die Toleranz bestimmt, mit der wir dem anderen und dem anders Denken begegnen.

Die Diktatur der Nationalsozialisten, die auf den Krieg hinauslief, hat unserem Land und Volk nicht nur die Spaltung eingebracht, sondern auch der Kontinuität unserer Geschichte vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation über das Deutsche Reich, das Bismarck geschaffen hatte, bis hin zur Weimarer Republik einen empfindlichen Hieb versetzt. An die Kontinuität wiederanzuknüpfen, hat sich die Bundesrepublik Deutschland seit ihrer Entstehung 1949 daher stets bemüht. Und es ist jetzt eine Schicksalsfrage, ob sich die heutige Jugend die Erfahrungen der Älteren zunutze macht.

Wenn die Aufbauarbeit eines halben Jahrhunderts, wenn die Politik dieses Landes einen bleibenden Sinn haben soll, dann müssen sich unsere Kinder die Irrtümer und Fehler, die wir Älteren gemacht haben, ersparen. Wer aber nicht aus der Geschichte jenes sogenannten «Dritten Reiches» lernen will, der wird sie wiederholen müssen.

Ich möchte der Jugend sagen, dass die ältere Generation in einer entscheidenden Phase unserer Geschichte versagt hat. Dafür gab es allerdings auch viele Gründe. Und jene Generation hat für ihr Versagen gelitten. Ihre Jugend verging in Krieg, Hunger, Unsicherheit und Tyrannei. Meine Bitte an die Jugend heute in Ost und West besteht darin, sich nicht verführen zu lassen von Demagogen und Wirrköpfen, die das Recht verächtlich machen, die Gewalt predigen, die die Mahnmale an unsere schlimme Vergangenheit schänden und die Schwache sowie Fremde hetzen und selbst morden. Wir Älteren haben erfahren müssen, wohin das führt.

Kein Staat ist vollkommen, auch der unsere nicht. Doch noch in den Jahren der Jugend in Deutschland die Chancen geboten, wie sie – bei

allen Problemen – dieser Staat bietet. Das wissen die Älteren, von denen manche noch drei verschiedene Staatswesen erlebt haben. Die Jugend nun möge helfen, unseren Staat zu verbessern und Missstände und Ungerechtigkeiten zu beseitigen. Das darf sie, das soll sie und das kann sie auch. Dieser Staat ist es wert, dass man sich um ihn bemüht!

Die Erfahrung der Älteren und die Unbefangenheit der Jüngeren müssen Zusammenwirken. So werden wir gemeinsam die Zukunft bestehen – ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des finstersten Abschnitts der deutschen Geschichte, aber auch über tausend Jahre nach der Thronbesteigung Ottos I. als Herrscher über ein Land, das man damals begann, «Regnum Theotonicorum» zu nennen, das «Reich der Deutschen».

WEHREN WIR DER ANGST, ERKENNEN WIR UNSERE PFLICHT

Helmut Schmidt

An der Ostfront, wo ich Angst und Schrecken des Russlandfeldzuges miterlebt hatte, bin ich im Januar 1942 zunächst nach Bonn und dann nach Berlin zurückversetzt worden. Dort konnte ich während der folgenden Kriegsjahre bleiben. Ende des Jahres 1944 aber musste ich von Bernau bei Berlin an die Westfront; diese Versetzung geschah allerdings zu meinem Vorteil. Sie sollte mir die Möglichkeit geben, einem Verfahren zu entgehen, das mir aufgrund unvorsichtiger Äusserungen über Göring und «die Braunen» anhing. So geriet ich im Winter 1944/45 mitten hinein in den Rückzug aus der Ardennenoffensive. Bis zum März 1945 kämpfte ich in verschiedenen Truppenteilen an der Westfront. Nachdem ich dann in englische Kriegsgefangenschaft gekommen war, wurde ich in das Kriegsgefangenenlager nach Yabecke in Belgien gebracht. Da ich Oberleutnant der Reserve war, kam ich in einen Block für Offiziere. Dort erfuhr ich vom Ende des Zweiten Weltkrieges. An die Tage der bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 erinnere ich mich nicht bewusst. Ich muss wohl erst kurz darauf vom Kriegsende gehört haben. Ich erinnere mich aber genau, was ich in jenem Augenblick gedacht habe: «Gott sei Dank, es ist zu Ende!»

Mir kam kein Gedanke wie «jetzt sind wir vom Diktator befreit» oder ähnliches, nein, ich dachte nur: «Es ist zu Ende!» Und das bedeutete für mich, der Krieg und die Nazi-Zeit seien zu Ende. Und noch et-

was ging zu Ende: die Angst. 1941 in Russland hatte ich gelernt, mich innerlich auf Gott zu verlassen. Dabei blieb es auch während der weiteren Kriegsjahre, vor allem, wenn die Angst kam. Aber wir hatten mit einem Übermass an Angst zu leben: Angst vor russischer Gefangenschaft, Angst vor Verschüttung im Keller, Angst vor Aufdeckung der Abstammung, denn mein Grossvater väterlicherseits war Jude, Angst vor einem Kriegsgerichtsverfahren, Angst vor der Gestapo und dem Volksgerichtshof, die ich als einheitliche Organisation erlebt hatte. Auch die Angst vor dem Tod hat eine grosse Rolle gespielt; man hoffte nur, er ginge schnell vor sich. – Das alles war jetzt im Mai 1945, Gott sei Dank, zu Ende!

Und, wie schon im Verlauf des Krieges, hatte ich abermals Glück: Bereits Ende des Sommers 1945 war die Kriegsgefangenschaft für mich zu Ende; ich konnte nach Hamburg zu meiner Frau Loki zurückkehren, die ich 1942 geheiratet hatte, kirchlich übrigens. «Gott sei Dank, es ist zu Ende», das war fortan unsere gemeinsame Grundstimmung, die alles andere überdeckte. Wir waren von einem Alpdruck befreit.

Dass ich das Kriegsgefangenenlager so schnell hatte verlassen können, hing mit Vorträgen zusammen, die zwei mit Ritterkreuz dekorierte Oberstleutnants und ich gehalten hatten. Ich hatte von den erschütternden Eindrücken bei einer Verhandlung gegen Mitglieder des 20. Juli 1944 vor dem Volksgerichtshof berichtet, zu der ich zwangsbeordert worden war. Es war der Prozess gegen Leuschner, Goerdeler, von Hassel und Wirmer. Besonders habe ich Hassel und Wirmer erlebt, die einen vorzüglichen Eindruck auf mich gemacht hatten; sie standen mannhaft und bewahrten ihre Würde. Die ganze Verhandlung war aber nur eine Selbstdarstellung Roland Freislers, der dabei Goebbels'sche Intelligenz und demagogische Zungenfertigkeit mit dem Jargon des Pöbels vereinigte; sie war so bedrückend, dass ich nicht vermochte, auch den zweiten Tag wieder hinzugehen.

Die würdelose und grausame Hinrichtung einiger Widerstandskämpfer in Plötzensee schilderte sodann der eine der beiden Oberstleutnants; der andere, Professor Bohnenkamp, schliesslich gestaltete seinen Vortrag als grossangelegte moralische und politische Generalbewertung des Dritten Reiches unter dem Titel «Verführtes Volk». Die drei Vorträge führten zu einer Spaltung im Lager. Ein Teil der jungen Offiziere warf uns vor, wir hätten «das eigene Nest beschmutzt», während sich die Mehrheit nicht festlegen wollte. Jedenfalls bekamen die Engländer die Angelegenheit heraus, und wir drei Vortragenden sowie einige andere wurden schnell aus der Kriegsgefangenschaft entlassen.

Wieder zu Hause, erwachte ein riesiger Bildungshunger in mir. Ich dürstete gleichsam nach positiven Vorstellungen von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. 27 Jahre alt, hatte ich immer noch keinerlei Berufsausbildung. Als im November 1945 die Universität wieder eröffnet wurde, entschloss ich mich zum Studium. Das Architekturstudium, das ich immer beabsichtigt hatte, war leider nicht mehr möglich; denn es hätte zu viele Semester verlangt, und ich hätte an die Technische Hochschule in einer anderen Stadt gehen müssen. Also wählte ich, nolens volens, das Fach Volkswirtschaft, weil es nur sechs Semester dauerte und keine Referendarzeit oder praktische Ausbildung verlangte.

Seit Beginn meiner Wehrpflichtzeit ab 1937, die dann 1939 nahtlos in den Kriegsdienst übergegangen war, hatte ich nur wenig an allgemeinen Bildungsgütern hinzugewonnen. Meine begrenzten Kenntnisse über Musik, Malerei und einige Abschnitte der Geschichte waren Ausnahmen. Die philosophische Ausbildung beschränkte sich auf Marc Aurel, dessen Selbstbetrachtung ich während des Krieges immer bei mir gehabt hatte, der mich Gelassenheit und Beherrschung gelehrt hat gegenüber Ereignissen, die ausserhalb der eigenen Reichweite liegen. Naturwissenschaftliche Kenntnisse hatte ich keine, ebensowenig

wie Kenntnisse der Staatslehre, des Rechts, der Psychologie oder der Soziologie. Deswegen stürzte ich mich, wie viele meiner Kommilitonen auch, in alle mir verständlichen Vorlesungen anderer Disziplinen und Fakultäten, um meine Allgemeinbildung nachzuholen, so gut das neben dem eigenen Brotstudium eben ging.

Es war dies die Zeit, in der ich zum ersten Mal von der «Endlösung», von Gaskammern und vom Massenmord hörte, von Auschwitz, Bergen-Belsen oder von Neuengamme. Und zugleich mit dem Entsetzen darüber trat die Erkenntnis in mein Bewusstsein, dass ich als Soldat in den verbrecherischen Versuch verstrickt gewesen war, eine Gewaltherrschaft über den gesamten europäischen Kontinent zu errichten. Wir diskutierten Abende, Nächte, ganze Semester hindurch, um eigene Klarheit zu erlangen. Wir lasen auch alles, was jetzt erstmals für uns greifbar wurde.

Für mich wurden die Hamburger Gruppe des 1945 gegründeten Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und die dort auftretenden deutschen und ausländischen Vortragenden ein wichtiger Ort der politischen Erziehung, und quasi nebenher lernte ich dort auch zu diskutieren. So war es für Loki und mich praktisch eine Selbstverständlichkeit, noch 1945 in Hamburg-Neugraben, wo wir ein Zimmer gefunden hatten, zur SPD zu gehen und nach kurzer Zeit auch Mitglieder zu werden. Loki war damals bereits wieder als Lehrerin tätig und verdiente den bei Weitem grössten Teil des Familieneinkommens.

Für Millionen waren die ersten Jahre nach dem Ende des Krieges und der Nazi-Zeit eine Zeit des Elends, des Hungerns und Frierens, der Flucht, der Vertreibung, des Verlustes von Heimat und vorangegangenen Leben. Jedoch hatte ich mir das Ende von Hitlers Weltkrieg noch schlimmer vorgestellt. Ich war davon ausgegangen, die Sieger, besonders die Russen, würden Deutschland völlig verstümmeln. Schon kurz

nach dem Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 hatte ich in einem Streit mit einem Nennonkel auf Napoleons Feldzug nach Russland hingewiesen und gesagt: «Dieser Krieg wird fürchterlich ausgehen; wenn wir Glück haben, werden wir danach alle in Baracken wohnen, wenn wir Pech haben, so werden wir in Erdlöchern hausen. Der neue deutsche Baustil wird Barack heißen.» Was sich tatsächlich 1945 und danach ereignete, selbst die Abtrennung der östlichen Provinzen und die Teilung des Restes in Besatzungszonen, empfand ich dagegen als glimpflichen Ausgang.

Allerdings hatte ich, wie schon im Krieg und in der Kriegsgefangenschaft, auch in den drei Jahren nach Kriegsende abermals viel Glück. Mich haben diese Jahre vor allem zum Nachdenken und zur Selbstprüfung geführt. Zu Beginn der Nazi-Zeit war ich ein Schulkind gewesen, erst jetzt wurde ich endlich zum Erwachsenen.

Heute, ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, erinnern wir uns der Ereignisse von damals, weil es ohne Erkenntnis der Vergangenheit keinen Weg in die Zukunft gibt. Wir frischen nicht einfach unser Gedächtnis auf, sondern wir gedenken des Geschehenen. Und dabei stellen sich vielerlei Fragen ein.

Fragen, die mich in diesem Zusammenhang plagen, sind:

Was waren letztlich unsere Pflichten unter Hitlers Diktatur und im Krieg? Hat es moralische Pflichten gegeben, die wir Millionen Soldaten nicht erkannt haben? Die überwiegende Mehrheit der Soldaten hatte es ja doch für geboten gehalten, im Krieg dem Vaterland so beizustehen, wie es ihnen befohlen war, eine Haltung, die neben der Furcht vor Bestrafung doch auch ihrem Pflichtgefühl entsprungen war. So haben die allermeisten bis zum Kriegsende ihre soldatischen Pflichten erfüllt. Hätten wir Soldaten aber nicht die moralische Pflicht zu Sabotage, zum Widerstand gegen die eigene Führung oder doch wenigstens zur Fahnenflucht gehabt? Dazu hätte man sich allerdings zunächst der Verbre-

chen auf der eigenen Seite bewusst sein müssen – was eine erhebliche Kenntnis von Tatsachen voraussetzte. An solche Kenntnisse gelangte man aber nur über den Zufall der Berührung mit informierten und zugleich urteilsfähigen und mitteilbaren Menschen.

Aber dann bedurfte es auf jeden Fall grosser Tapferkeit, um zur Tat des Widerstandes zu schreiten. Für diejenigen, die Kenntnis besaßen und gleichwohl den Schritt nicht wagten, wie auch für die Vielzahl derer, die gleich mir keine Kenntnis vom Massenmord hatten, die aber zugeben müssen, dass im anderen Fall ihre Angst wahrscheinlich grösser gewesen wäre als ihre Tapferkeit, bin ich dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber dankbar. Er sagte 1953: «Mein der Schwäche des Menschen kundiges Herz weigert sich, meinen Nächsten deswegen zu verdammen, weil er es nicht über sich vermocht hat, Märtyrer zu werden.»

Heute bleibt uns, demütig anzuerkennen, dass eine Mischung aus Angst und Pflichtgefühl die grosse Mehrzahl der Deutschen tatsächlich zu Beihelfern des Hitlerschen Krieges hat werden lassen: Soldaten und Beamte, Arbeiter und Angestellte in der Industrie, Belegschaften der Bahn und der Post, eigentlich fast alle, selbst die erklärten Nazi-Gegner – auch meinen halbjüdischen Vater als Beamten und, ganz zuletzt noch, als Volkssturmmann. Subjektiv allerdings war dies nur den wenigsten bewusst.

Im Hinblick auf die Angst und auf die Rolle, die damals die Angst spielte und die sie immer wieder spielen kann, will ich an dieser Stelle wiederholen, was ich vierzig Jahre nach dem Pogrom des 9. November 1938 als Bundeskanzler in der grossen Synagoge zu Köln gesagt habe: «Wo immer wir Angst begegnen, da müssen wir sie ernst nehmen. Sie kann eingebildet oder eingeredet sein. Wir müssen sie verstehen und sie entkräften – oder wir müssen Abhilfe schaffen. Denn aus Angst kann Wahn und Hysterie, kann Aggressivität entstehen.»

Aus Angst kann auch Feigheit resultieren. Deshalb stellt die Erziehung fast immer und überall in der Welt der Angst den Mut und die Tapferkeit gegenüber sowie – die Pflichterfüllung. Tragischerweise hat aber gerade das Pflichtgefühl in Deutschland bis 1945 eine zu grosse, eine pervertierte Rolle gespielt. Durch Generationen hindurch war die Erziehung der Deutschen zur Pflichterfüllung wesentlich erfolgreicher als die Erziehung zum eigenen politischen und moralischen Urteil. Man kann den Zweiten Weltkrieg und die deutsche Katastrophe eine Tragödie unseres Pflichtbewusstseins nennen.

Die entscheidende Frage für heute und morgen lautet: Wie erkenne ich, was heute und hier meine Pflicht ist? Um sie jeweils richtig erkennen zu können, bedarf es der Erziehung zur Demokratie, vor allem zum eigenen Urteil. Eine zentrale Rolle bei dieser Erziehung muss Kenntnis und Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte spielen. Das Ende des Zweiten Weltkrieges sowie unsere jüngste Vergangenheit seither lehrt uns, dass Geschichte nicht einfach als eine kausale Kette von Ereignissen und Handlungen verstanden werden darf, sondern dass persönliche Verantwortung und deshalb auch persönliche Schuld dazu gehören. Schuld und Verantwortlichkeit sind geschichtliche Grössen; wer Geschichte lehren oder lernen will, darf sie nicht unterschlagen oder beschönigen.

Die Schuld des Deutschen Reiches unter Hitlers Führung begründet die besondere Verantwortung der heutigen Deutschen. Wir sind grösstenteils als Personen nicht schuldig, aber wir haben die politische Erbschaft der Schuldigen zu tragen. Aus dieser Verantwortung – vor allem gegenüber allen unseren sehr zahlreichen Nachbarvölkern und -Staaten – erwächst der Auftrag, die Zukunft nicht dem Zufall zu überlassen, sondern sie mit Umsicht und mit Courage bewusst zu gestalten.



Soldat der Wehrmacht vor dem zerstörten Reichstagsgebäude.

DIE «SCHLACHT VON HINTERRISS»

Gerd Schmückle

Die Nemesis liess auf sich warten. Erst im Frühjahr 1945 fiel das Hitler-Reich in die Agonie. Diesen Toteskampf erlebte ich als Schüler der Kriegsakademie, der Brutstätte deutscher Generalstabsoffiziere. Diese militärische Hochschule war – wegen vorstossender Feindarmeen – von Nord- nach Süddeutschland bis ins oberbayerische Lenggries ausgewichen. Dort gab mir der Kommandeur der Akademie, ein General der Artillerie, den Auftrag, in Hinterriss, nahe der alten deutsch-österreichischen Grenze, Berghütten zu beschlagnahmen. Auf sie sollten wir Schüler verteilt und auf ihnen weiter belehrt werden, wie man Schlachten und Kriege gewinnt. Als gelernte Generalstäbler stünden wir dann, so der General, der deutschen Armee zur Verfügung, wenn diese aus ihrer Alpenfestung ausbräche, um deutschen Boden zurückzugewinnen.

Als ich dies hörte, glaubte ich, dieser Kommandeur leide an einem solchen Übermass an Phantasie, dass er die Wirklichkeit nicht mehr wahrnehme. Auch befürchtete ich, er apportiere, wie auf Pfiff, abgestandene Durchhalteparolen von Goebbels. Oder gehörte seine Irrede einfach zum Krankheitsbild der deutschen Agonie? Rational konnte ich mir seine Schnapsidee nicht erklären, uns Schüler – meist Flachlanddeutsche – auf Berghütten Taktik und Strategie beibringen zu wollen. Heute allerdings schliesse ich nicht aus, dass diesen General ängstigte, beim «Führer» als Defaitist zu gelten, falls er nicht bis zur Sinnlosigkeit weitermachte. Denn tatsächlich war die Kriegsakademie im Faden-

kreuz nazistischen Argwohns: Hitler sah in ihr die Stammutter des Geistes, der ihm am 20. Juli 1944 ans Leben hatte gehen wollen – Graf Stauffenberg war Generalstäbler gewesen. Seitdem flössen bei Hitler Adel und Generalstab als innenpolitisches Feindbild in eins.

Mit dem Adel räumte er auf. Die Kriegsakademie schloss er, bereitwillig unterstützt vom Chef des Generalstabs, Generaloberst Guderian. Damit war diese Hochschule – weltweit bewundert und gehasst – zum zweiten Mal im Aus: erstmals hatten sie die Sieger des Ersten Weltkrieges verboten, weil sie glaubten, dieser Mutterleib stosse immer neue Monster des preussisch-deutschen Militarismus aus. Hitler dagegen befürchtete eher, dort würden Aufsässige gegen seine Gewaltherrschaft gezüchtet. Doch nach einiger Zeit dämmerte ihm, dass die Wehrmacht zwar ohne Adlige, nicht aber ohne Generalstäbler führbar bliebe. Daher liess er Anfang 1945 die Akademieausbildung wieder zu. Allerdings mit ausgewähltem Kommandeur und Lehrkörper: unbeugsame Endsieger.

In Hinterriss wohnte ich in einem Gasthof. Er war, wie auch die Berghütten, überfüllt mit Flüchtlingen und Angehörigen der Waffen-SS. Da ich die Flüchtlinge nicht aus den Hütten vertreiben konnte und wollte, war mein Auftrag brüchig geworden. Dennoch wollte ich einige Tage in Hinterriss bleiben, um zu sehen, ob sich die Situation vielleicht ändere. Schon am nächsten Tag kam die Meldung von Hitlers Tod über den Sender. War damit der Krieg beendet? Nein, er ging weiter. Nach Berlin kamen die Russen nun zum dritten Mal in der Geschichte. Zur Zeit Friedrichs des Grossen hatten sie die Stadt gebrandschatzt. Nach ihren Siegen über Napoleon wurden sie in Berlin bejubelt, versetzten aber – weitermarschierend – Paris den «Kosakenschock». Beide Male zogen sie sich wieder nach Russland zurück. Dennoch hinterliessen sie in Westeuropa die Furcht, sie kämen – wie Ebbe und Flut – immer wie-

der. Nun war also wieder Flutzeit. Dabei jagte die Rote Armee riesige deutsche Flüchtlingsströme und den nackten Schrecken vor sich her. Ja, die Reichshauptstadt ging unter im Gedröhn ihrer Kanonen und im Taumel russischer Siegesfreude.

Ich glaubte, nunmehr würden die Sieger den Riesenleichnam des Deutschen Reiches fleddern. Sicher, Hitler war tot. Doch die Untaten seines Regimes waren nicht vergessen. Auch nicht die Opfer von ver-sklavten Völkern, Volks- und Religionsgruppen. Andererseits: Auch der Sieger Josef Stalin war längst als Grossverbrecher im Geschichtsbuch eingetragen. Unter seiner Knute konnte ich mir keine gedeihliche deutsche Zukunft vorstellen. Und aus den USA kamen Rachestimmen, aus Deutschland einen Kartoffelacker zu machen – auch keine mitreisende Idee. Und die Franzosen? Sie, dachte ich, würden erneut versuchen, Deutschland zu zerstückeln. Ob dann die Briten noch – wie nach dem Ersten Weltkrieg – die Kraft besässen, solchen Absurditäten ihre Politik des kontinentalen Gleichgewichts entgegenzusetzen und Deutschlands Gewicht nicht aufzugeben, hielt ich für fraglich. Ich sah die deutsche Zukunft schwarz in schwarz.

Damals ahnte ich nicht, wie verkrebt auch die oberste Führungsschicht der Wehrmacht vom Nazigeist war. Daher war ich perplex, als die Frau eines Oberbefehlshabers, die im Gasthof als Flüchtling lebte, lauthals prahlte, ihr Mann stünde auf der alliierten Kriegsverbrecherliste. Wie? Eine Liste deutscher Kriegsverbrecher? Auf ihr konnte ich mir, wenn es sie überhaupt gab, nur die Namen von Nazigrössen vorstellen, nicht die von Befehlshabern der Wehrmacht. Doch die hysterisch angehauchte Dame war sogar stolz darauf, ihren Mann auf dieser Liste zu wissen. Dies beweise, sagte sie, welchen Rang ihm die Feindmächte als Feldherrn zumässen. Ich war sprachlos.

Als ich beim Wirt des Gasthofes, einem sympathischen Mann, darüber spottete, meinte er, es gäbe schlimmere Typen in seinem Haus.

Da führe sich ein SS-Sturmbannführer auf wie ein «Satansbraten». Dieser Kampfkommandant sei früher einmal Zivilgast bei ihm gewesen: freundlich und sittsam. Doch nun, als Sturmbannführer, sei er zum Tyrannen geworden. Er habe sich «Adolf-Hitler-Schüler» unterstellt: Buben, die hinter den Ohren noch nicht trocken seien. Mit ihnen werde er, wie er sagte, die «Schlacht von Hinterriss» wagen. Diesem Kerl müsse sein SS-Rang ins Gehirn geschlagen sein. Denn im Ort gäbe es auch SS-Offiziere, mit denen sich reden lasse. Doch dieser Fanatiker sei eben der Ranghöchste unter ihnen. Er drohe sogar, er werde jeden, der ihm nicht pariere, wenn es ernst werde, am nächsten Ast baumeln lassen.

Tatsächlich gab es schon jetzt Gerüchte, Soldaten, die nach Hause liefen, seien von der SS aufgehängt worden, und Hausbewohner, die beim Näherkommen der Amerikaner weisse Flaggen hissten, stünden vor «fliegenden Standgerichten» der Wehrmacht. Dennoch wollte ich dem Sturmbannführer ins Gewissen reden. Er liess mich aber nicht zu Wort kommen. In Hinterriss rief er, werde er die «Schlacht von Monte Cassino» zum zweiten Mal schlagen. Anscheinend war er dort dabei gewesen. Hier aber, meinte er, entkäme ihm niemand. Die Brücken, die nach Lenggries führten, lasse er sprengen und andere Fluchtwege sperren. Der Feind müsse in Hinterriss zu spüren bekommen, wieviel Manneskraft im deutschen Jungvolk stecke.

Meinen Hinweis, auch im Krieg gehörten Kinder zu ihren Müttern, überhörte er wohl nur, weil mein Wehrmachtsrang dem seinen in der Waffen-SS entsprach. Ich sah, dass dieser Mann in eine Geisteshaltung verbohrt war, die ihm jedes Nachdenken verbot. Als ich dem Wirt davon berichtete, überraschte er mich aufs Neue. In Hinterriss, flüsterte er, gäbe es auch eine Widerstandsbewegung: «lauter Zugereiste». Sie wollten die SS-Offiziere unschädlich machen, sollte der Sturmbannführer wahr machen, was er ankündigte. Er persönlich wolle weder

mit der einen noch mit der anderen Seite etwas zu tun haben. Bevor es zum Äussersten komme, werde er mit seiner Familie auf eine versteckte Hütte gehen, weitab vom Krach dieser Narren. Ich dürfe mitkommen. Ebenso der Luftwaffenoberst, der sein Zimmer im Gasthof nie verlasse: «ein braver Offizier und ein berühmter Dichter dazu».

Den Namen des Oberst kannte ich. Er hatte ein Mysterienspiel und einige Fliegerbücher geschrieben, ohne allerdings in den Verdacht zu geraten, dafür den Nobelpreis für Literatur zu erhalten. Doch weshalb verliess dieser «brave Offizier» sein Zimmer nie? Dieses geheimnisvolle Getue machte mich neugierig. Als ich bei ihm eintrat, lag er «gestiefelt und gespornt» auf seinem Bett. Ich meldete ihm, in Hinterriss könnte es zu einem Blutbad zwischen Widerständlern und SS kommen, ob wir nicht gemeinsam dem Sturmbannführer gut zureden könnten? Schliesslich stünde er als Oberst zwei Ränge über diesem «Herrenmenschen», und «oft überzeugt ein höherer Dienstgrad eben mehr als Argumente».

Davon wollte er nichts wissen. Er sei Reserveoffizier in besonderem Auftrag. Unter seinem Bett befänden sich Geheimdokumente. Sie zu bewachen, sei seine einzige Aufgabe. Davon lasse er sich von mir nicht abbringen. «Verstanden?» Ja, ich hatte verstanden. Die Geschichte mit den Geheimpapieren schrieb ich seiner dichterischen Phantasie und seine Weigerung, den Sturmbannführer zu stellen, seiner Feigheit zu. Vielleicht habe ich ihm damals Unrecht getan. Denn erst lange nach Kriegsende erfuhr ich, dass ein deutscher Abwehrchef Dokumente über die Rote Armee auf Berghütten und in einsame Orte hatte verlagern lassen. Diesen «Schatz» deutscher Erkenntnisse wollte er, wenn die Waffen schwiegen, Westalliierten übergeben. Sollte der Oberst ein solcher «Schatzhüter» gewesen sein, dann hätte er mein Ansinnen berechtigterweise abgewiesen. Denn jeder Streit mit dem SS-Offizier hätte ihn und die Geheimaktion gefährden können.

Schliesslich wollte der Abwehrchef das Kriegsende abwarten, weil Kriegscoalitionen erst dann umgekehrt zu werden pflegen. Er dachte realistisch. Anders Goebbels: Er hatte den Deutschen vorgegaukelt, auch Hitler könne das «Wunder von Brandenburg» widerfahren, das einst den grossen Friedrich gerettet hatte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit würden die Alliierten noch während des Krieges ihre Waffen gegeneinander richten, wollte er uns glauben machen.

In Wahrheit zogen die Feindarmeen die Garotte, mit der sie Deutschland würgten, immer enger zu. Auch in Hinterriss überschlugen sich die Gerüchte. Es hiess, russische Soldaten brandschatzten, plünderten, vergewaltigten in Massenorgien, anderswo aber hielten die Offiziere sie in Zucht. Marokkanische Soldaten, hörte man, seien ebenfalls Frauenschänder. Den GIs wiederum sei jede Verbrüderung mit Deutschen strikt verboten: sie seien nicht zur Befreiung, sondern zur Bestrafung über den Atlantik gekommen. Nur schwarze Soldaten steckten Kindern heimlich Schokolade zu. Doch deutschen Mädchenaugen könnten sie am Ende alle nicht widerstehen. Und die Briten? Sie benähmen sich wie eine Kolonialmacht, die eben von Zeit zu Zeit zuschlagen muss, damit wieder Ordnung im Laden herrscht. Auch aus den Gefangenenlagern kamen widersprüchliche Gerüchte. Ich blieb allen gegenüber skeptisch. Schliesslich wird – laut Bismarck – nie mehr gelogen als vor der Wahl, im Krieg und nach der Jagd. Noch war Krieg.

Ich fand die Situation in Hinterriss ungemütlich. Wollte der SS-Führer nicht alle Brücken, die nach Lenggries und damit zur Kriegsakademie führten, sprengen? Weshalb sollte ich warten, bis der Weg zu meiner Dienststelle blockiert war? Ich wollte dem General meinen Auftrag so schnell wie möglich zurückgeben. Zufällig fuhr ein Lastwagen nach Lenggries. Der Fahrer nahm mich mit. Wir waren noch keine 500 Meter gefahren, als uns «Adolf-Hitler-Schüler» den Weg versperrten: Kindergesichter unterm Stahlhelm, Karabiner in Kinderhänden.

Sie baten, mitgenommen zu werden: «Mit der SS wollen wir nichts zu tun haben. Wir wollen heim!» Natürlich liessen wir sie aufsitzen. Während der Fahrt klagten sie, rechts und links der Strasse hätten sie Maschinengewehrnester ausbauen müssen. Doch menschlich um sie gekümmert hätten sich die SS-Führer nicht. Nun hätten sie die Schnauze voll von SS und Krieg. Denn sie seien Schüler einer Partei-, nicht einer SS-Schule gewesen. Dennoch sei es die SS, die sie verheizen wolle.

Am Ortsrand von Lenggries empfing uns schon wieder ein SS-Offizier. Er wies sich aus: allein ihm stünde die Befehlsgewalt über die «Adolf-Hitler-Schüler» zu. Deren Abgang aus Hinterriss musste ihm bereits gemeldet worden sein. Ich konnte ihnen beim Absteigen nur noch sagen: «Haut ab, so bald ihr könnt!» Sie nickten resigniert und flüsterten mir zu, sie seien vom Regen in die Traufe gekommen. Mir wurde speiübel, als ich zusehen musste, wie der SS-Offizier sie abführte: er hocherhobenen Hauptes, sie mit niederhängenden Köpfen.

Ich selbst ging zu der Kaserne, in der die Kriegsakademie untergebracht war. Doch die Gebäude standen leer. Ein Nachkommando war nicht auffindbar. Nur im Keller traf ich einen betrunkenen Soldaten, Schnapsflasche in der Hand. Er lallte, die Offiziere der Akademie seien «abgehauen», wohin wisse er nicht. Er allein halte hier die Stellung, wie es sich für einen Soldaten gehöre. Ob ich mitmachen wolle? Nein, dazu hatte ich keine Lust. Vielmehr stieg ich auf eine nahegelegene Hütte, um dort abzuwarten, wann die Amerikaner, die bereits in Bad Tölz waren, auf Lenggries vorstossen würden. Diese Hütte war voll von Soldaten. Die Stimmung war gedrückt. Wie ich ihren Reden entnahm, erwarteten sie, jeden Augenblick stünde ein Amerikaner unter der Tür, um sie in die Gefangenschaft abzuführen.

Doch statt eines Amerikaners erschien ein deutscher Major in der Tür: Karabiner im Hüftanschlag. Er gehörte zu meinem Hörsaal. Ein

Mann einfachen Zuschnitts, kameradschaftlich und ohne nazistische Kopfvernebelung. Doch nun sah er aus, als wolle er im nächsten Augenblick Amok laufen. Sein Gesicht war gerötet, der Blick unstet, die Sprache überstürzt. Gleichzeitig spielte er drohend-nervös mit dem Sicherungshebel seines Gewehrs. Dann schrie er: «Jedermann muss sich ausweisen. Wer es nicht kann, wird als Deserteur standrechtlich erschossen!» Mir schien, als habe ihm die katastrophale Kriegsbilanz – nichts gewonnen, alles zerronnen – den Verstand geraubt. Gerade deshalb wirkte er gefährlich. Jedem, den er kontrollierte, hielt er den Gewehrlauf vor die Brust. Alle konnten sich ausweisen. Nur ich nicht. Denn der General hatte mir den Auftrag, Berghütten zu beschlagnahmen, mündlich gegeben. Doch war mir klar: diesen Tobsüchtigen überzeugen zu wollen, war aussichtslos. Doch vielleicht half die mir angeborene Lust an Eulenspiegeleien. Hatten es nicht selbst edle Fürsten vorgezogen, sich lieber im Bettlerkostüm, ja sogar durch die Kloake, zu retten, statt sich wehrlos abmurksen zu lassen? Nein, ich hatte keinen Gewissensbiss, als ich den Major vor die Hütte bat, um ihm dort «Geheimes» eröffnen zu können. Dort schwindelte ich ihm vor, ich sei gestern zum Chef der «Widerstandsbewegung Süddeutschland» ernannt worden, müsse mich ohne Papiere vom Feind überrollen lassen, um ihm hinterher mit Sabotageakten das Besatzungsleben zu vergällen. Der Major flehte mich an, mitmachen zu dürfen. Ich gestattete es ihm, gab ihm auch erste Anweisungen: im Flüsterton, um es geheimnisvoll zu machen. Er war glücklich und zog ab. Doch von der nächsten Hütte trieb er einen Offizier – Karabiner in dessen Rücken gestemmt – ins Tal und zur Kaserne. Dort stellte er ihn, wie ich später hörte, an die Wand ... doch im selben Moment bog der erste amerikanische Jeep in den Kasernenhof ein. Der Major habe sein Gewehr weggeworfen, sei in die Wälder geflohen und dort als Holzarbeiter untergetaucht.

Inzwischen sass ich vor der Hütte, um durchs Fernglas zu beobachten, wie US-Panzer auf Lenggries vorrückten. Sie fuhren im Schnecken tempo, ab und zu einen Schuss abfeuernd. Dann sah ich einen Jungen – barhäuptig, linker Arm zerfetzt – auf die Panzer zulaufen: rechten Arm zur Übergabe erhoben. Ein Panzerkommandant muss dies als Hitlergruss missverstanden haben. Denn er stieg aus, hielt dem Jungen die Pistole an den Kopf. Ich war entsetzt. Auch brachte ich die Idee nicht aus meinem Kopf, dies könnte ein «Adolf-Hitler-Schüler» gewesen sein, der meinen Rat, abzuhauen, nun vielleicht mit dem Leben würde bezahlen müssen.

Mit dieser quälenden Vorstellung machte ich mich selbst auf den Heimweg. Die Dörfer umging ich, um nicht in Gefangenschaft zu kommen – bis ich auf einen toten Soldaten, der an einem Baum hing, traf. Auf seine Uniform war ein Pappkarton gepinnt, auf den gekritzelt war: Feigling. Nun ging ich ins nächste Bauernhaus, dicht am Dorfrand gelegen. Ich bat die Bäuerin, den grausigen Fund zu melden. Im selben Moment kam ein Mann im Sträflingskleid aus der Küche. Kaum sah er mich, überschüttete er mich mit Schimpfworten: als Hitlers Soldat sei auch ich ein Schwerverbrecher. Dann rannte er aus dem Haus und die Dorfstrasse hinunter.

Die Bäuerin sagte: «Er war im KZ. Jetzt meldet er jeden Soldaten den Amerikanern.» Sie bekreuzigte sich und wies mir den Fluchtweg durch die Stalltür. Ich rannte in ein Waldstück und versteckte mich. Dann hörte ich Jeeps in der Gegend herumfahren. Auch eine Hundestreife ging auf Suche. Vergebens. Dennoch fühlte ich mich hundelend. Dieser Mann im Sträflingskleid war vom Kriegsgegner befreit worden. Seine Erleichterung konnte ich nachempfinden. Doch weshalb hatte er mich als Verbrecher gebrandmarkt? Wenn so auch andere dachten, dann: gute Nacht, Zukunft. Tatsächlich war Hitlers Erbe eine einzige Katastrophe: Das Reich gevierteilt, von Flüchtlingen

überflutet, von Obdachlosen zerquält, die Ostprovinzen entvölkert, Städte pulverisiert, Familien zerrissen, Millionen getötet, verhungert, erfroren, vermisst, gefangen. Noch Schlimmeres war Völkern und Gruppen widerfahren, über die die Hitlerei gekommen war.

Natürlich war ich froh, den Krieg beendet zu wissen. Von deutschem Selbstmitleid wollte ich nichts wissen. Doch befreit fühlte ich mich auch nicht. Dazu fand ich die deutsche Lage zu verheerend. Das Wissen, befreit worden zu sein, stellte sich bei mir erst später ein, nämlich als: *erstens*, das unvorstellbare Ausmass nazistischer Greuel-taten öffentlich wurde, *zweitens*, uns das Erlebnis freien Denkens, Redens, Schreibens, Handelns zuteil wurde, *drittens*, die Westmächte die Kriegspolitik auf Versöhnung mit Deutschland umstellten. Dennoch blieb Trauer zurück. Denn Stalin hatte zwar das östliche Rumpfdeutschland auch vom Hitlerismus befreit, doch ihm unverzüglich das Joch seines eigenen Systems übergeworfen.

MEINE DREI KRIEGSENDEN

Andrzej Szczypiorski

I

Dreimal habe ich das Kriegsende erlebt. Es gab nur einen Krieg, aber sein Ende hatte drei unterschiedliche Pointen, ich erlebte dreimal das Gefühl: Genau jetzt, in diesem besonderen Moment, liegt endlich die Kriegserfahrung hinter mir, ist ein Kapitel abgeschlossen, das ich nun auf dem Dachboden der Erinnerung ablege, ich schliesse sie sorgsam in die Koffer meines Lebens ein, in die ich nie wieder hineinschauen werde, und die ich eines Tages mitnehme, – wie alles, was mein ist – auf die letzte Reise ans andere Ufer, wo die grosse Unbekannte des Todes wartet.

Ich habe also dreimal das Kriegsende erlebt, und das geschah keineswegs am 8. Mai des Jahres 1945, als dieser Krieg für die Welt wirklich beendet wurde.

Am 8. Mai 1945 stand ich auf einer verkehrsreichen Strasse im Zentrum Posens. Der Tag war hell und warm, ein leichter Frühlingswind wehte. Rund um mich drängten sich arme Leute, und fast jeder Vorübergehende sprach mich freundlich an, nicht ohne ein gewisses Mitgefühl, eine gewisse Demut und einen gewissen Widerwillen. Ich stand auf dem Bürgersteig im Narrenkostüm des KZ-Häftlings, in löchriger Hose und Jacke, grau und blau gestreift, auf dem kahlen, mageren Schädel die Häftlingsmütze; darunter blickten die Augen eines ausgemer-

gelten Jungen in die Welt, der noch im letzten Moment Hitler von der Schippe gesprungen war.

Ich war zu Fuss nach Posen gelangt, aus der Umgebung Berlins, durch abgebrannte Dörfer und Kleinstädte und befand mich nun in der alten polnischen Stadt, die in Trümmern lag. Das war genau am 8. Mai 1945, und damals endete der Krieg.

Doch weder für mich noch für die Posener Strassenpassanten, die mich damals als besonders geprüften Landsmann grüssten und gleichzeitig in meiner Nähe den Atem anhielten, weil ich unbeschreiblich nach Elend, Hunger, Leiden und Sterben stank, schien das damals ein besonderer Tag zu sein.

Jemand auf der Strasse sagte, das Radio hätte gerade die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands gebracht, die anderen nickten und kümmerten sich weiter um ihre eigenen Angelegenheiten, als beträfe sie dieses Kriegsende überhaupt nicht. Einige griffen wieder zu ihren Spitzhacken, um die Trümmer auf den Bürgersteigen fortzuräumen, andere holten aus ihren Bündeln ein Stück Brot und stärkten sich unter freiem Himmel, noch andere sagten, die Welt sei schlecht eingerichtet, weil ihre Nächsten vor einem Jahr umgebracht worden waren oder auch vor zwei Jahren, noch andere handelten weiter mit Zigaretten oder Kartoffeln oder alten Unterhosen, um das Geld für einen Teller Suppe zu verdienen.

Ich stand in der warmen Maisonne auf der Strasse in Posen, betrachtete diese Tausende von Bettlern, Waisen, Obdachlosen und Krüppeln, ich betrachtete die sowjetischen Lastwagen, die lärmend, in Wolken von Abgasen, durch die Strassen rollten, beladen mit sowjetischen Soldaten in dreckigen Uniformmänteln, mit erschöpften, schmutzigen, abgemagerten Gesichtern – und wusste nicht, dass der grosse, von Adolf Hitler vor über fünf Jahren entfesselte Krieg zu Ende war.

Damals hatte ich zwei Kriegsenden hinter mir und das dritte vor mir, das in ferner, unbekannter Zukunft eintreten sollte.

So habe ich am 8. Mai 1945 nichts Besonderes erlebt. Ich war hungrig und wollte schlafen. Ich hatte dreihundert Kilometer Fussmarsch hinter mir, nach Osten, zu den Trümmern meiner Heimatstadt Warschau.

An jenem Abend gaben mir gute Menschen zu essen und zu trinken, eine brave Frau half mir, die Gefängnisklamotten auszuziehen, sie half mir, mich zu waschen, sie half mir einzuschlafen – in ihrer Küche und auf einem Haufen alter Lumpen, denn sie hatte kein Bett für mich.

Am nächsten Morgen gab sie mir meine gewaschene und gestärkte Lagerkleidung, als wäre sie das Frackhemd eines Bräutigams, sie gab mir einen Laib Brot und einen Metallbecher voll Marmelade, sie gab mir einen mütterlichen Kuss auf die Stirn und ihren Segen für den weiteren Weg – und ich ging nach Osten, nach Warschau, meiner Bestimmung entgegen.

Das war nicht mein Kriegsende.

II

Am 22. April 1945 lag ich im Revier des Konzentrationslagers Sachsenhausen. Ein paar Tage zuvor hatte ein bestimmter SS-Mann mich mit einer Eisenstange auf das Bein geschlagen. Er hatte zwar auf meinen Kopf gezielt, ich aber war geschickt ausgewichen und gefallen, während die Stange mein Schienbein traf. Dieser Kerl namens Schubert, im niedrigen Rang eines SS-Scharführers, galt als Kretin – und das rettete mich. Kretins sind von ihrer Natur her nicht konsequent. Statt mich ein zweites Mal zu schlagen, nun auf den Kopf, ging er auf andere Häftlinge zu, infolgedessen überlebte ich den Zweiten Weltkrieg. Mein Bein jedoch konnte ich nicht gebrauchen, die Wunde wurde brandig, und ich wurde abgeschrieben.

Wenige Tage später räumten die Deutschen das Lager. Es begann der berühmte Todesmarsch in Richtung Lübeck. Ich nahm daran nicht

teil, weil ich bewegungslos im Revierblock lag und in Dunkelheit und Gestank vor mich hinstarb.

In jener Regennacht am 22. April glaubte ich, der einzige lebende Mensch in diesem riesigen KZ zu sein. Ich habe diese Nacht schon einmal beschrieben, die sehr lange dauerte und für mich sehr wichtig war, weil ich damals in meinem kurzen Leben noch nichts erlebt hatte. In jener Nacht wusste ich noch nicht, was die Liebe einer Frau ist, was der Wind erzählt, wenn er über die Waldlichtung streicht und unterwegs der Hirschkuh begegnet, ich hatte noch nicht die fröhliche Stimme eines Kindes gehört, ebensowenig den verzweifelten Schrei eines Greises, ich wusste nichts von der Liebe, von Gott, hohen Bergen und fernen Meeren – und musste schon sterben in Verlassenheit, Dunkelheit, Einsamkeit und Fäulnisgestank.

Ich war nicht mit den anderen auf den Marsch nach Lübeck gegangen, weil ich ohne mein rechtes Bein nicht gehen konnte, also musste ich allein im Revier bleiben und auf den Tod warten.

Im Morgengrauen regnete es, rundum Nebel und Stille, und mir schien es, als stürbe ich.

Dann hörte ich ganz plötzlich ein Dröhnen, Schüsse, menschliche Schreie, und auf der Schwelle stand ein Mann in Lagerkleidung, mir ähnlich, auch jung, hager, glatzköpfig, mit Fieber in den Augen, und rief: «Die Russen sind im Lager.»

Da wurde mein Bein im Handumdrehen gesund, es geschah fast genauso, wie das Evangelium die Sache mit Lazarus beschreibt; denn mein Bein wurde gesund, ich konnte mich bereits darauf halten, ich erhob mich von meiner Pritsche, doch stand ich nicht nur auf, ich sprang flink durch das Barackenfenster und lief auf den Appellplatz, ich erblickte einen russischen Panzer und russische Soldaten, ich schrie und tanzte, ich hatte viel Kraft in mir, ich konnte schreien und tanzen, ich lief rund um den Panzer und stiess Schreie aus, zusammen mit mir liefen andere Häftlinge auf dem Platz herum, wie sich heraus-

stellte, war ich nachts nicht allein gewesen, sondern eine Menge, über zweitausend Lazarusse erhoben sich von ihren Pritschen, standen auf, wurden gesund, rannten, tanzten, schrien – und die Russen sahen uns verblüfft an, voller Sorge, Mitgefühl, Freude, Triumph, und dann tanzten auch sie und rannten umher, wir wälzten uns mit diesen Russen im Matsch des Appellplatzes, es regnete, Nebel wehte heran, ein russischer Soldat hob mich von der Erde auf, wie eine Mutter trug er mich auf den Armen in die Baracke, legte mich auf die Pritsche und sagte, der Krieg ist zu Ende.

Mein Bein stank, es war geschwollen, aus der Wunde rann eine ekelerregende Flüssigkeit, ich war trotzdem gesund und stark wie nie zuvor, denn der Krieg war zu Ende, und kaum einen Tag danach ging ich durch das Tor des Lagers Sachsenhausen, und ich ging aus eigener Kraft nach Osten, ein freier Mensch in einer freien Welt ohne Krieg.

Später zeigte sich, dass ich nicht nach Osten gehen konnte, denn im Gebiet von Bernau standen deutsche Panzerverbände, dort herrschte weiter Krieg, russische Soldaten sagten mir, ich sollte mich nach Süden wenden. «Wo ist Süden», fragte ich. «Dort, wo der Himmel in Wolken gehüllt ist, wo Berlin in Flammen steht», antworteten mir die Soldaten.

So ging ich auf die Rauchsäulen zu, nachts sah ich den Widerschein grosser Brände und wusste, ich ging richtig, auf Berlin zu, das endlich krepirt, während ich lebe.

Es begann für mich eine Zeit der Ruhe, die zwei oder vielleicht auch drei folgenden Tage waren für mich eine Zeit der Ruhe. Ich ging durch die verbrannte deutsche Welt, ich sah deutsche und russische Leichen zu beiden Seiten des Wegs, ich mied die Wälder, denn in den Wäldern lauerte der Tod, dort trieben sich verwilderte Soldaten beider kämpfenden Armeen herum, aber auch Wanderer aus allen Winkeln Europas, die den Weg vom Krieg zum Frieden suchten, vom Hunger zum

Sattsein, vom Tod zum Leben, und darum waren sie füreinander sehr gefährlich, sie brachten einander um, beraubten die Leichen, vergewaltigten die angetroffenen Frauen, sie sangen wüste Lieder, redeten in allen Sprachen der Welt und waren menschenunähnlich. Ich ging also in Richtung Berlin, in Richtung der Feuersbrunst und des Krieges, denn dort war man am sichersten.

So erlebte ich mein erstes Ende des grossen Krieges mit Hitler.

III

Am 1. Mai 1945 befand ich mich in Berlin-Köpenick. Erst nach Jahren sollte ich erfahren, dass Hitler damals schon nicht mehr lebte und dass sein Bunker erobert worden war. Damals aber, am 1. Mai, wusste ich noch nichts davon.

Der Stadtteil Köpenick brannte. Die hohen, zur Zeit des Fürsten Bismarck erbauten Mietshäuser standen in Flammen. Es war ein sehr schöner und hilfreicher Anblick für einen Jungen aus Warschau, der vor kaum zehn Monaten gesehen hatte, wie seine Heimatstadt in Flammen aufging, angezündet an den vier Ecken der Welt von Deutschen, wie Haus um Haus sich in Schutt verwandelte, ohne Hoffnung auf Rettung.

Auf den Strassen im Stadtteil Köpenick gab es weder Pferde noch Hunde noch Katzen noch Vögel. Es gab nur hier und da menschliche Leichen, und ein- oder zweimal erblickte ich die entsetzten Gesichter lebendiger Deutscher, die bei meinem Anblick in Panik flüchteten, obwohl ich keine Waffe trug, aussah wie ein in die gestreifte Narrenkleidung des Dritten Reiches gehülltes Skelett und kaum die Füße heben konnte, so schwach, ausgehungert und durstig war ich. Doch meine Kleidung zeigte, woher ich kam, für die wenigen Menschen in Köpenick, die ich damals antraf, glich ich dem Engel der Rache und schrecklichen Abrechnung – glich dem Engel der Vernichtung, der einst das Ägypten der Pharaonen heimgesucht hatte.

Dabei war ich allein, ganz allein unter ihnen, sie hätten mich damals mühelos umbringen können, doch, wie sich herausstellte, fürchteten sie sich hundertmal mehr als ich, darum schritt ich durch Köpenick wie Hannibal zu den Toren Roms oder wie Napoleon auf dem Schlachtfeld von Wagram oder der Scharführer Schubert im KZ Sachsenhausen. Hinter mir schritt die ganze Armee der Welt, die den Krieg gewonnen hatte. Aber genau damals überkam mich der Gedanke, ich hätte den Krieg doch noch nicht gewonnen, weil ich keine Kriegsbeute besass, die immer Beweis und unwiderlegliches Zeugnis des Sieges ist.

Es passierte irgendwo auf halbem Wege zwischen Köpenick und Friedrichshagen, auf der leeren Strasse, die in Flammen stand. Nach vielen Jahren versuchte ich, diese Strasse wiederzufinden, ich suchte sie fieberhaft, ich lief, von ungesunder Neugier getrieben, durch die ganze Gegend, als wollte ich ein Stück meines irren Schicksals wiederfinden – aber ich fand die Stelle nicht. Sie kehrt nur in meinen Träumen zurück, in Wirklichkeit aber existiert sie nicht.

Vielleicht war es auch damals nur der Traum eines Jungen, der vor sich hinschritt in der Ekstase des wundervollen Friedens und des be rauschenden Sieges.

Auf jener leeren Strasse standen die Häuser in Flammen. Es war heiss, es roch nach Brand. In einem der Häuser tobte das Feuer in den höheren Stockwerken, das Parterre dagegen war von den Flammen noch unberührt. Dort befand sich ein Textilgeschäft. Die Schaufenster standen weit offen, die Scheiben waren längst herausgefallen, das Glas knirschte unter den Füßen. In einem Schaufenster stand eine Puppe, auf ihr hing ein dunkelblauer Herrenmantel, lang, warm, mit Samtkragen. Die Puppe schien mir damals der einzige Deutsche in der ganzen Gegend zu sein, leblos, ganz auf meine Gnade oder Ungnade angewiesen. Der Gedanke schoss mir durch den Kopf, ich hätte den Krieg doch noch nicht gewonnen und die Zeit des Friedens nicht erreicht, da ich

keine Kriegsbeute besass, und ich beschloss, dieser Mantel würde meine Beute sein. Mit grosser Mühe kletterte ich in das Schaufenster, die Glut war kaum auszuhalten, brennende Holzscheite fielen von oben herab, der Rauch würgte mich in der Kehle. Ich ergriff den Mantel der Schaufensterpuppe, warf ihn mir um die Schultern und stieg hinunter auf den Bürgersteig. Dann humpelte ich die Strasse weiter.

Um die Schultern trug ich jetzt den deutschen Mantel, dunkel, lang, warm, elegant, mit Samtkragen.

Die Häuser brannten. Schwarzer Rauch verdeckte den Himmel. Ich ging langsam und atmete sehr mühsam, der Tod blickte mir in die Augen, aber ich war glücklich, denn nun war der Krieg für mich zum zweiten Mal beendet, ich hatte meine Kriegsbeute, den eroberten Mantel, er sollte die Entschädigung sein für meine ermordeten jüdischen Schulkameraden aus dem Warschauer Ghetto, für all die Razzien und Erschiessungen, für die Beraubung meines Landes, für das Niederbrennen meiner Heimatstadt, für die Ermordung meiner Verwandten, das Haarescheren im KZ, die Schläge mit dem Ochsenziemer, die ich erhalten, den Hunger, den ich erlitten, das Froschhüpfen rund um den Appellplatz, den Rauch aus dem Krematorium, den Galgen und die Eisenstange des Scharführers Schubert.

Ich hatte meine Kriegsbeute, und so endete mein Krieg gegen Adolf Hitler. Doch bald stellte sich heraus, dass ich zu schwach war, um auf meinen Schultern den verdammten Mantel zu tragen. Er erwies sich als furchtbar schwer, ich trug ganze Tonnen dieses Mantels auf meinem Rücken, er drückte mich zu Boden, noch ein Schritt, noch zwei, und ich wäre leblos auf den Bürgersteig gestürzt.

Folglich nahm ich den Mantel von den Schultern und warf ihn hinter mich. Sofort empfand ich Erleichterung. Ich zog weiter in Richtung Polen.

Ich hatte keine Kriegsbeute. Mein Krieg endete ohne Beute.

Dennoch endete an jenem Tage in Köpenick der Krieg für mich zum zweiten Mal.

Und der Gedanke an den Mantel bereitet mir bis heute Freude und Befriedigung.

IV

An diesem Tage regnete es wieder. Ein empfindlich kalter Wind peitschte mein Gesicht. Ich stand auf einem Podest neben einem der berühmtesten Sowjetgeneräle. Er trug eine Feldbluse und um die Schultern seinen Mantel mit den Generalsabzeichen, in den schmalen Lippen hielt er eine im Regen erloschene Zigarette.

Dieser General hiess Dubynin und war der Oberkommandierende einer Armeegruppierung, der Heeresgruppe Nord. Wenige Monate später wurde Dubynin Stabschef der Roten Armee in Moskau, wohl der letzte Inhaber dieses Postens vor dem endgültigen Zerfall der UdSSR. Er verstarb bald, in relativ jungen Jahren, und als mich die Nachricht von seinem Tode erreichte, empfand ich Trauer, denn Dubynin hatte sich mir gegenüber bei unserer einzigen Begegnung sympathisch und sehr höflich verhalten, und ausserdem wusste ich, dass er gegen Ende seines Lebens ein grosses Drama als Offizier, Kommunist und hoher Sowjet-Funktionär erleben musste.

An diesem Tage, als es regnete und ein böiger Wind wehte, während wir beide auf dem Podest standen, war ich Senator und einer der drei offiziellen Repräsentanten des polnischen Staates in sehr wichtiger Stunde. Das Ganze ereignete sich in der Kleinstadt Borne-Sulimowo im westlichen Pommern, nicht weit von Stettin, im Jahr 1990, Ende April, mit einem Wort, seit meiner Wanderung durch die Strassen von Berlin-Köpenick waren gerade 45 Jahre vergangen. Diese 45 Jahre hatte ich im kommunistischen Polen verlebt. Im kommunistischen Polen standen einige sowjetische Militärabteilungen, Polen ge-

hörte zum Warschauer Pakt und war kein souveräner Staat.

Im Jahr 1989 aber hatte der Kommunismus in Polen aufgehört zu existieren. Im Juni fanden die ersten freien Wahlen nach dem Krieg statt, und die Kommunisten verloren die Macht. Im Herbst fiel die Berliner Mauer. Das Sowjetimperium lag in Agonie.

Ende April oder Anfang Mai 1990 beschlossen Sejm, Senat und Regierung des unabhängigen Polen, ihre Repräsentanten in die Ortschaft Borne-Sulimowo zu entsenden, wo eine der Basen der Sowjettruppen lag. An jenem Tag fand die feierliche Verabschiedung der ersten russischen Einheiten statt, die Polen für immer verlassen sollten.

Die Russen hatten auf dem Bahnsteig eine Tribüne errichtet. Vor der Tribüne, auf den Bahngleisen, standen die Militärzüge und auf den Wagen Panzer, gepanzerte Mannschaftswagen und Geschütze. Die Tribüne war mit Blumen geschmückt. Ein scharfer Wind wehte, es regnete. An der Tribüne marschierten die Abteilungen sowjetischer Offiziere und Soldaten im Paradeschritt vorbei, vor der Tribüne senkten die Fähnriche ihre Standarten, und Offiziere wie Soldaten präsentierten die Waffen. Irgendwo in der Ferne, auf dem Truppenübungsplatz feuerten Sowjetgeschütze zum Abschied ihre Salven. Schwärme von Dohlen und von Krähen flogen, durch die Kanonade erschreckt, immer wieder von den noch unbelaubten Bäumen auf, die schwarzen Schwadronen der Vögel verdeckten den bewölkten Himmel.

Ich bebte vor Kälte, Nässe und innerem Fieber. Neben mir stand mein Freund aus der Zeit der oppositionellen Konspiration, der Sejm-abgeordnete Lityhski, und etwas weiter der Vize-Aussenminister Professor Makarczyk. Dicht neben mir paffte General Dubynin seine ständig ausgehenden Zigaretten, zog seinen Uniformmantel zurecht, lächelte nervös und enthüllte dabei eine Garnitur erstaunlich gleich-

mässiger und hässlicher Zähne.

Am Vorabend hatte Dubynin in der geräumigen, verlassenem Villa, in der sich das Quartier des Generals und seines engsten Stabes befand, für uns ein Abendessen gegeben: Kaviar, Fleisch, Geflügel, allerlei Getränke. Die Russen tranken viel, wir überhaupt nichts. Das versetzte Dubynin in schlechte Laune. Er sagte zu mir: «Ihr mögt uns nicht...» Einen Moment schwieg ich. Es war im Frühling des Jahres 1990, bei diesem Abendessen repräsentierte ich meinen erst seit wenigen Monaten unabhängigen Staat, ich sass am Tisch neben einem mächtigen sowjetischen Heerführer, rundum sowjetische Generäle, bedrückt, doch auch ein wenig zornig und wachsam, als befänden sie sich plötzlich in einer belagerten Festung, eine heikle Situation, am zeitigen Morgen dieses Tages war ich mit General Dubynin in seinem Hubschrauber über die riesigen Truppenübungsplätze geflogen, auf denen Panzer und Mannschaftswagen herumfahren.

Es war eine sorgsam für uns einstudierte Vorführung sowjetischer Stärke in dieser letzten Stunde ihrer Gegenwart auf polnischem Boden. Unter uns erblickte ich das Band eines Flusses und bemerkte, dass wir darüber hinwegflogen, der Motorenlärm war kaum zu ertragen. Wir sprachen über Funk, ich hatte die Hörer auf den Ohren, das Mikrofon am Mund. Ich fragte: «Wo sind wir, Herr General?» Er lachte auf und antwortete: «Ich weiss nicht genau, aber vermutlich in Deutschland, ja, das ist schon Deutschland, schauen Sie hinunter, diese Stadt unter uns ist Prenzlau ...» Ich sagte damals kein Wort, dachte mir aber, für Dubynin ist dieses Riesengebiet Europas seine Erde, sein Gutshof, er muss niemanden fragen, wohin und wann er mit dem Hubschrauber fliegen möchte, die Leute in Berlin und die Leute in Bonn werden kein Wort sagen, mag Dubynin doch über Prenzlau, Pasewalk, Greifswald fliegen, er darf alles, das ist die Macht, vor der die Regie-

rungen in Paris, London und Washington zittern, Dubynin kann fliegen wie ein Vogel, vom Pazifik zur Elbe, so habe ich damals gedacht. Es dauerte nur kurz, wir kehrten bald zurück, der Hubschrauber landete auf einer Wiese, dort warteten schon die Autos. Dubynin fuhr im Geländewagen davon, ich in einer Limousine, weil ich der Repräsentant des polnischen Parlaments war und Polen ein freies, unabhängiges Land. Dubynin akzeptierte das, mühsam, ungern, mit Widerwillen, Schmerz, vielleicht gar mit Zorn, aber er akzeptierte es, im Kreml sass Gorbatschow, die Deutschen machten eine Währungsunion zwischen BRD und DDR, in Pankow regierten immer noch die Jünger Honeckers, in Warschau war die Regierung souverän, aber sowjetische Truppen standen doch bei Stettin, Liegnitz und Warschau, man durfte sich nur vorsichtig bewegen, Schritt für Schritt, wie auf einem Minenfeld. Wir konnten alle in die Luft fliegen. Deshalb musste ich, als Dubynin sagte, dass wir sie nicht mögen, einen Moment überlegen, was und wie ich antworten sollte, um in diesem Laden mit politischem Porzellan kein Geschirr zu zerschlagen. Ich hatte doch keine Erfahrung, ich war weder Politiker noch Diplomat, ich war nur ein Schriftsteller, der 45 Jahre lang in diesem seltsamen Polen gelebt hatte, das Polen war und gleichzeitig nicht.

Immer noch dauerte dieser verfluchte Krieg; denn als ich am 1. Mai 1945 auf der Strasse durch Berlin ging, war es schon nach Jalta, wovon ich nichts wusste, und vor Potsdam, wovon ich auch nichts wissen konnte. Ich hatte damals keine Ahnung, dass wir verkauft worden waren und weiterverkauft würden, ohne einen Hauch von Scham, ohne irgendwelche Gewissensbisse, ohne einen Moment des Zögerns. Davon konnte ich damals nichts wissen, ich, ein gewöhnlicher Warschauer Junge, den ein russischer Soldat vom Scharführer Schubert befreit hatte. Alles blieb damals vor mir verborgen, aber nach 45 Jahren, in der Villa des Stabes der Heeresgruppe Nord, trug ich in meinen

Knochen schon lange die Geschichte Polens und Europas, wusste ich längst, was vor sich ging, dachte also einen Augenblick nach und antwortete: «Manche Polen mögen die Russen nicht, weil sie keinen Grund haben, sie zu mögen, ich aber habe, trotz einiger trauriger Gründe, die meine Abneigung rechtfertigen würden, meine eigene Erinnerung, ich erinnere mich an mein eigenes Schicksal und habe beim Anblick einer sowjetischen Uniform ambivalente Gefühle.»

Da fragte Dubynin: «Warum gerade das?»

Und ich erzählte ihm die viele Jahre zurückliegende Geschichte, als für mich im KZ Sachsenhausen zum ersten Mal der Krieg zu Ende ging.

Dubynin hörte zu und trank aus dem grossen Wodkaglas. Nachdem ich mit meiner Geschichte fertig war, sagte er: «Sie haben viel für mich getan. Es ist gut, dass ich gerade heute von einem Polen solche Worte über einen Sowjetsoldaten höre. Ich nehme diese Worte mit nach Russland.»

Nach dem Abendessen wiederholte ich mein Gespräch mit dem General für Professor Makarczyk. Dieser rief erfreut: «Das haben Sie vorzüglich eingefädelt. Wie ein erfahrener Diplomat.» Ich darauf: «Herr Minister, ich bin kein Diplomat. Und ich habe nichts eingefädelt. Ich habe die schlichte Wahrheit über die eigene Vergangenheit gesagt.» – «Gut, dass Sie es behalten und sich im richtigen Moment an das erinnern haben, woran man sich erinnern muss», antwortete der Minister.

Am nächsten Morgen regnete es, ein starker, kalter Wind wehte, die Sowjetsoldaten marschierten vor die Tribüne, und Abteilung für Abteilung bestieg die Eisenbahnwagen, die Geschütze auf dem Truppenübungsplatz feuerten Abschiedssalven. Dubynin schaute mit versteinertem Gesicht zu, er warf die durchnässten Zigaretten weg und zündete sich sofort die nächsten an, sein Generalsmantel flatterte im Wind wie die Sowjetfahne, die gegen Ende der Feier bei absolutem

Schweigen eingeholt wurde. Einer der Sowjetgeneräle verliess unmittelbar davor die Tribüne, stieg in seinen Wagen und fuhr ohne ein erklärendes Wort davon. Als er das sah, sagte Dubynin: «Verstehen Sie bitte, er kann das nicht mit ansehen. Er war im Krieg, er hat den Krieg gewonnen, und jetzt verliert er ihn ...»

«Ich verstehe», antwortete ich.

Und in diesem Augenblick endete der Krieg für mich zum dritten Mal.

Sie gingen fort. Sie gingen für immer fort. Der unbeschreiblich lange Zug, beladen mit Truppen, Panzern, Mannschaftswagen und Geschützen, ruckte an und begann, ganz langsam auf den Schienen davonzurollen. Nach Osten. Sie gingen fort.

Sie waren zu mir gekommen, hinter den Stacheldraht des KZ Sachsenhausen, um mich zu befreien. Später aber nahmen sie mir die Freiheit fast für das ganze Leben.

Jetzt endlich gingen sie fort.

Ich hatte sie begrüsst als Junge mit faulendem Bein, als biblischer Lazarus aus Warschau, der unter Tausenden von Toten aufstand, um in der Unfreiheit zu leben.

Ich verabschiedete sie auf der Schwelle zum eigenen Alter, als Senator des unabhängigen Polen, um von diesem Augenblick an als wirklich freier Mensch mit dem Schicksal zu ringen.

An diesem Tag in der Ortschaft Borne-Sulimowo, auf dem Bahnsteig, dicht neben einem Sowjetgeneral stehend, beendete ich zum dritten Mal meinen Weltkrieg.

ES GAB KEINE STUNDE NULL

Georg Stefan Troller

Amerikanischer Vernehmungsoffizier bei Kriegsende

Der Krieg geht zu Ende. Am 18. März 1945 halten wir auf deutschem Reichsgebiet. Der Ort heisst Blieskastel. Vor uns der Westwall, die «Siegfriedlinie», von der man allerhand gehört hat. Werden wir unsere Wäsche daran aufhängen, wie uns Donald Duck das vorträllerte? Oder uns hier ausbluten? Ein Mann rennt uns gestikulierend entgegen. Wir, das ist das Vernehmungsteam des 179. amerikanischen Infanterieregiments, 45. Division, genannt die Donnervögel. Man hat ihn an unser Team verwiesen, weil wir Deutsch sprechen. Er heisst Oskar Berli. «Einstufung: verlässlich», steht in unserem Bericht an die Division, den ich noch besitze. Berli ist Bauingenieur und hat diesen Abschnitt der Befestigungen hingeklotzt. Jetzt sollen wir ihm bloss nicht seine schmucken Bunker wegballern. Lieber zeigt er uns, wie man sich da am besten durchschlängelt. Oh, er ist kein Widerständler, der Herr Berli. Nur ein Spezialist. Wie es eben auch Spezialisten für Gaskammern gab und für Verbrennungsöfen. Wahrscheinlich waren auch sie sauer, als sie den ganzen Krempel zuletzt in die Luft sprengen mussten. Soviel professionelles Können im Eimer. Übrigens hiess er nicht wirklich Berli, unser Informant. Ich habe hier seinen Namen verändert. Ich kann mir nämlich nicht vorstellen, dass man ihm eine Gedenktafel anbrachte damals in Blieskastel, obwohl er doch bestimmt den Ort vor der Zerstörung bewahrt hat. Oder sogar heute anbringen würde. Eher könnte man hinter vorgehaltener Hand

das Wort vom Vaterlandsverräter murmeln hören, nicht wahr? Wie bei denen vom 20. Juli. Warum soll ich also dem Mann, oder seinen Nachkommen, Unannehmlichkeiten bereiten?

Im Verhör wollen die Gefangenen «nur noch gefallen»

Bei Worms gehen wir nachts über den Rhein. Ich träume vom Nibelungenlied, von Siegfried und Hagen, wahrscheinlich als einziger Ami in dieser Armee von Millionen. Dann ist es der Durchbruch. Wir knattern die Autobahn entlang, auf dem Mittelstreifen marschieren die «POWs» dumpf nach hinten in die Gefangenschaft. Wieviele solche Gefangene hab ich nicht kennengelernt bei unseren Vernehmungen. So zähe Soldaten, solche Profis im Einsatz, bis zuletzt. Und dann, kaum sind sie im Verhör, wollen sie uns nur noch gefallen. Fliessend packen sie aus, finden sich begierig auf unserer Karte zurecht, um ihre MG-Nester zu verraten, die Gräben, die Panzerfäuste. Bloss Nazis, nie. Nicht etwa, dass sie dagegen waren. Sie haben bloss aus irgendeinem Grund nichts davon mitgekriegt. Zellenleiter, Blockwart, Führerbe-fehl, Kristallnacht, Nürnberger Gesetze, Dachau, Buchenwald... Fehl-anzeige. Von Auschwitz nicht zu reden. Wo soll das liegen, bitteschön? Damals hab ich gerade gefehlt, Herr Lehrer.

Aus den Häusern längs der Landstrasse hängen jetzt die weissen Laken. Einige Bewohner starren uns neugierig an, die meisten gehen achselzuckend ihrer Aufräumarbeit nach, denn Ordnung geht vor. Aber wie sie unser überlegenes Material bewundern! Oh diese Jeeps, diese Walkie-Talkies! «Ja, hätten wir bloss sowas gehabt! Aber wir sind eben nur ein armes Ländchen, das ihr da überfallen habt, warum eigentlich? Wir haben euch doch nichts getan.» Rotbackige Kinder strahlen uns an, wie wir ihnen Schokolade und Kaugummi zuwerfen.

«Tschungum, Mister?» – die universelle Unterwerfungs-Parole. Natürlich versuchen wir auch, damit Souvenirs zu erhandeln: Armbinden, Dolche, Eiserne Kreuze. Komisch, wie läppisch dieser ganze Kram wirkt, wenn die Bedeutung von ihm abgefallen ist: billig hergestellter Ramsch. Später überraschen wir ein Bauernpaar beim Verbrennen einer Hakenkreuzfahne. Sie glauben schon ihr letztes Stündchen gekommen, wie ihnen das Zeug aus den Flammen gerissen wird. So also endet das Dritte Reich, denke ich, nicht als Wagneroper, sondern als Farce. In Nürnberg sind wir dann dabei, wie die gigantischen Insignien des Parteitagsgeländes weggesprengt werden. Nun erfasst mich zum ersten Mal doch der Triumph. Immer wollte man die braune Pest besiegen, und es waren bloss verdreckte Feldgraue, die um ihr bisschen Leben kämpften. Jetzt endlich hat man den eigentlichen Feind vor Augen, wenn auch nur symbolisch.

Am nächsten Abend verzeichnet mein Tagebuch ein weiteres von diesen grotesken Erlebnissen, wie sie mir zustehen: Ein armes Bündel Mensch wird an mich gewiesen. Er ist Diabetiker, braucht dringend sein Insulin. Aber ein betrunkenener GI hat seinen ganzen Hausrat aus dem Fenster gefeuert mitsamt den Spritzen. Ja, genau auf den Misthaufen vor seinem Haus. Und jetzt soll ich die Güte haben, mit meiner läschenlampe und Autorität, auch während der Sperrstunde ... Ich verbringe die halbe Nacht im Gestank wühlend. Ob wir's gefunden haben, weiss ich nicht mehr. Aber was sonst hätte ich tun sollen? Jemand sterben lassen? Danach kriege ich meinen halben Monatssold gestrichen, wegen Vergehens gegen das Fraternisierverbot.

Endlich in München. Nix Werwolf, nix Alpenfestung, die uns doch ewig Widerstand leisten sollten. War alles nur dem Goebbels sein Bluff. Er wusste schon, dass auch wir für das Mythische anfällig waren, wenn auch längst nicht so stark wie seine eigenen Leute. Wie hat der

doch mit Zauberformeln um sich geworfen: Blutfahne, Königstiger, meine Ehre heisst Treue, SS-Division Florian Geyer, der Toten Tatenruhm... lauter Vokabeln, um sich romantisch dran aufzugeilen. Und nun? Was haben wir eigentlich an Umschwung erwartet? Doch etwas, das dieser gigantischen Götzendämmerung entsprach. Wenn schon nicht Dank für die Befreiung, so doch ein Erlöstsein aus dem Gestapo-Alptraum, ein überwältigendes Gefühl gesprengter Ketten. Und dann irgendein Sühnzeichen, das die tiefe Nacht der Reue markierte. Mussten nicht die Glocken dröhnen, und die Bevölkerung in Sack und Asche auf den Kirchenstufen beten? Aber was war das?

Wiegt Unglück Unrecht auf?

Man setzte ja die Nazizeit einfach mit dem Kriegselend der letzten Monate gleich, als hätte man nicht vorher jahrelang mitgejubelt, mitverdient und miterorbet, bevor das Blatt sich wendete. Und schon wog das erlittene Unglück jedes ausgeübte Unrecht auf. Am Ende rechnete sich alles auf Null. «Ja, Mister, wer hat denn diesen Krieg gewollt? Sie nicht und wir nicht, stimmt's? Höchstens unsere Obermacher. Wenn's nach uns einfachen Leuten ginge, wir brauchten keinen Adolf und keinen Roosevelt, der uns auf die Schlachtfelder schickt, hab ich nicht recht? Prost allerseits.» Und das war's dann.

In Hitlers Münchener Wohnung

In München suchen wir uns selbst ein Quartier, das Vorrecht der Spezialeinheiten in der Army. Die Division wird einstweilen hier in der Stadt bleiben, das hört man gern. Am Morgen wandern wir durch's

Zentrum. Beim Marienplatz sind die einmündenden Seitenstrassen bis zum ersten Stock mit Trümmern vollgestopft. Nein, so hatte man sich das denn doch nicht vorgestellt. Aber schliesslich, wer hat damit angefangen? Ich treffe auf Sergeant Adler im Jeep, der sich, tüchtig wie immer, schon den amerikanischen Stadtplan verschafft hat. Auch Hitlers Privatwohnung am Prinzregentenplatz ist verzeichnet. Wir fahren hoch und sind unter den ersten. Bürgerlich-behäbig, eine Rolle, in der er sich damals gefiel. Auf den Regalen tatsächlich der gesammelte Karl May, sonst kaum Bücher. In der Schreibtischlade ein verblühter Veilchenstrauss und einer jener Kitschbriefe, wie sie ihn ja zu Tausenden erreichten: «Mein geliebter Führer, von ihrem letzten Geld sendet Ihnen diese Blumen Ihre Verehrerin ...» Hitler der Filmstar, auch das gehörte dazu.

In Dachau

Am 1. oder 2. Mai hören wir von seinem Selbstmord. Dann hinaus zum KZ Dachau. Die Überlebenden hatte man schon in Lazarette abtransportiert. Die unrasierten, mit gelber Haut überzogenen Skelette, die da mit offenen Mündern und aufgerissenen Augen um Bahnwaggons herum lagen, hielt ich zunächst für Wachspuppen, von einem wahnsinnigen Anatomen ausgestreut. Nie konnten Menschen bei lebendigem Leib zu so etwas werden. Es waren sie aber, es waren meine Leute. Ich sehe mich um nach den andern GIs. Sie fotografieren. Das ganze Areal ist ein einziges pittoreskes Motiv geworden, wohlgruppiert um einen erschlagenen SS-Bewacher. Die Waggons tragen polnische Merkzeichen. Die Insassen muss man wochenlang aus ihren östlichen Lagern herangekarrt haben, ohne Wasser und Nahrung. Einige haben versucht, einander das Blut auszusaugen. Eine unsinnige Wut erfasst mich, nicht gegen die Mörder, nein, gegen sie, die Ermordeten.

Warum haben sie sich schnappen lassen, einsperren, demütigen? Warum sich nicht rechtzeitig abgesetzt oder Widerstand geleistet? Muss ich mich jetzt wieder zu ihnen bekennen, wo ich mich gerade in jahrelangen Mühen zum Ami hochstilisiert habe, vom Verlierer zum Sieger, vom Emigranten zum Triumphator? Oh ja, ich werde es müssen. Schon weil man mich, von diesem Moment an in alle Ewigkeit, nie vergessen lassen wird, dass der Holocaust meine Sache ist, mein Baby. KZ-Memoiren und Hitlerbiographien sind nur dazu da, um von mir gelesen und rezensiert zu werden, Moderatoren bemühen taktlos meine Vergangenheit («ist Filmemacher und Jude», igit), jedes Interview giert nach meiner Trauerarbeit. Während die Schuldigen und ihre Nachkommen, erleichtert die Bürde losgeworden zu sein, sich mit Vorliebe der Zukunft widmen, vom Wiederaufbau bis zur Wiedervereinigung.

Später am Tag beginnen die GIs, ganze Busladungen von Münchenern zum KZ Dachau hinaus zu bringen. Die es mit vorgehaltenen Schnupftüchern durchziehen und ihr komplettes Überraschtsein verkünden. Eine Frau sagt empört zu mir: «Das hättet ihr uns auch nicht antun brauchen.» Schon beginnt dieses eigentümliche Selbstmitleid, dessen psychologischer Mechanismus denkbar einfach ist: *Je* schlechter es einem angeblich geht, desto mehr büsst man ja gerade die Vergangenheit ab. Allerdings: Wie viele betrachteten nicht diese Busse schon damals als vollbracht. Man hatte ja Hitler erlitten, die Bombennächte, wozu jetzt noch eine Bestrafung? Eigentümlich: Diese Leute sprachen von dem Mordregime, das bis gestern hier geherrscht hatte, als etwas längst Verflossenem und Verlachtetem, das nie jemand ernst genommen hatte. Und nun: Schluss mit alledem!

Keine Spur von Gewissen

Der Ruf nach der endlich abgeschlossenen Vergangenheit begann nicht etwa nach jahrelanger Büßfertigkeit und Milliarden Wiedergutmachung. Er begann mit dem Tag der Befreiung, der noch heute gern als «Zusammenbruch» oder «Einmarsch» bezeichnet wird. Auszug aus meinem Kriegstagebuch vom 8. Mai: «Deutsche lesen Proklamationen ausdruckslos an Plakatwänden. Sind Arschkriecher, bewundern uns als Stärkere. Hacken zusammenschlagen, jawohl, Herr Offizier! Keine Spur von Gewissen. Wir waren ehrliche Gegner, gebt uns Waffen, wir marschieren mit euch gegen die Russen.»

Kriegsende. Wir brauchen keine Stahlhelme mehr überzustülpen, die Karabiner werden uns abgenommen. Eigentümlicher Moment, wo ich wieder meine Hosenbeine, jahrelang in die Gamaschen gestopft, frei heraushängen lassen darf. Wie die ersten langen Hosen mit fünfzehn. Man beginnt, sich um seine «Punkte» zu kümmern. Mit 80 Punkten ist man reif für die Demobilisierung und darf heim. Immerhin, noch ist Krieg im Pazifik. Die Atombombe wird dann für uns alle wie eine Erlösung wirken, weiter denkt man sich nichts dabei. Heim? Aber will ich eigentlich heim? In dieses New York, wo ich immer zu ersticken glaubte? Eine vage Idee steigt in mir auf: In Europa bleiben, sich mit Europa auseinandersetzen, gar einem vereinten. Europäische Nachkriegsblüte wie in den Goldenen Zwanzigern, und ich ein Teil davon! Ja, nur als was?

Von Stunde Null keine Rede

Die Gl's, von England und Frankreich reichlich verschnupft, fühlen sich in Bayern urwohl. Da sind die Fräuleins. Da ist die Tüchtigkeit der Leute, ihre Unterwürfigkeit, auch ihre Sprachkenntnisse. Jeder ein

Spezialist. Wie kann man auf einen Barackenbauer verzichten, auch wenn er irgendwo im Osten, weiss Gott wozu, schon mal Baracken gebaut hat? Von Stunde Null keine Rede. Es geht einfach weiter. Es glitscht herüber. Was zuerst wie ein Trümmerhaufen aussah, entpuppt sich als Ameisenhaufen. Jeder rührt sich, jeder macht sich notwendig. Arbeiten heisst ja auch, nicht denken müssen. Eines Tages findet man auf dem Münchner Siegestor aufgemalt die Worte: «Dachau, Buchenwald, Mauthausen – ich schäme mich, ein Deutscher zu sein.» Schon tags darauf steht daneben: «Bach, Beethoven, Brahms, ich bin stolz, Deutscher zu sein», so als wären die alle stramm in der SS gewesen.

Die Zusammenzählung meiner Kriegsjahre und Orden ergibt noch längst keine 80 Punkte. Ich muss mir einen Posten suchen. Einige Wochen lang arbeite ich für das CIC, die amerikanische Gegenspionage. Zu meinem Erstaunen besitzen sie dicke Nachschlagewerke mit den Namen von Tausenden von Nazis: «Aber in Wirklichkeit waren es bestimmt eine Million Aktive. Übrigens nicht mehr als ein Hundertstel davon bei der Gestapo. Das reichte. Die Tyrannisierten halfen den Tyrannen selbst, sie zu tyrannisieren.» Wir fahren zu einem Internierertenlager. Es sind die weiland Übermenschen, die da jetzt verkommen in Trainingsanzügen herumlungern und sich leid tun. Sie sehen aus wie Emigranten. Sie wirken eminent jüdisch. Wie später Eichmann vor seinen Richtern. Fast empfinde ich Sympathie für sie. Nein, als Nazijäger bin ich nicht zu brauchen.

Reporter beim Bayerischen Rundfunk

Ich melde mich bei Radio München, dem nachmaligen Bayerischen Rundfunk. Man macht mich zum Reporter. Ich berichte über die schlechten Unterkünfte für die Vertriebenen aus dem Osten. Man be-

weist mir haarklein, die einzige Möglichkeit, sie im überfüllten Deutschland anzusiedeln, wäre die Flugfelder umzupflügen! Wie man sich irren kann. Ich beklage, dass die Frauenkirche noch immer ohne Notdach dasteht. Kurz darauf gibt es ein Notdach. Ich merke, dass mich diese Leute etwas anzugehn beginnen. Fange an zu unterscheiden. Lerne Arbeiter kennen, alte Sozis, echte Antinazis, die jetzt von den Amis nicht gefragt sind, da keine Spezialisten. Und sind sie nicht etwa verdächtige Linke? Ich gewinne Freunde und lasse meine ganzen Rationen bei ihnen. Allein für die Zigaretten hätte ich damals ein Haus kaufen können. Der Journalismus macht mir Spass. Ich habe eine «Radiostimme». Ist das meine Zukunft? Ich merke, die Sprache zieht zu den Sprechern hinüber: Wessen Sprache du sprichst, dessen Seele schliesst sich dir auf. Soll ich es wieder mit diesem Land, dieser Kultur versuchen? Ich bringe Kritiken über die ersten Theateraufführungen: Macbeth (vom Publikum als Nazi-Allegorie gewertet), Iphigenie (wir sind doch bessere Menschen).

Auch einen Kulturskandal gibt es schon. Der Emigrant Thomas Mann wird vehement angegriffen von einigen Daheimgebliebenen, darunter die seinerzeitigen Erfolgsautoren Frank Thiess und Walter von Molo. Sie wollen diese ganzen Jahre in der «inneren Emigration» geschmachtet haben, bemüht «zu retten, was zu retten war». (Was haben sie eigentlich gerettet?) Während wir äusseren Emigranten, wie wir jetzt von Herrn Furtwängler erfahren, nichts anderes darstellen als «schimpflich Geflohene». Bald wird sich auch Gottfried Benn diesen inneren Leidtragenden zuschlagen. Nur Ernst Jünger hat wenigstens die Dezenz, keine billigen Rechtfertigungen für seine Rolle als Totengräber der Republik anzubieten.

Anhaltender Antisemitismus

Eines Tages im Herbst 1945 erreicht mich ein Zuschauerbrief. Eine «Frau, die für viele spricht» rät mir, mich dorthin zurückzugeben, wo ich herkomme. «Ansonsten bricht die Rache über euch Juden herein.» Ich finde den Brief so komisch, dass ich ihn im Foyer des Funkhauses ans schwarze Brett hefte. Am nächsten Morgen werde ich von Chefredakteur Captain Horine auf sein Büro zitiert und gefeuert: «Wissen Sie nicht, dass die Mehrzahl unseres Publikums so denkt?» Ich muss bei mir zugeben, dass ich es weiss, aber verdrängt habe. Irgendwie will ich daran glauben, dass sich dieses Volk schlagartig (wahrscheinlich mit meiner Ankunft!) gewandelt hat. Aber hat es sich nicht wirklich gewandelt, zumindest in dem einen entscheidenden Punkt: der Magie? Zwölf Jahre lang haben sie vom Glauben an Wunder gelebt. Noch bis ganz zuletzt an die Wunderwaffen, die der Erzzauberer ihnen vorgaukelte. Dass aus den Mirakeln nichts wurde, hat damals mehr Leute zur Demokratie bekehrt als fünfzig Jahre Umerziehung durch die Medien seitdem. Allerdings, Demokratie? Oder war es nicht eher, dass wir Amis «eben wirtschaftlich die Stärkeren waren, während der Adolf, dieser Naive, sich dummerweise auf den Glauben und den Idealismus der Leute verliess?» Das daraus zu ziehende Fazit: dass es mit den schönen Gefühlen, den ideellen Werten nichts auf sich hat, sondern nur mehr die äusserlichen und materiellen Errungenschaften zählen. Übersehen wird die inbrünstige Menschenachtung der Amis. Demokratie gleich Dollars, Look und Lifestyle, jeder McDonald's ein Bollwerk der Freiheit! Und was ist meine Rolle bei alledem, und die meiner Schicksalsgefährten? Waren wir schon von Anfang an für den Holocaust zuständig (und von Zuständigkeit zu Verantwortlichkeit ist nur ein Schritt), so später auch für das Moralische überhaupt, während sich das Volk hingeeben den diversen Fress-, Sex- und Reisewellen zuwenden durfte. Juden hatten – sozusagen stellver-

tretend – geistig, gläubig und idealistisch zu sein, eine Instanz. Dafür bekamen wir dann den «Judenbonus» allseitiger Billigung. Wenigstens auf Zeit.

Skeptisches Fazit

Schon ein halbes Jahrhundert seit Kriegsende? Ich stehe vor der Tatsache, dass ich fast mein gesamtes Erwachsenenendasein mit diesem besieigten und wiederauferstandenen Volk verbracht habe. Mit ihm, aber nicht in ihm, und nicht von ihm, ihm nicht zugehörig. Denn ich bin ja nach wie vor Amerikaner und lebe in Frankreich. Mein Bezugssystem aber ist gefühlsmässig auf dieses Land hin eingestellt, seine Sprache, seine Fortschritte und Sorgen. Hat es seine vielbeschworenen inneren Dämonen endgültig überwunden? Wohl kaum, solange drei Richter unisono einem überführten Neonazi den Antisemitismus als «Herzessache» zugestehen. Wohl ja, wenn man die Hunderttausende bedenkt, die bereit sind, dagegen in Lichterketten zu protestieren. Zukünftige Gefahren? Oh doch, ich sehe sie, und nicht nur für Deutschland. Über das ich damals vor fünfzig Jahren in mein Tagebuch schrieb, was mir noch heute nicht so dumm vorkommt: «Dieses Volk ist dazu gezwungen worden, seinen Träumen von Weltherrschaft zu entsagen. Mir scheint, es hat mit der Aufgabe dieser Träume auch das Recht über Bord geworfen, überhaupt zu träumen. Aber kann ein Volk ohne Träume leben?»



*Gemüseanbau im Tiergarten – im Hintergrund das beschädigte
Brandenburger Tor*

KRIEGSENDE 1945: IN ETAPPEN UND VARIATIONEN!

Isa Vermehren

I. KRIEGSENDE = BEGEGNUNG MIT DER FREIHEIT

«**L**a guerra è finita!» Dieser Freudenschrei war in Italien schon einige Tage früher als in Deutschland zu hören. Mit der Auflösung der Südfront in den letzten Apriltagen des Jahres 1945 wurden auch wir endlich aus der Gewalt der SS befreit.

«Wir» – das waren damals 144 Sonder-, Sippen- oder auch Ehrenhäftlinge aus 22 verschiedenen Nationen – Angehörige der Achsenmächte, der Alliierten oder einzelne Personen aus dem neutralen Ausland.

Diese, aus allen sozialen Schichten, allen Altersstufen sich zusammensetzende Gruppe, zu der auch Frauen und Kinder gehörten, Militaristen und Zivilisten, Geistliche beider Konfessionen, Mitglieder des europäischen Hochadels und einfachste Bürger der mittleren und unteren Schichten, dieser bunt zusammengewürfelte Haufen stellt indirekt einen Beweis für die tiefe Angst und Unsicherheit des Hitlerregimes dar, das sich von der unbedachten Äusserung eines Clowns oder Friseurs ebenso angegriffen fühlte wie von der massiven Kritik hoher Militärs.

Von den zum Teil hochkarätigen Gefangenen aus dem Lager der Alliierten vermuteten wir, dass sie möglicherweise Himmler als eine Art Faustpfand dienen sollten, mit dem er sich freikaufen konnte. Genauso denkbar aber war, dass die SS-Schergen, die mit unserem Transport beauftragt waren, einen Befehl in der Tasche hatten, wenn auch nicht

alle, so doch einige von uns auf keinen Fall lebend in die Hände der Feinde fallen zu lassen.

In dieser Ungewissheit in Bezug auf unser eigenes Schicksal hatten wir alle gelebt vom Moment unserer Verhaftung an; in diesen letzten Apriltagen jedoch trat ihr bedrohlicher Charakter ganz unverhüllt zu Tage. Die SS war mit mehreren Maschinenpistolen bewaffnet und mit einem Kasten voll offen bereitliegender Handgranaten. Der uns zugestandene Lebensraum waren seit Tagen fünf ältere Omnibusse, in denen wir eng zusammengepfercht sassen, Verpflegung hatte es keine oder nur in sehr unzureichenden Portionen gegeben, die Rücksicht auf die hygienischen und physischen Bedürfnisse wurde, wenn überhaupt, dann nur in allerknappster Form gewährt, immer unter Bewachung des hauptverantwortlichen Unterscharführers Stiller und seiner etwa dreissig Mann starken Begleitung, die sich übrigens in den folgenden Tagen rasch und ganz unauffällig verringerte. Diese Burschen waren Meister im rechtzeitigen Sich-absetzen und Untertauchen.

Die fünf Busse waren von verschiedenen Gefängnissen bzw. Konzentrationslagern aus immer weiter in Richtung Süden geschickt worden, deutlich auf der Flucht vor den näherrückenden Fronten aus Ost und West. Unser Ziel sei ein abgelegenes Quartier in Südtirol, wurde uns gesagt. Wann immer die Fahrzeuge ihr Tempo verringerten und einsame Schneisen oder Lichtungen sich am Wegrand zeigten, stieg unsere Aufmerksamkeit für das Verhalten unserer Bewacher. Wie wir später erfuhren, hatte Stiller tatsächlich einen Erschiessungsbefehl für acht Personen aus unserer Gruppe in der Tasche, den er erst verbrannte, nachdem er einsehen musste, dass er das Spiel verloren hatte.

Dieser plan- und sinnlosen Irrfahrt wurde ein rühmloses Ende dadurch gemacht, dass einer der fünf Busse (der mit den Handgranaten) mit einem Motorschaden am Eingang des kleinen Ortes Niederndorf

liegen blieb. Die anbrechende Nacht verbrachten wir noch in den Bussen, doch am nächsten Morgen setzte sich der ganze Tross in Richtung Niederndorf in Marsch. Wir waren hungrig und hofften auf Hilfe von seifen der Dorfbewohner, eine Hoffnung, die überreich erfüllt wurde!

Im Laufe des Tages wurden die Hinweise auf das Ende der Kriegshandlungen immer zahlreicher – deutsche und italienische Soldaten in abgerissenen Uniformen, ohne Waffen, nur mit einem Sack über der Schulter, fluteten auf der Strasse zurück in ihre Heimatorte, zwischen ihnen schwankten ausgediente Militärwagen mit abenteuerlichem Gepäck beladen und mit Menschen, die wie Trauben an ihnen hingen. Am auffälligsten war die Stimmung: Erlösung und Erleichterung bei den Italienern, tiefe Depression bei den Deutschen.

Unser Aufbruch in das Dorf war auch der Auftakt zu unserer Befreiung. Unter den ehemaligen Häftlingen befand sich der italienische General Garibaldi, der sich in kürzester Zeit umringt sah von einer Schar begeisterter Partisanen. Sie brachten ihm nicht nur ein Zicklein für ein grosses Festmahl, sondern stellten auch die Verbindung zur 5. Armee der Amerikaner her. Am selben Morgen wurde vom (noch) kommandierenden deutschen General dieses zerfallenden Frontabschnitts auf Bitten eines unserer inhaftierten Generäle eine Kompanie Gebirgsjäger zum Schutz der Häftlingsgruppe abkommandiert. Als die SS-Leute begriffen, dass die Wehrmacht ihnen das Heft aus der Hand genommen hatte, hielten sie uns durch ihre gereizte Verfassung noch eine Nacht in Atem, so dass wir nächtliche Patrouillen organisierten, doch dann war der Spuk endgültig vorbei. Sie nahmen einen der Busse und tauchten weg, wie es die meisten ihrer Art getan haben ...

Fraglos der erhehendste Augenblick dieser kritischen Tage war der Gottesdienst am Sonntag, dem 29. April. Zelebriert wurde er vom französischen Bischof Biguet in der schönen Barockkirche von Nie-

derndorf. Alle 144 nahmen daran teil, und wohl jeder begriff auf seine Weise, dass es noch mehr und anderes gab als nur das gemeinsame Häftlingsschicksal, das uns miteinander verband.

Diese vier Tage zwischen dem Ende der Hitlerdiktatur und der Begegnung mit der Siegermacht waren erfüllt von einem rauschhaften Gefühl unerhörter Freiheit und Freude! Unter uns ehemaligen Häftlingen gab es keine erkennbaren Vorbehalte zwischen den Mitgliedern der beiden kriegführenden Blöcke: Achsenmächte hier und Alliierte dort, vielmehr hatten sich kleinere und grössere Gruppen gebildet, je nach persönlicher Sympathie, der sprachlichen Verständigungsmöglichkeit, der gemeinsam durchstandenen Leidenszeit. Unvergesslich ist mir ein Spaziergang ins Nachbardorf, bei herrlichem Sonnenschein in ausgelassendster Laune – zwei Engländer, ein Ungar, zwei Deutsche und ein Italiener.

Zweimal noch habe ich und haben viele wie ich und mit mir eine ähnlich euphorische Stimmung empfunden. Das erste Mal 1946, als der erste Generalsekretär der Vereinten Nationen seine Tätigkeit aufnahm und all unsere Hoffnungen darauf gerichtet waren, dass nunmehr Vernunft und Sachverstand, Augenmass und menschenwürdige Nachsicht sich durchsetzen würden bei der Schlichtung internationaler Probleme. Es kam aber sehr bald ganz anders, wie alle wissen: Bereits 1946 war die Welt wieder aufgeteilt in zwei feindliche Blöcke, grösser und umfassender als es die kriegführenden Bündnisse gewesen waren.

Das zweite Mal liegt noch nicht lange zurück: Als die Mauern zwischen Ost und West in sich zusammenfielen, meinten wir wieder, nun sei der Weg frei, in geduligen und kompromissbereiten Absprachen gerechte Lösungen für alle anstehenden Probleme zu finden – aber auch dieses Mal kam alles ganz anders. Es ist offenbar doch nur wenig, was wir Menschen kraft unserer Vernunft bewerkstelligen können.

Am 4. Mai trafen die Amerikaner bei uns ein mit einem überwältigenden Aufgebot an kleinen und grossen Fahrzeugen, einer raffinierten Feldküche, einer blitzenden Duschanlage und Unmengen von köstlichem Proviant. Die Gebirgsjägerkompanie hatte bei uns bis zu diesem Tag ausgehalten; jetzt mussten sie ihre Gewehre auf einen Haufen werfen und sich abtransportieren lassen in ein Gefangenenlager. Ich erinnere mich an dieses schmerzliche Nebeneinander: Für uns ehemalige Häftlinge war die Ankunft der Amerikaner der Augenblick lang ersehnter Befreiung von dem verhassten Hitlerregime – für die armen Landser brachen die letzten Illusionen zusammen; sie mussten einsehen, dass sie die schönsten Jahre ihres Lebens vergeudet und verspielt hatten. Manche wussten nicht, ob sie glücklich sein konnten, den Krieg überlebt zu haben – die Ungewissheit über das, was aus ihrem Zuhause geworden war, war zu gross, die Nachrichten von dort zu trostlos ...

Bei den Mitgliedern inhaftierter Soldatenfamilien waren die Empfindungen zerrissen zwischen Erleichterung, dass dieser wahnsinnige Krieg endlich zu Ende war, und einer tief empfundenen Kränkung ihrer Vaterlandsliebe, dass wir den Krieg so schmerzvoll verloren hatten. Dass wir nicht nur den Krieg, sondern mit ihm unser ganzes Ansehen verloren hatten, unsere Vergangenheit auch, unsere Herkunft, unsere Überlieferungen, unsere geistige, kulturelle, sittliche Tradition – dessen wurden wir erst im Laufe der folgenden Tage, Monate und Jahre inne...

II. KRIEGSENDE = BEGEGNUNG MIT DEN SIEGERN

Vier Tage dauerte dieses glückliche Leben im Hotel am Pragser Wildsee, versorgt von der amerikanischen Feldküche, die wirklich alles lieferte, einschliesslich der guten Zigaretten! Dann wurde der grosse Hof eines Morgens überschwemmt von vierzig kleinen Jeeps,

die uns zum nächsten Flughafen brachten, von wo aus uns fünf Truppentransporter zum amerikanischen Hauptquartier nach Neapel flogen.

Dort wartete ein grosser Bahnhof auf uns mit Blumen und Rotkreuz-Schwestern, die sich vor allem auf die Kinder und die älteren Personen stürzten mit Limonade, kleinen Kuchen, kleinen Beuteln, die so nützliche Dinge wie Seife, Zahnbürste, Waschlappen etc. enthielten, vor allem aber mit Kameramännern, Pressefotografen, Linsen jede Menge... Das Interesse galt im ersten Augenblick fraglos allen, die aus dem Bauch der Maschine kamen, aber die freudige Begrüssung beschränkte sich sehr bald auf die Angehörigen der Alliierten.

Nach wenigen Minuten schon trat uns Deutschen ein bewaffneter Posten in den Weg und bedeutete uns, dass wir Mitglieder der Achsenmächte uns abseits zu versammeln und dort auf unseren Abtransport zu warten hätten. Diese Trennung erfolgte so schnell und unvermutet, dass wir keine Zeit hatten, uns von unseren neuen Freunden zu verabschieden. Vielmehr erhielten wir einen ersten Eindruck vom neuen und sehr abstossenden Gesicht der Deutschen.

Die bewaffneten amerikanischen Posten, die uns anschliessend in unser Hotel begleiteten, blieben die ganze Nacht bei uns und verhinderten jeglichen Ausgang: Sie müssten uns vor der Wut der Italiener schützen.

Der Krieg war zu Ende, aber die Gefangenschaft dauerte an, wenn auch unter sehr anderen Bedingungen. Alle Mitglieder der Achsenmächte wurden am nächsten Tag in einem Schnellboot nach Capri gebracht und dort für die nächsten vier Wochen im Hotel Paradiso in Anacapri untergebracht. Das war gewiss ein zauberhafter, von üppiger Blumenpracht umgebener Ort, aber dennoch ein Käfig. Die ersten acht Tage durften wir das Hotelgelände nicht verlassen, nur zum Gottesdienst gehen in der nahegelegenen Kirche, begleitet von einem amerikanischen Offizier. Erst nach zehn Tagen wurden bestimmte

Personen aus unserer Gruppe zur näheren Untersuchung nach Neapel geholt. Dabei erging es den höheren Militärs ganz anders als z.B. Pastor Niemöller, dem in den ersten Tagen ein beinahe triumphaler Empfang bereitet wurde, während die Generäle in harte Kriegsgefangenschaft gerieten.

Alle wurden mehrmals interviewt vom CIC und Secret Service, mussten endlose Fragebogen ausfüllen; UNRRA und Quäker versorgten uns mit Kleidung, Medikamenten oder auch nur mit Trost.

Es dauerte über zwei Wochen, bis ehemalige Nationalsozialisten und Offiziere aussortiert waren. Die übriggebliebenen harmlosen Zivilisten durften sich frei auf der Insel bewegen, nachdem wir versprochen hatten, keinen Fluchtversuch zu unternehmen und keine weiteren Interviews zu geben.

Dennoch: Weder die uns umgebende Schönheit des üppigen italienischen Frühlings mit seinen duftendem Jasmin, seinen farbenprächtigen Rosen, seinen bunten Oleandersträuchen, Lilien, Gardenien... noch das uns entgegengebrachte Interesse, die uns geltende Fürsorge konnten uns wirklich beglücken. Zu unauslöschlich hatte sich uns das Grau der Konzentrationslager eingeprägt, das Grau unserer von Bomben halb zerstörten Städte, das fahle Grau der Menschengesichter, die in den Trümmern zu überleben versuchten.

Was uns im tiefsten nicht zur Ruhe kommen liess, waren die ängstlichen Fragen nach dem Schicksal unserer nächsten Angehörigen, die uns niemand beantworten konnte. Am härtesten betroffen von dieser Unruhe waren die Frauen, deren Männer noch irgendwo Soldat waren oder die man von ihren Kindern getrennt hatte.

Einmal wurden unsere Namen vom Vatikansender ausgestrahlt, so dass bekannt werden konnte, wer von den Gestapohäftlingen noch am Leben war, aber die Zahl derer, die diese Sendung gehört hatten, war

klein. Als ich nach Hamburg zurückkam, wurde ich voller Überraschung als Überlebende begrüßt: mein Name und der meiner Familie hätten doch auf einer Liste der Opfer des Terrorregimes gestanden!

Nach vier Wochen endlich kamen wieder die eiligen Jeeps, um uns zum Hafen zu bringen, vom Hafen wurden wir nach Neapel und dort zum Flughafen gebracht, von wo uns eine Militärmaschine nach Paris flog. Das war immerhin ein Schritt in Richtung Heimat, wenn auch ein sehr schmerzlicher, denn dort verwechselte man uns mit einer Reihe schwer belasteter SS Familien. In Paris wurden wir auf offenen Lastwagen zu einem grossen Warenhaus gefahren, in dem eine Etage für durchreisende DPs freigemacht war. Die Fahrt durch die Stadt war von verschiedenen Aufenthalten durchsetzt, und jedesmal erregte der Anblick dieses ungewöhnlich beladenen Lasters die Neugier der Passanten. Sobald sie merkten, dass wir Deutsche waren, brachen sie in wütende Schimpf- und Hassreden aus, unterstrichen durch entsprechende Gesten – wie Spucken, mit den Fäusten drohen oder mit zufällig vorhandenen Stöcken auf uns einschlagen. Der Ruf «les boches, les boches!» pflanzte sich rasch in die umliegenden Strassen fort und zog immer mehr Menschen an – es war eine tief beschämende Situation!

Dass wir eine besiegte Nation waren, hatte sich unserem Bewusstsein schon eingepägt – hier erfuhren wir wieder, dass wir auch eine verhasste waren. Als einer aus unserer Gruppe vom Wagen herunter den erregten Franzosen klarmachen wollte, dass wir selber alle im KZ gewesen seien, löste diese naive Bemerkung Spott und Hohn aus: Das sei uns nur recht geschehen, wenn wir solche Einrichtungen schon für notwendig hielten!

Unsere amerikanischen Bewacher taten übrigens nichts, um die Menge zu zerstreuen; unsere begleitenden Offiziere liessen uns über eine Stunde auf sie warten, bis wir ein paar Strassen weiter in unser Quartier einziehen konnten.

Ich war während des Krieges mehrmals in Frankreich gewesen und hatte dabei aus vielen Gesprächen den Eindruck gewonnen, dass die Beziehungen zwischen den Franzosen und der deutschen Wehrmacht, so lange diese auch die Besatzungsmacht ausübte, im Grossen und Ganzen gut und zuverlässig waren. Aus einzelnen Fällen weiss ich, dass damals Freundschaften fürs Leben entstanden sind, die sich bewährten, kaum, dass die Deutschen sich wieder frei bewegen konnten. Erst als der SD den Stil der Okkupation bestimmte, wurden die Spannungen unerträglich auf Grund der masslosen Willkür- und Vergeltungsakte, von denen dessen Regiment gekennzeichnet war, wo immer er es ausübte.

Das Pariser Zwischenspiel dauerte nicht lange, hat sich aber dennoch unserem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Es konnte uns zudem ein erstes Gefühl vermitteln für den Berg von nationalen Ressentiments, den es abzutragen galt, wollte man an dem Gedanken vom vereinten Europa festhalten, der uns in den Jahren vor Hitlers Macht ergreifung beflügelt hatte.

III. KRIEGSENDE – BEGEGNUNG MIT DER GESCHLAGENEN HEIMAT?

Am 15. Juni schliesslich brachte uns ein Flugzeug nach Frankfurt, wo wir endgültig den deutschen Behörden überlassen wurden. Wieder hatte man mit der Ankunft der SS-Familien gerechnet und die erste Begrüssung war entsprechend frostig. Aber nachdem das Missverständnis aufgeklärt war, gab man uns etwas zu essen und brachte uns sogar in eine Unterkunft. Das war eine Schule, die seit Wochen als Massenquartier für durchreisende Flüchtlinge diente und in einem entsprechenden Zustand war. Der Bürgermeister bedauerte persönlich, uns keine bessere Bleibe bieten zu können – seine Stadt glich mit Ausnahme weniger Strassenzüge einem riesigen Trümmerhaufen.

Womit wir nicht gerechnet hatten: Wir durften die Stadt nicht verlassen, wir sollten den amerikanischen Behörden noch zur Verfügung stehen, und das sollten wir vierzehn Tage lang.

Die immer neu verzögerte Rückkehr in unser endgültiges Zuhause spiegelte abbildhaft das Lebenstempo im besiegten Deutschland. Die Menschen schleppten sich und ihre dürftige Habe über die aufgerissenen Strassen und durch die Steinhaufenwüste ihrer zertrümmerten Häuser. Hier und da verriet ein paar Bretter an den Kellerfenstern, dass der Raum dahinter wohl bewohnt war, es gab kaum heile Geschäfte mit irgendeiner Auslage, die Fahrzeuge in den befahrbaren Strassen gehörten entweder der amerikanischen Besatzungsmacht oder es waren ausgediente Militärfahrzeuge. Häufiger noch waren es Karren, zwei-, drei- oder vierrädrige, gelegentlich auch ein offener Wagen von mageren Pferden gezogen. Auf der Ladefläche eines solchen Pferdefuhrwerks lag unbedeckt ein alter toter Soldat. Wo wurde er hingebraucht? Und wer hat ihn wohl beerdigt?

Diese ersten Tage in der – im wahrsten Sinne des Wortes: zu Boden geschlagenen – Heimat hatten etwas Gespenstisches an sich. Unser Volk hatte sein Gesicht verloren. Ja, es hatte darüber hinaus alle Zeichen, Symbole, Veranschaulichungen seiner selbst verloren. Die Zeugnisse unserer reichen Geschichte -Kirchen, Gebäude, Kunstwerke, Plätze, Brunnen, Museen, unübersehbare Schätze individueller Wohn- und Lebenskultur – zu vieles war zerstört, verbrannt, für immer verloren. Die Menschen irrten orientierungslos durcheinander in zerlumpten Kleidern, mit grauen, müden Gesichtern, die Kinder hungrig und wie verlassen, alle sahen alt aus, selbst die jungen Menschen. Die vielen Invaliden – mit nurmehr einem Bein, einem Arm – humpelten daher. Jeder war auf der Suche nach irgendeinem Anhaltspunkt, irgendeinem Menschen, einem Ort, einer Adresse, wo er mit seinem Leben wieder anknüpfen konnte, weil es ihn mit seiner Vergangenheit verband.

Damals war die grosse Stunde der Familie, der Freunde, der Nachbarschaft! Oftmals vielleicht nur zähneknirschend bestanden, aber allen später durchgeführten Befragungen gemäss doch überzeugend bestanden. Es war auch die grosse Stunde der Frauen, zumal der Mütter, die mit ihrem zähen Lebenswillen sowohl für ihre Kinder wie auch für die alten Verwandten das Überleben ermöglichten, während sie gleichzeitig auf die Rückkehr ihrer Männer und Söhne aus dem Krieg warteten. Für viele ein jahrelanges Warten, für viele ein vergebliches. Wann war für sie der Krieg zu Ende?

Mein Zielort war Hamburg. Der letzte Transport von Frankfurt nach Norddeutschland erfolgte auf einem amerikanischen Militärlastwagen mit zwei GIs am Steuer, das erleichterte uns den Übergang von einer Besatzungszone in die andere.

In Hamburg kamen wir am frühen Morgen an bei herrlichem Juniwetter. Mein erster Eindruck war der: Die Alster kann niemand zertrümmern! Glitzernd lag sie in der Sonne, den Wasserspiegel verziert von einigen kleinen Segelbooten – ein friedlicher, tröstlicher Anblick. In den Gärten am Harvestehuderweg blühten Blumen, die wildwachsenden ebenso üppig wie die gepflegten – es waren vor allem solche Eindrücke von der Unverwüstlichkeit der Lebenskraft der Natur, die inmitten der Trümmer so tröstlich berührten.

Niemand konnte sich damals die Geschwindigkeit vorstellen, in der die Trümmer beseitigt und die Städte neu und schöner wieder aufgebaut sein würden. Aber heute, denke ich, wissen wir alle, dass das Neue das Alte zwar verdeckt, aber nicht wirklich ersetzt hat: Zu viel vom ursprünglichen Wurzelgeflecht ist abgeschnitten und verschüttet in der Erde zurückgeblieben; vom neu Gepflanzten weiss man bisher nicht, wie tief es angewachsen ist...

Liste der bis Niederndorf gekommenen Sonderhäftlinge

Grossbritannien

Harry MA. Day,
Wing Commander
John McGrath, Oberstleutnant
Richard H. Stevens,
Oberstleutnant
Hugh Falconer, Schwadronführer
Jack Churchill, Oberstleutnant
Sydney H. Dowse, Fliegerleutnant
Bertram James, Leutnant
Peter Churchill, Hauptmann
R. N. van Wymeersch, Leutnant
S. Payne Best, Hauptmann
Wadim Greenewich,
Staatsbeamter
Thomas Cushing, Soldat
Andrew Walsh, Flugzeugmonteur
Patrick O'Brien, Soldat
John Spence, Soldat

Sowjetunion

Peter Priwalow, Generalmajor
Iwan G. Bessenow, General
W. Brodnikow, Oberstleutnant
Nikolaus Rutschenko, Oberleutnant
Wassilli Kokorin-Molotowsk,
Leutnant
Fedor Ceredilin, Soldat

Frankreich

Léon Blum, Ministerpräsident

Madame Blum

Gabriel Piquet, Bischof von
Clermont-Ferrand
Prinz Xavier de Bourbon-Parma
Joseph Joos, Mitglied des
Reichstags und Redakteur der
«Ketteler-Wacht», Köln

Niederlande

J.C. van Dyk, Verteidigungsminister

Norwegen

A. Dahli, Kapitän der Kriegsmarine

Schweden

Carl Edquist, Direktor

Schweiz

Armand Mottet, Werkführer

Lettland

Gustav Celmius, Professor aus
Riga

Tschechoslowakei

Imrich Karvas, Professor
Jan Stanek, Major
Josef Rozsivac-Rys, Journalist
Josef Burda, Kaufmann

Griechenland

Alexander Papagos, Oberbefehlshaber

Joan Pitsika, Generalleutnant
Constantin Bakopulos, Generalleutnant
Panajotis Dedes, Generalleutnant
George Kosmas, Generalleutnant
Nikolaos Grivas, Korporal
Vassilis Dimitrion, Soldat

Jugoslawien

Hinko Dragic
Dimitri Tomalevski, Journalist
Novac Popovic,
Generalpostmeister

Ungarn

Nikolaus von Kallay, Ministerpräsident
Peter Baron Schell, Innenminister
Geza von Igmandy-Hegyessy,
Mitglied des Oberhauses
Niklaus von Horthy jun., Gesandter
Andreas von Hlatky, Staatssekretär
Julius Kiraly, Gendarmerieoberst
Aleksander von Ginzery, Artillerieoberst
Josef Hatz, Major
Samuel Hatz, Schulleiter
Desiderius von Onedy, Sekretär von
Horthy jun.

Italien

Santé Garibaldi, General
Davide Ferrero, Oberstleutnant
Amechi, Staatsbeamter
Burtoli, Staatsbeamter

Österreich

Kurt von Schuschnigg, Kanzler
Frau Vera von Schuschnigg
Maria-Dolores (Sissy)
von Schuschnigg
Richard Schmitz, Bürgermeister von
Wien
Konrad Praxmarer, Schriftsteller

Dänemark

Hans Lunding, Kapitän
Jörgen L.F. Mogensen, Vizekonsul
Max J. Mikkelsen, Kapitän der
Handelsmarine
Knud E. Pedersen, Kapitän der
Handelsmarine
Hans F. Hansen, Marineingenieur
Adolf T. Larsen, Farmer

Polen

Graf Aleksander Zamoyski, Major
Stanislaw Jensen, Pilot der Royal
Air Force
Jan Izycki, Pilot der Royal Air
Force

Deutsches Reich

Hjalmar Schacht, Reichsbankpräsident
Hermann Pünder, Staatssekretär
Prinz Philipp von Hessen,
Botschafter
Erich Heberlein, Gesandter
Margot Heberlein
Franz Halder, Generaloberst
Alexander Baron von
Falkenhausen, General der
Infanterie

Georg Thomas, General der
Infanterie
Bogislav von Bonin, Oberst
Franz Liedig, Fregattenkapitän
Martin Niemöller, Pfarrer
Johannes Neuhäusler,
Domkapitular
Anton Hamm, Kaplan
Karl Kunkel, Kaplan
Wilhelm von Flügge, Direktor
Prinz Friedrich Leopold von
Preussen, Gutsbesitzer
Baron Fritz Cerrini, Privatsekretär
Josef Müller, Rechtsanwalt
Baron Fabian von Schlabrendorff,
Rechtsanwalt
Horst Hoepner, Kaufmann
Horst von Petersdorff,
Industriekaufmann
Fritz Thyssen, Grossindustrieller
Frau Annelie Thyssen
Heidi Nowakowski
Wilhelm Visintainer, Clown und
Koch
Paul Wauer, Friseur

Sippenhäftlinge

Gertrud Halder
Anneliese Gisevius, Lehrerin
Gustav Goerdeler, Chefarzt
Anneliese Goerdeler
Ulrich Goerdeler, Rechtsanwalt
Irma Goerdeler
Marianne Goerdeler
Benigna Goerdeler
Jutta Goerdeler
Käte Gudzent
Maria Freifrau von Hammerstein-

Ecquord
Hildur Freiin von Hammerstein-
Ecquord
Ilse Lotte von Hofacker
Anna-Luise von Hofacker
Eberhard von Hofacker
Therese Kaiser Elisabeth Kaiser
Arthur Kuhn, Patentanwalt
Lini Lindemann
Fey Pirzio-Biroli
Walther Graf von Plettenberg,
Baumwollimporteur
Gisela Gräfin von Plettenberg
Isa Vermehren, Sängerin
Ingeborg Schröder
Harring Schröder Hans-Dietrich
Schröder Sybille-Maria Schröder
Elisabeth Gräfin Schenk von
Stauffenberg
Markwart Graf Schenk von
Stauffenberg, Oberst
Maria Gräfin Schenk von Stauffen-
berg
Alexander Graf Schenk von
Stauffenberg, Professor für Alte
Geschichte
Maria Gabriele Gräfin Schenk von
Stauffenberg
Inez Gräfin Schenk von Stauffen-
berg
Alexandra Gräfin Schenk von
Stauffenberg
Otto Philipp Graf Schenk von
Stauffenberg
Clemens Graf Schenk von Stauffen-
berg
Josef Mohr
Käthe Mohr

DAS WICHTIGSTE SPIEL MEINES LEBENS

Fritz Walter

Fertig zum Aufbruch machten sich meine Kameraden und ich am 8. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation, um von Deutsch-Brod in der Slowakei an die Moldau zu kommen. Wir gehörten einem Jagdgeschwader an. Unser Kommodore, Oberstleutnant Hermann Graf, war, als die Lage aussichtslos wurde, nicht gemeinsam mit den anderen Piloten abgeflogen. Er hatte vielmehr beschlossen, dass sich alle zusammen, Bodenpersonal, Flieger und er selbst, in die Gefangenschaft begäben. Daher waren die noch flugtauglichen Maschinen in den ersten Maitagen zerstört worden.

Mittags dann wurde es höchste Zeit loszufahren. Denn es hiess, nur, wer bis Mitternacht westlich der Moldau sei, käme in amerikanische Kriegsgefangenschaft, wer östlich sei, geriete in die sowjetische. Und wir wollten natürlich zu den Amerikanern. Die Fahrt an die Moldau wurde zu einer ZerreiSSprobe für unsere Nerven. Wir gerieten mehrmals unter Partisanenbeschuss, und je näher wir dem Fluss kamen, desto häufiger mussten wir anhalten, da die Strassen verstopft waren. Dennoch erreichten wir schliesslich unser Ziel. Am Abend des 8. Mai begab sich das Jagdgeschwader des Kommodore Graf bei Pisek in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Froh waren wir, dass uns das gelungen war, und heilfroh, dass der Krieg zu Ende war! Endlich war Schluss damit! Wir hofften jetzt einfach darauf, irgendwann, vielleicht schon bald, zu unseren Familien zurückkehren zu dürfen und uns dann ein Leben in Frieden aufbauen zu kön-

nen. Auf jeden Fall war jetzt erstmal die Gefahr gebannt, jeden Augenblick umkommen zu können.

Sehr lang war es her, dass ich als Fussballspieler, der ich ja war, mein erstes Spiel im Trikot der Nationalmannschaft hatte bestreiten dürfen. Es war damals, am 14. Juli 1940, gegen die Rumänen gegangen. Wir gewannen 9 :3. Und von den neun Toren hatte drei der bis dahin unbekannte, neunzehnjährige Fritz Walter aus Kaiserslautern geschossen. Doch es war bereits Krieg, und ich wurde noch im selben Jahr, am 5. Dezember, als Soldat zur Infanterie eingezogen. Ich kam nach Diedenhofen bei Metz.

Allerdings gingen die Länderspiele trotz Krieg eine ganze Zeit lang weiter. Das bedeutete für uns Nationalspieler, dass wir greifbar sein mussten. Wir wurden daher nicht an die Front geschickt, sondern kamen in die Garnisonen. Für die jeweiligen Spiele wurden wir beurlaubt. Die Organisation lag bei Sepp Herberger, der damals den Titel eines Reichstrainers führte, und beim Büro des sogenannten Reichsportführers von Tschammer und Osten. Gespielt haben wir gegen jene Länder, mit denen wir uns nicht im Krieg befanden, gegen die Schweiz beispielsweise, sodann gegen Finnland und Schweden sowie auch gegen Ungarn, Rumänien und Kroatien.

Für von Tschammer und Osten, das heisst also für das Regime, hatten diese Spiele natürlich eine durchaus politische Bedeutung. Man wollte sich durch sie Prestige verschaffen in der Welt. Es sollte demonstriert werden, dass Deutschland mitten im Krieg auch immer noch zu sportlichen Höchstleistungen in der Lage war. Auf allen Ebenen des Lebens wollte das Regime Stärke beweisen.

Wir Spieler haben uns über diese Dinge jedoch keine Gedanken gemacht. Wir sagten uns, wenn wir so gut wie möglich spielen, wird bald wieder ein Länderspiel angesetzt, wir kommen raus aus dem Soldatenalltag und können uns wiedersehen. Darüber hinaus bot sich im

Zusammenhang mit den Spielen immer mal die Gelegenheit, zu Hause vorbeizuschauen und der Familie die eine oder andere Kleinigkeit mitzubringen. Schweizer Schokolade zum Beispiel, die war schon was Feines im Krieg.

Trainer Sepp Herberger behelligte uns nicht mit der Weitergabe von Wünschen aus der Politik. Irgendwie sickerte einmal durch, dass sich bei einem Spiel gegen die Schweiz in Bern ein Sieg besonders gut mache, da es auf den 20. April 1941 fiel. Der Sieg sollte also unser Geschenk zu «Führers Geburtstag» sein. Wir verloren allerdings prompt 2:1. Für unseren Trainer war das kein Thema. Er verlangte von uns nur, was von Nationalspielern immer verlangt werden kann. Wir hatten daran zu denken, das Land auf dem Spielfeld wie ausserhalb desselben ehrenvoll zu vertreten.

Am 20. November 1942 gewann die deutsche Nationalelf in Pressburg, dem heutigen Bratislawa, 5:2 gegen die Slowakei. Dieses Spiel sollte das letzte sein, das wir während des Krieges im Nationaltrikot bestritten. Denn der politische Wind wehte auf einmal aus einer anderen Richtung. Von Tschammer und Osten persönlich ordnete an, dass ab diesem Zeitpunkt die Fussballspieler an die Front zu versetzen seien und ihre Namen nicht mehr in den Sportberichten zu erscheinen hätten. Mich benachrichtigte Sepp Herberger telefonisch in Diedenhofen davon. Es handelte sich um ein völliges Spielverbot. Als ich mich daher einige Zeit später doch zum Mitspiel in der Pariser Soldatenelf überreden liess, gab es ziemlichen Ärger. Ich hatte zwar unter dem Namen Fritz Hack gespielt, aber ein Sportreporter entdeckte, wer da wirklich über den Platz lief, und veröffentlichte das.

Für ein «Nachspiel» liessen allerdings die Kriegsereignisse von Tschammer und Osten keine Zeit. Unser ganzes Bataillon wurde aus Frankreich nach Sardinien verlegt. Auf der Insel erkrankte ich, wie so viele meiner Kameraden, bald an Malaria. Sie sollte mich in den folgen-

den Jahren immer wieder mit Anfällen heimsuchen. Dann wechselte Italien die Fronten, wodurch unser Aufenthalt jäh abgebrochen wurde. Es gelang uns, nach Korsika überzusetzen, dort bis zur Hafenstadt Bastia zu kommen und dann aufs italienische Festland geflogen zu werden. Von Piombino aus musste ich nach Elba, dem neuen Stationierungsort unserer Einheit. Auf dem Schiff, mit dem ich fuhr, entdeckten die Matrosen, wer ich war. Sie waren darüber so aus dem Häuschen, dass sie mich bei der Ankunft in Elba nicht weckten, sondern wieder mitnahmen, damit ich ihnen bei der neuerlichen Überfahrt noch möglichst viele Fussballerlebnisse berichten konnte. Dann liessen sie mich aber in Portoferraio an Land.

Nach einiger Zeit auf Elba beordnete man mich zum Kompaniechef. Er fragte, ob ich, der Obergefreite der Infanterie, einmal Flieger gewesen sei. Als ich das zweimal verneinte, meinte er, dass ihm dann meine sofortige Abkommandierung zum Jagdgeschwader 11 nach Jever doch recht sonderbar vorkomme. Auch ich verstand nicht recht. Sollte Sepp Herberger, der um meinen schlechten Gesundheitszustand wusste, die Hand im Spiel gehabt haben? Aber warum gerade nach Jever?

Kurz und gut, ich erhielt meinen Marschbefehl ausgestellt, und reiste über Kaiserslautern, wo ich die Eltern sehen konnte, im Dezember 1943 nach Ostfriesland. Als ich bei meiner Ankunft in Jever erfuhr, wer das dortige Jagdgeschwader leitete, ging mir ein Licht auf. Es war Kommodore Graf, damals noch im Rang eines Majors. Hermann Graf war absolut fussballbegeistert und spielte auch selbst. Er und Sepp Herberger waren gute Bekannte. Und wegen seiner Bedeutung für den Militärbetrieb hatte er eine ganze Reihe guter Spieler «einsammeln» und aus ihnen eine Mannschaft bilden können. Er hatte die Fussballer regelrecht «unter seine Fittiche genommen». Schliesslich hatte Herberger ihn auch um Hilfe für mich gebeten. Das war keine leichte Angelegenheit mehr für Graf. Er musste mich vor General-

oberst Fromm sogar als seinen eigenen Vetter ausgeben, damit der dann höchstpersönlich meine Versetzung von der Infanterie zur Luftwaffe und von Elba nach Jever anordnete.

«Führt euch anständig! Tut euren Dienst, damit niemand etwas auszusetzen hat! Und reisst euch beim Training zusammen!» Das verlangte Major Graf von den Fussballspielern. Wir genossen also, von Beurlaubungen für die jeweiligen Fussballspiele abgesehen, keine Sonderbehandlung auf dem Fliegerhorst. Wir hatten unseren Dienst zu absolvieren und dazu natürlich das Trainingsprogramm. Nach den roten Trikots, die Graf für uns besorgt hatte, wurden wir die «Roten Jäger» genannt.

Was war das eine Freude für mich, wieder Fussball spielen zu dürfen! Ein ganzes Jahr lang war seit dem Spiel in Paris vergangen, bis ich jetzt gegen eine Marine-Auswahl eingesetzt wurde. Das Spiel, das die «Roten Jäger» 5 : 0 gewannen, fand auf einem Kiesplatz in Aurich statt. Zum Weihnachtsfest 1943 bescherte uns der Fussball ein besonderes Geschenk. Am zweiten Feiertag sollten wir gegen eine Mannschaft in Stuttgart antreten. Und das brachte es mit sich, dass wir mitten im Krieg den Heiligen Abend zu Hause feiern durften. Am ersten Weihnachtstag machten wir uns dann nach Stuttgart auf. Das Spiel verloren wir leider 3 : 6. Aber da bei den Stuttgartern Nationaltorhüter Jahn im Tor stand, war mit Treffern von unserer Seite aus nicht viel drin.

Wir haben zahlreiche Spiele bestritten. Als die wichtigsten Gegner betrachteten wir die Stadtauswahl von Frankfurt sowie den Luftwafensportverein Hamburg. Das gegen Frankfurt geplante Spiel musste ausfallen. Gerade in der Nacht vorher ging ein schwerer Bombenangriff nieder auf die Stadt. Wir Fussballer erlebten ihn natürlich mit, kamen aber alle heil davon. Das Spiel in Hamburg am 16. Januar 1944 zog zwölftausend Zuschauer an. Die «Roten Jäger» gewannen es durch einen Treffer von Hermann Eppenhoff kurz vor Schluss mit 3 : 2 und wurden mit anhaltendem Beifall begeistert gefeiert.

Je länger jetzt der Krieg dauerte, desto drohender und deutlicher zeichnete sich am Horizont die Niederlage Deutschlands ab. Am Pfingstmontag des Jahres 1944 spielten wir noch gegen den berühmten Hamburger Sportverein, den HSV, und gewannen 3 : 2. Und bereits am Abend des Pfingstdienstag wurde unser Fliegerhorst in Rotenburg bei Hamburg, wo wir inzwischen stationiert waren, von einem verheerenden Bombenangriff heimgesucht. Neben den vielen Verletzten forderte er allein zweihundert Todesopfer. Kommodore Graf wäre dann fast bei einem Luftgefecht mit den Amerikanern ums Leben gekommen. Er blieb uns nur wie durch ein Wunder erhalten, jedoch mit gebrochenen Knien, einem Oberarmbruch, etlichen Streifschüssen und mehreren ausgekugelten Gelenken.

Zwei Tage nach dem Angriff auf Rotenburg erfolgte unsere Verlegung ins französische Rennes. Dabei wurden von zwölf gestarteten JU 52 sieben abgeschossen. In einer davon hatte der Linksaussen der «Roten Jäger», Leonhard, gesessen. Auch mir selbst wäre der Flug in die Bretagne um ein Haar zum Verhängnis geworden. Wegen der dauernden Angriffe wollte unser Pilot in Orléans landen. Als die Maschine gerade auf die Landebahn aufsetzte, wurde der Motor getroffen und brannte. Alles drängte schreiend nach vorn auf die Tür zu, wo ich stand. Da die Türklappe weg war, fehlte nicht viel, und ich wäre durch den Druck der Männer durch die Öffnung hinausgedrückt worden, mein sicherer Tod, da das Flugzeug noch immer mit weit über hundert Stundenkilometern dahindonnerte. Allein die zwei, drei Mann, die mir am nächsten standen und mich im letzten Augenblick am Koppel packten und ins Flugzeug zurückrissen, retteten mir das Leben.

In Rennes ging dann zunächst alles einen recht friedlichen Gang, bis wir dort ebenfalls einen furchtbaren Bombenangriff erlebten, worauf die Verlegung nach Le Mans erfolgte. Von dort zogen wir uns vor den anrückenden Invasionstruppen über Paris und Metz nach

Deutschland zurück. Ich erinnere mich, dass das am 20. Juli 1944 geschah, da wir auf der Fahrt vom Attentat auf Hitler hörten. Es ging ins Ruhrgebiet auf den Flughafen in Dortmund-Brackel, wo sogar wieder Fussballspiele möglich wurden. Doch wir blieben nicht lange in Dortmund. Ende September mussten wir nach Finsterwalde.

Dort machte plötzlich das Gerücht die Runde, Kommodore Graf sei genesen und habe im Osten ein Kommando übernommen. Und dass es sich nicht um ein blosses Gerücht handelte, wurde klar, als unserem Chef in Finsterwalde der Versetzungsbefehl für alle «Roten Jäger» auf den Tisch flatterte. Hermann Graf hatte, da er erfuhr, es ginge nach Krakau für ihn, die Verlegung «seiner» Fussballer dorthin gefordert und tatsächlich durchgesetzt. Wir machten uns auf nach Polen. Wann immer die sich überstürzenden Kriegsereignisse es gestatteten, spielten wir Fussball. Bei einem Spiel gegen die Soldatenelf «Mölders-Krakau» sassen über zwanzigtausend Zuschauer auf den Rängen, vorwiegend Soldaten natürlich. Wir besiegten den Gegner mit einem triumphalen 14 : 1.

Das Heranrücken der Roten Armee beendete die Zeit in Krakau. An endlosen Flüchtlingsstrecks vorbei fuhren wir über Königshütte, Kattowitz und Beuthen nach Schweidnitz in Schlesien, südwestlich von Breslau. Nachdem wir auf dem dortigen Feldflughafen einige Wochen voller Angriffe zugebracht hatten, ging es in ein kleines Nest namens Weidengut, wo wir uns in Baracken einrichteten. Die Front rückte näher und näher. Russische Tiefflieger forderten viele Opfer. Bereits am 20. Februar 1945 waren die Sowjets in Breslau eingedrungen. Meine eigene Heimatstadt Kaiserslautern nahmen die Amerikaner am 22. März. Unser Jagdgeschwader erlebte seine letzte Verlegung. Es ging nach Deutsch-Brod in der Slowakei. Von da aus begaben wir uns, wie bereits geschildert, am 8. Mai in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Die Amerikaner brachten uns von Pisek, wo die Gefangennahme stattgefunden hatte, nach Strakonice. Das Gefangenenlager bestand praktisch aus einer grossen Wiese, auf der sich bei unserer Ankunft schon 40'000 Kriegsgefangene befanden. An einem Tag Mitte Mai hiess es dann auf einmal, die Amerikaner wollten uns den Sowjets ausliefern. Und nach einer Nacht sorgenvoller Unruhe wurde uns das Gerücht zur bitteren Gewissheit. Wir wurden auf Lastwagen geladen und Richtung Osten gefahren. Auf einer Wiese übernahmen uns sowjetische Soldaten, und ein endloser Zug resignierter und todtrauriger Gefangener setzte sich zu Fuss zur niederösterreichischen Grenze in Bewegung. Damit wir bei einem Fluchtversuch leicht als Kriegsgefangene zu erkennen waren, wurden uns bald allen Glatzen geschoren.

Ich erlitt irgendwann auf dem Weg durch Südosteuropa wieder einmal einen Malariaanfall. Als ich daraufhin aus dem Lazarett ins Zwischenlager zurückgebracht wurde, traf es mich wie ein Schlag: Alle meine Kameraden waren natürlich längst nach Osten weitertransportiert worden! Plötzlich war ich ganz allein.

In einem Güterzug ging es dann sechzehn Tage bis in das Auffanglager bei Marmaros-Sziget in Rumänien. Dort nun teilte man alle Gefangenen in Hundertschaften ein, um sie so leichter und bequemer ins Landesinnere der Sowjetunion weitertransportieren zu können, was noch am selben Tag geschah. Ich aber wurde beim Abzählen genau die Nummer eins einer kleinen Restgruppe von fünfunddreissig Mann, die erstmal im Lager blieb, bis sie mit weiteren fünfundsechzig Gefangenen zum vollen Hundert aufgefüllt werden konnte.

Als es nun Abend wurde an diesem Tag, sehe ich auf einmal, wie ein paar Mann beginnen, Fussball zu spielen. Es sind Angehörige der Lagerpolizei, die hauptsächlich aus gefangenen Slowaken und Ungarn besteht. Ich gehe langsam auf sie zu, bis mir plötzlich der Ball direkt vor die Füsse fällt. Kunstgerecht hebe ich ihn einem Stürmer in den

Lauf. Nochmal kommt der Ball auf mich zu, und da bin ich schon auf dem Platz, mitten unter den Spielern. Sie mustern mich und fragen, ob ich denn auch ein Fussballspieler sei. Als ich das bejahe, wollen sie, dass ich richtig mitspiele. Zwei regelrechte Mannschaften werden gebildet mit den Namen «Lagerpolizei» und «Lazarett». Und ich spiele. Oh, bin ich zuerst wackelig auf den Beinen! Doch dann vergesse ich alles, die Wackeligkeit, die Erschöpfung und die Gefangenschaft. Ich spiele Fussball! In der Halbzeit gehen alle mit Fragen auf mich los. Ich sage, woher ich komme und wer ich bin, und dass ich in der deutschen Nationalmannschaft gespielt habe. Da erinnern sich einige Ungarn an das dramatische Spiel in Budapest 1942. Als dann die zweite Halbzeit um ist, bin ich kein namenloser Kriegsgefangener mehr. Die Lagerpolizisten feiern mich und versprechen mir, mich nie nach Russland abtransportieren zu lassen. Am nächsten Morgen bringen sie mich zum sowjetischen Hauptmann Schukow. Sie bestürmen ihn, mich in Marmaros-Sziget zu behalten. Und wahrhaftig! Dieser Hauptmann mit seiner so imponierenden Stirn entscheidet, dass ich von der Liste für den nächsten Transport zu streichen und dem Wachpersonal zuzuteilen sei.

Eine «gnädige Hand» scheint in mein Leben eingegriffen zu haben. Denn bald darauf entdeckte ich unter neuangekommenen Gefangenen meinen eigenen Bruder, den Ludwig! Ich muss ihm helfen. Die Lagerpolizisten wollen wissen, ob er ebenfalls Fussball spielt. Ich bejahe das, und wieder geht es zu Schukow. «Zwei ‚Walter‘?», fragt er. Und er schweigt und denkt. Und es dauert eine halbe Ewigkeit für mich. Endlich öffnet er seinen Mund. «Soll bleiben!» sagt er.

Eines Tages werden die Lagerinsassen nach Nationalitäten eingeteilt. Die Deutschen sollen endgültig in die Gefangenenlager innerhalb der Sowjetunion gebracht werden, alle anderen Nationalitäten aber zurück in ihre Heimat. Da kommt der Slowake, der sich am meisten da-

rum bemüht hatte, dass ich Fussball spielte, zu meinem Bruder und mir. Er fragt, woher wir denn genau seien. Als er hört, aus Kaiserslautern, meint er, da die Stadt von Franzosen besetzt sei, seien wir also Franzosen und nach Hause zu schicken. Hauptmann Schukow, der den Schwindel auf den Listen bemerkt haben muss, schweigt. «Zwei ‚Walter‘ – Franzosen!» gilt offenbar auch für ihn. Und das Unglaubliche geschieht. Nach einer Fehlleitung unseres Transportes nach Bukarest und zum Lager zurück, wo sich ein Offizier noch den üblen Scherz erlaubt, uns zunächst den nach Sibirien zu Bringenden zuzuordnen, um uns im letzten Moment zurückzukommandieren, geht es Richtung Heimat. Es geht wirklich nach Hause! Über Wien, wo mich die Fussballfreunde von «Rapid» gleich behalten wollen, fahren Ludwig und ich nach Kaiserslautern. Am 28. Oktober 1945 sehen wir unsere Eltern und die Schwestern Sonja und Gisela wieder. Bruder Ottmar ist noch in amerikanischer Gefangenschaft. Meine Kameraden, die den Weg in die Sowjetunion hatten gehen müssen, kehren erst 1949 zurück, und leider nicht alle.

Viele Fussballspiele lagen hinter mir, darunter nicht wenige grosse. Viele folgten, wie man weiss, im Trikot der Nationalelf der neuen Bundesrepublik Deutschland, die auch dazu beitrugen, unserem Land wieder Ansehen zu verschaffen nach allem Leid, was von Deutschen über die Welt gebracht worden war. Der grösste Triumph war sicher die Erringung der Weltmeisterschaft 1954 in Bern gegen Ungarn. Das wichtigste Spiel meines Lebens aber hatte ich im Lager von Marmaros-Sziget gespielt, oder richtiger, ich hatte es spielen dürfen.

DEM UNHEIL ENTGEGENTRETEN VON ANFANG AN

Siegfried Zoglmann

Es war spät am Nachmittag. Die Sonne neigte sich langsam gegen den Abend. Der vor uns liegende Höhenrücken war bewaldet so weit das Auge reichte. Auf meiner Generalstabskarte hatte ich festgestellt, dass der Fussmarsch durch diesen Wald gut drei Stunden dauern würde. Wir hatten uns eben dafür eine beachtliche Marscherleichterung beschafft. Gegen einige Dosen Wurst und Fett hatten wir von einer alten Frau in einem oberösterreichischen Dorf einen kleinen Handwagen eingetauscht. Auf ihn konnten wir nun unsere schweren Rucksäcke und meinen Schaffellschlafsack aufladen, den ich seit zwei Jahren von Italien über Russland, Frankreich und Ungarn mitführte. Er hat mir die Übernachtung im Freien oder in Hausruinen leichter gemacht. Vor allem in unmittelbarer Frontnähe hatte er sich bewährt. Nach einem kleinen Erdaushub unter dem Panzer liegend, war man vor nächtlichen Stalin-Orgel-Überfällen oder vor Bombensplittern ziemlich geschützt.

Aber das war ja nun wohl vorbei. Der Krieg war aus, Deutschland hatte kapituliert. Bedingungslos. Auf Gedeih und Verderb den Siegern ausgeliefert. Die unermesslichen Opfer an Gut und Blut waren umsonst, viel schlimmer noch, sie erschienen mir nun sinnlos. In all den Jahren seit September 1939 hatte ich immer an die Worte gedacht, die der damalige Reichsjugendführer Baldur von Schirach vor seinen Amtschefs am Tag des Kriegsausbruchs in realistischer Einschätzung der Lage Deutschlands sprach: «Dieser Krieg kann sieben Jahre dau-

ern. Und wenn die Amerikaner in den Krieg gegen uns eintreten, dann Gnade uns Gott.»

Nun war es also soweit. Wenn die Gerüchte stimmten, die vom amerikanischen Morgenthau-Plan durchgesickert waren und angesichts der sowjetischen Racheakte in den von der Roten Armee besetzten Gebieten im Osten des Reiches, war der Gedanke an die Zukunft fast unerträglich.

Viele wollten die Wirklichkeit nicht sehen. So, wie sie bis vor wenigen Wochen noch an die «Wunderwaffen» geglaubt hatten, die kurz vor dem Einsatz stünden, so klammerten sie sich auch jetzt an den berühmten Strohalm: Die nach Westen zurückgehenden Divisionen würden von den Amerikanern aufgefangen, neu ausgerüstet und dann bei der erwarteten Auseinandersetzung mit der Sowjetunion wieder gegen den «Iwan» eingesetzt.

Mir erschien dieser Gedanke ebenso naiv wie abwegig. Gewiss sah auch ich grosse Interessengegensätze zwischen den angloamerikanischen Siegermächten und der Sowjetunion für die Zukunft voraus. Aber die Vorstellung, dass nun nach der totalen deutschen Niederlage Amerikaner und Engländer unverzüglich über die Russen herfallen würden, war illusionär. Nur totalitäre Regime konnten von einem Tag zum anderen – wie es Hitler und Stalin im August 1939 getan hatten – ihre Politik total ändern. Demokratisch regierte Länder können dies nur nach einer die jeweilige Öffentlichkeit überzeugenden Argumentation für eine neue Politik. Aber dafür gab es – jedenfalls bisher – kein sichtbares Zeichen. Im Gegenteil. Stalin erfreute sich in Amerika als «Onkel Joe» einer grossen Popularität. Bei der letzten Konferenz der grossen Drei vor dem deutschen Zusammenbruch an der Küste des Schwarzen Meeres wurden zwar Spannungen vor allem zwischen den weltpolitisch erfahrenen Engländern und der Sowjetunion sichtbar, aber Churchill sah die Realitäten.

Auch ein weiteres Phänomen ist mir in lebhafter Erinnerung. So, wie viele noch an die Wende durch «Wunderwaffen» glaubten, so gespannt war mir der Gedanke an die «Alpenfestung». Wer sich nur einen einigermaßen klaren Blick bewahrt hatte, konnte in einem derartigen Vorhaben nichts Sinnvolles erblicken. Hunderttausende Soldaten mit ihren Waffen und Gerät, mit Zehntausenden von Fahrzeugen und Tausenden von Panzern in den engen Gebirgstälern der Steiermark, Salzburgs, Bayerns und Tirols, ohne Verpflegung und Rüstungsbasen, mit zu Ende gegangenen Benzinvorräten und ohne Schutz gegen Luftangriffe – ein schauriges Panorama.

Ähnliches hatte ich im August 1944 in der Normandie erlebt. An die hunderttausend Soldaten mit ihren Waffen und Gerät, schweren Geschützen, mit Zugmaschinen oder mit Pferden davor, eine Unzahl von Lastwagen, Panzern und gepanzerten Fahrzeugen, eingeschlossen und auf engstem Raum zusammengedrängt, sinnloses Hin- und Herfahren auf den wenigen Strassen mit unvermeidlichen Verstopfungen und Behinderungen, darüber ein strahlend blauer Himmel mit Schwärmen von englischen und US-Kampfbombern und Jagdflugzeugen, Granateinschlägen und Bombenexplosionen – wahrlich ein Inferno.

Damals sah ich zum ersten Mal einen weinenden deutschen General am Strassenrand. Drei Generäle bemühten sich, eine Kompanie zu einem Gegenstoss aus diesem brodelnden Haufen zusammenzustellen und einzusetzen. Wild drängten Hunderte und Tausende hinterher, und der Ausbruch gelang wirklich. Die Verluste waren furchtbar, und der Schock sass der Truppe so in den Gliedern, dass viele Einheiten gleich bis an die deutsche Grenze durchfuhren. In sechs Wochen hatten die deutschen Armeen Frankreich besiegt, aber nur sechs läge dauerte unser Rückzug von der Normandie nach Aachen!

Solche und viele andere ähnliche Gedanken bewegten mich, als ich nun auf der einen Seite der Handwagendeichsel auf den grossen Wald

zuschnitt. Mein auf der anderen Seite der Deichsel ziehender Fahrer war sichtlich unbeschwert. Kaum zwanzig Jahre alt, war er bereits seit zwei Jahren Soldat, hatte die schweren Abwehrschlachten in Russland, in der Normandie, die letzte Offensive im Westen und dann Ungarn mitgemacht und war in den zurückliegenden Monaten ein treuer Gefährte.

Jetzt setzte er seine Hoffnung ganz auf mich. Eigentlich war er das letzte Stück Verantwortung, das ich jetzt trug. Schon vor Wochen hatten wir die drei Kompanien unserer Panzerabteilung zu einer Kampfgruppe zusammengefasst. Sie hatte nicht einmal soviel einsatzfähige Panzer wie sonst eine Kompanie. Meine Einheit ging in dieser Kampfgruppe auf, und ich wurde als Verbindungsoffizier zur Division versetzt.

Als die Kapitulation unserer Division nur noch eine Frage von Tagen war, fasste der Kommandeur den Entschluss, symbolisch «mit klingendem Spiel» in die amerikanische Internierung zu gehen: die Fahrzeuge sollten möglichst sauber, die Männer gewaschen und rasiert sein. Die Truppe sollte auch in der bittersten Stunde einen guten Eindruck machen.

Da in den letzten Tagen der Rundfunk den Aufstand der Tschechen in Böhmen und Mähren gemeldet und über furchtbare Racheakte auch an der deutschen Zivilbevölkerung, besonders in Prag, berichtete, konnte ich meinen Divisionskommandeur überzeugen, dass mein Platz jetzt wohl bei Frau und Kindern sinnvoller sei als in der amerikanischen Internierung.

Ich wusste, dass sie noch in Böhmen waren. Wir hatten eine Anlaufadresse in meiner Heimat im Böhmerwald vereinbart. Dort wollte ich nun so schnell wie möglich hin. Da ich über ein Zivilfahrzeug verfügte, hoffte ich, in ein bis zwei Tagen mein Ziel zu erreichen. Wir liesen uns in unser Soldbuch noch der Ordnung halber unsere Entlassung eintragen und konnten nun losfahren. Da wir schon seit Monaten Lederkombinationen trugen, machten wir einen einigermaßen zivilen Eindruck. Aber schon nach wenigen Stunden war die Herrlichkeit

zwischen Salzburg und der Donau zu Ende. Um den Hauptstrassen, auf denen sich die Konvois der Amerikaner uns entgegenbewegten, auszuweichen, mussten wir Seitenwege und unbefestigte Pfade benutzen. Dafür aber war unser kleiner 500er FIAT nicht geeignet. In einem sumpfigen Wiesengelände fuhren wir uns fest. Die Kupplung hielt unsere Vor- und Rückwärtsanfahrversuche nicht aus. Wir mussten den Wagen stehenlassen. Unsere Habseligkeiten stopften wir in unsere Rucksäcke. Sie waren aber so schwer, dass wir es als Erleichterung empfanden, nun mit freiem Rücken, den Handwagen hinter uns herziehend, weitermarschieren zu können.

Aber unsere Stimmung wurde wesentlich gedrückt, als wir zwei Landsern begegneten. Noch ganz verstört erzählten sie, dass sie im Wald von italienischen Partisanen überfallen und ausgeraubt worden seien. Sie hatten nur noch Rock und Hose am Leib, alles andere hatte man ihnen abgenommen. Noch während wir uns unterhielten, kam ein weiterer Landser aus der gleichen Richtung. Auch ihm war es ähnlich ergangen. Alle drei warnten uns nachdrücklich, unser Vorhaben, noch am Abend die Nordseite des Forstes zu erreichen, fortzusetzen.

Wir beide hatten noch unsere Pistolen. Wir waren fest entschlossen, uns jetzt, wo der Krieg zu Ende war, nicht von Marodeuren und Wegelagerern plündern zu lassen. Also setzten wir unseren Weg fort. Die Dunkelheit kündigte sich langsam an, als uns ein Fussgänger entgegenkam. Er trug einen blauen Monteuranzug. Die ausgeplünderten Landser hatten uns gesagt, die Plünderer hätten Monteuranzüge getragen. Also hiess es jetzt höchste Alarmstufe. Wir vermuteten, dass der eine wohl nur der Kundschafter sei und sollten recht behalten. Er ging an uns vorbei. Einer von uns beobachtete jetzt nach hinten, der andere nach vorn. Dort waren unterdessen zwei weitere Gestalten aus dem Wald auf die Strasse getreten. Zu einem Kampf wollten wir es,

wenn irgend möglich, nicht kommen lassen. Unsere Waffen sollten zunächst nur abschrecken. Wir veranstalteten einen beeindruckenden Feuerzauber in die Luft des oberösterreichischen Abendhimmels mit dem gewünschten Effekt. Laut schreiend waren alle drei im Wald verschwunden.

Mit noch grösserer Aufmerksamkeit setzten wir unseren Weg fort. Nach unserer Schätzung mussten wir uns allmählich der Nordseite des Forstes nähern. Es war unterdessen fast ganz dunkel. In nicht zu grosser Entfernung kam wieder ein Mann auf uns zu. Wir atmeten erleichtert auf, als er uns anrief und fragte, ob wir mehreren Stück Vieh auf der Strasse begegnet seien. Es war ein alter Bauer aus der Nähe, dem einige Rinder von der Weide entlaufen waren. Wir rieten ihm dringend ab, jetzt in der Nacht, bei soviel Unsicherheit, weiter zu suchen. Er war bereit, uns mit auf seinen Hof zu nehmen und uns Quartier für die Nacht zu bieten.

Dort empfing uns eine bunte Gesellschaft. Neben der alten Bäuerin zwei Töchter im mannbaren Alter – die drei Söhne waren irgendwo an der Front und die Eltern hatten verständlicherweise Sorge um sie –, eine Gruppe von sechs Landsern aus dem Münsterland, die schon seit Tagen auf dem einsamen Hof waren und das Kriegsende abgewartet hatten, und ein französischer Kriegsgefangener, der schon jahrelang auf dem Hof arbeitete und in die Familie integriert schien.

Jetzt war er offenbar das Haupt dieser eigenartigen Gesellschaft. Auch ihn drängte es nach Hause, ebenso wie unsere Landser aus dem Münsterland. Sie waren im Besitz eines Pferdefuhrwerkes, waren ratlos, wollten zusammenbleiben und hatten Angst, in einer Gefangenen-sammelstelle zu landen. Ihr nächstes Ziel war, irgendwie über den Inn nach Bayern zu kommen. Ich machte ihnen Wegeskizzen und gab ihnen den Rat, möglichst allein, allenfalls zu zweit zu gehen und Hauptstrassen zu vermeiden.

Heilfroh machten sie sich am nächsten Morgen auf den Weg und überliessen uns Ross und Wagen. Jetzt kam mir meine bäuerliche Herkunft zustatten. Zunächst untersuchte ich die beiden Pferde. Sie stammten aus Ungarn und hatten Wochen, vielleicht Monate grosse Belastungen ertragen müssen. Das Handpferd war etwas schwerer, war offenbar am Wagen gegangen, hatte aber eine grosse Wunde von einem Granatsplitter auf der linken Hinterhand. Sie sah nicht gut aus. Das zweite Pferd war ein Reitpferd und kaum als Spannpferd benutzt worden. Dann ging es an die Besichtigung des Wagens. Es war ein Gefährt, wie es die ungarischen Bauern benutzten, nicht allzu gross, ein Leiterkasten auf den vier Rädern, aber leider ohne Bremse. In der flachen ungarischen Ebene mochte er so ganz gut seinen Dienst leisten, aber auf den Höhen des Innviertels und dann nördlich der Donau des Mühlviertels und schliesslich des Böhmerwaldes hat er mir dann manchen Kummer bereitet.

Mir war klar, wenn ich unbehelligt mit Ross und Wagen mein Ziel erreichen sollte, war das nur mit einer List möglich. Also wurde der Wagen mit Spreu beladen. Unsere Rucksäcke konnten wir darunter gut verstecken. Unser Gastgeber gab uns noch einen Sack Hafer für die Pferde mit, den wir als Sitzplatz benutzen konnten. Dann ging es auf die Fahrt.

Nach allerlei Abenteuern erreichten wir am zweiten Abend die Donau. Den Fluss überquerten wir mit einer kleinen Fähre. An beiden Seiten des Anlegeplatzes herrschte buntes Durcheinander: Landser, Flüchtlinge aus Ungarn, die mit Pferd und Wagen seit Wochen unterwegs waren, Frauen und Kinder, Zwangsarbeiter aus der Ukraine und Polen, die nun unter der Obhut der Amerikaner auftrumpften, und befreite Häftlinge aus dem KZ Mauthausen und seinen Aussenlagern. In ihren gestreiften Häftlingskleidern sahen wir uns zum ersten Mal mit einer Wirklichkeit konfrontiert, von der man zwar einiges gerücheweise erfahren hatte und die uns nun greifbar gegenüberstand. Ein tie-

fes Gefühl der Beklemmung erfasste mich angesichts dieser Jammergestalten, denen man unschwer ihr Schicksal ansehen konnte.

Mein Weggenosse machte mir Kummer. Er kam mit den Pferden nicht zurecht. An der Anlegestelle der Fähre hatte er einen Landser gefunden, der nach Augsburg wollte. Da er selbst aus der Nähe von Augsburg stammte, bat er mich, sich seinem Landsmann anschliessen zu dürfen. Mir war es recht. Ich hoffte, allein besser zurechtzukommen. Meine Sorge galt jetzt nur meinen Pferden. Ich hatte unterwegs bei einem Tierarzt eine Wundtinktur aufgetrieben, und die Wunde mit einem Netzstoff verhangen, um dem Pferd die lästigen Fliegen zu ersparen.

Nun allein, hatte ich Zeit zum Nachdenken. Die Niederlage und der Zusammenbruch hatten mich nicht überrascht. Seit der gescheiterten Offensive «Zitadelle» Anfang Juli 1943 an der Ostfront, der eigentlichen Wende des Krieges, war mir klar, dass der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen war. Wenn überhaupt, dann konnte nur noch irgendeine politische Lösung das sonst unvermeidliche bittere Ende verhindern. Mein Entschluss stand fest: mit drei befreundeten Kommandeuren, alle Ritterkreuzträger und wiederholt verwundet, zum Reichsjugendführer Artur Axmann, der selbst bereits verwundet war, nach Berlin zu fahren und ihm den Vorschlag machen, die Kommandeure zum Führer zu bringen und ihm die tatsächliche Situation vorzustellen. Ich selbst war Oberleutnant, und wir meinten, es würde einen grösseren Eindruck machen, wenn junge, frontbewährte Offiziere die Lage schilderten, statt durch alte Generale Bedenken vortragen zu lassen.

Der Reichsjugendführer hörte uns sehr aufmerksam zu. Er zeigte für uns Verständnis, sagte sogar: «Ihr habt recht», sah sich aber nicht in der Lage, einen Termin mit dieser Zielsetzung zu erwirken, ohne sofort in Ungnade zu fallen und für sich selbst das Schlimmste befürchten zu müssen: «Ich müsste den Termin über Bormann anmelden und

ihm sagen, worum es geht... und dann käme ich aus der Reichskanzlei nicht mehr heraus.»

Aus heutiger Sicht mag unser Versuch naiv erscheinen. In der damaligen Situation war es verantwortungsvoll, und ich darf ruhig sagen, auch mutig.

Ich habe mir damals und seit jener Zeit oft die Frage gestellt, was wir in dieser Lage anderes hätten machen können, als wieder zu unserer Truppe zurückzukehren und das zu tun, was wir für unsere Pflicht ansahen.

Im Laufe der Jahre hatte sich eine merkwürdige geistige Situation entwickelt. Die eigene Truppe, oder wie wir sagten «unser Haufen», war zu einer Art Heimat und Familie geworden. So eigenartig das klingen mag, er bot uns Sicherheit, hier fühlten wir uns zugehörig und geborgen. Nur so ist es zu verstehen, dass wir nach dem Urlaub oder sonst einem Aufenthalt fern der Front wieder gern zum Haufen zurückkehrten und dass der Verwundete nach seiner Genesung alles unternahm, um wieder zu seiner Einheit zu kommen.

Ich war damals überzeugt und bin es auch heute noch, dass darin eine der Ursachen liegt, weshalb die Front auch in aussichtsloser Lage durchhielt. Gewiss, es gibt dafür sicher auch noch andere Gründe: die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation, die den Durchhalteparolen Substanz lieferte, und nicht zuletzt auch die Erziehung durch unsere Jugendbewegung, deren Fundament Gemeinsinn, Kameradschaftlichkeit, Leistungswille und Opferbereitschaft war. Es waren Tugenden, die sich auch im Frieden durchaus bewährten und, wie es sich jetzt zeigte, in der Not des Krieges erst recht ihren Wert erwiesen. Dennoch, der Internationale Militärgerichtshof in Nürnberg hat in seinem Urteilsspruch am 3. Oktober 1946 der Jugendführung bestätigt, dass sie weder an der Planung noch an der Vorbereitung eines Angriffskrieges beteiligt war. Folgerichtig hat er die Jugendbewegung nicht als

«kriegsverbrecherische Organisation» eingestuft, was bald danach zur Jugendamnestie führte.

Aber das lag alles noch in der Ferne. Jetzt bewegte mich die Sorge um Frau und Kinder. Was ich an Nachrichten aus Böhmen erfuhr, war schlimm. Die Deutschen wurden von Haus und Hof verjagt und über die Grenze getrieben. Viele wurden ein Opfer der Rachsucht und, wie ich vermutete, auch des schlechten Gewissens. Denn bis vor wenigen Tagen herrschte im «Protektorat Böhmen und Mähren» Ruhe, und die Menschen gingen ihrer Arbeit nach. Im Gegensatz zu den Städten im alten Reichsgebiet waren Prag, Pilsen und Brünn nicht Opfer von Bombenangriffen geworden. Der grösste Teil der den Deutschen verbliebenen Rüstungsbetriebe befand sich jetzt im Protektorat. Sie produzierten bis zuletzt. Aber nun entlud sich aufgestaunter Hass gegen alle Deutschen, ob schuldig oder nicht.

Aber ich brauchte noch zwei Tage vom Übergang über die Donau bis zu unserem «Meldekopf» in dem kleinen Böhmerwaldstädtchen. Dabei musste ich 20 km von Bayern nach Böhmen hineinfahren. Mehrere amerikanische Strassensperren konnte ich ohne Anhalt passieren. Meine Angehörigen fand ich wohlbehalten bei Verwandten, sie hatten Prag noch rechtzeitig verlassen. Nun standen sie unter dem Schutz des katholischen Erzdechanten, der als junger Feldkurat im Ersten Weltkrieg in russische Gefangenschaft geraten war. Als einziger katholischer Priester hat er gemeinsam mit der legendären Elsa Brandström die Gefangenenlager in Sibirien betreut. Nach dem Krieg kam er in die Heimat zurück, wurde vom Papst empfangen und zum Monsignore und päpstlichen Ehrenkammerer ernannt. Ich war vier Jahre bei ihm Ministrant. Jetzt half er uns, die wenigen Habseligkeiten auf den Leiterwagen zu verladen und geleitete uns durch die amerikanischen Sperren wieder zum Ort hinaus. Wir sollten uns nie wiedersehen. Mit seiner Pfarrgemeinde nach Bayern vertrieben, starb er dort an gebrochenem Herzen.

Die nächsten zwei Tage und Nächte ging es auf Waldwegen und oft buchstäblich über Stock und Stein den Böhmerwald nordwärts. Abgesehen von einigen Landsern der Armee Schörner, die sich nach dem Zusammenbruch hunderte Kilometer und mehr durch aufständisches tschechisches Gebiet durchgeschlagen hatten, trafen wir niemanden. Der Wald hatte uns in seinen Schutz genommen. Die Gerüchte, dass er voll noch bewaffneter Angehöriger der Schörner-Armee steckte, war wohl für die Amerikaner Anlass, ihn zu meiden.

Meine braven zwei Ungarn waren am Ende ihrer Kraft. Die letzten Kilometer vor der bayerischen Grenze, wo wir auf eine Höhe von fast 1'000 m hinauf mussten, schafften wir nur noch mit einem Vorspann von zwei Ochsen eines befreundeten Bauern. Dabei ging noch ein Rad zu Bruch. Ein Einödbauer tauschte es uns aus. Es passte zwar nicht ganz, aber wir erreichten die bayerische Grenze. Kurz dahinter lagen drei Wohnhäuser, von denen uns nun eines aufnehmen sollte. Sie wurden vor Kriegsbeginn für Zollbeamte gebaut. Nach dem Münchener Abkommen und dem Anschluss meiner Heimat an den bayerischen Regierungsbezirk Niederbayern-Oberpfalz wurden sie nicht mehr gebraucht. Eines dieser Häuser hatte eine Verwandte gekauft. Sie nahm uns jetzt auf.

Die grösste Sorge war nun vorbei. Aber neue warteten bereits. Um Lebensmittelkarten zu bekommen, brauchte man einen amerikanischen Entlassungsschein. Dazu musste man sich in ein Gefangenenlager begeben. Wer als landwirtschaftlicher Arbeiter oder in einer sonstigen Bautätigkeit beschäftigt war, konnte hoffen, das Lager nach einigen Stunden wieder zu verlassen. In der Holledau besass eine Kusine von mir einen Bauernhof und ein Sägewerk. Also auf und dahin. Jetzt allerdings auf einem Fahrrad, mit dem ich die 120 km Entfernung in einem Tag bewältigte. Da die französischen Kriegsgefangenen, die bisher auf dem Hof arbeiteten, sich schon vor Tagen verabschiedet

hatten, wurde ich wirklich gebraucht. Mit einer entsprechenden Befürwortung durch den Bürgermeister machte ich mich auf den Weg in das Gefangenenlager Landshut. Dort ging alles sehr schnell, und nach drei Stunden war ich im Besitz des amerikanischen Entlassungsscheines. Er war nicht nur die Voraussetzung für die Zuteilung der Lebensmittelkarten, sondern auch eine Art Passierschein, jedenfalls innerhalb der amerikanischen Besatzungszone.

Nun galten meine Überlegungen der weiteren beruflichen Tätigkeit. Ich war gelernter Zeitungsmann. Mit 18 Jahren wurde ich 1931 vor dem zuständigen Amtsgericht für grossjährig erklärt, um als verantwortlicher Redakteur zeichnen zu können. Die Tschechen stellten mich in meiner sudetendeutschen Heimat nach ihrem Republik-Schutzgesetz unter Anklage. Nach fast einjähriger Untersuchungshaft in einer Einzelzelle wurde ich von einem Strafsenat freigesprochen.

Aber es war so, wie auch später im Dritten Reich. Wer von der Justiz freigesprochen wurde, war noch lange nicht frei. Unmittelbar vor meiner bevorstehenden erneuten Verhaftung durch die tschechische Polizei ging ich nach Bayern. Zunächst in Nürnberg und Köln in Redaktionen tätig, wurde ich Leiter der Auslandspressestelle der Reichsjugendführung in Berlin. Zu unseren Aufgaben gehörte vornehmlich auch der Kontakt zu den Berliner Korrespondenten der ausländischen Presse. Zusätzlich gehörte ich der Redaktion des Berliner Tageblattes an. Die Zeitung hatte eine grosse unabhängige, liberale Tradition und gehörte zu den angesehensten Zeitungen der Welt.

Neben der Frankfurter Zeitung war sie das einzige Blatt, das sich eine kritische Haltung gegenüber dem damaligen Zeitgeist bewahrt hatte. Die Auslandsauflage war grösser als die im Reich. Bis zur Einstellung des Erscheinens des Berliner Tageblattes bei Kriegsbeginn durfte sie als einzige Tageszeitung in Deutschland die jüdischen Familienanzeigen veröffentlichen.

Frühzeitig registrierten wir, welche grosse Hypothek die Judenpolitik des Regimes für das deutsche Volk darstellte. Die sogenannte Reichskristallnacht beleuchtete blitzartig eine politische Landschaft, die Schlimmes befürchten liess.

Der Reichsjugendführer von Schirach hatte in München durch Rundruf den Jugendführern verboten, sich an dieser Aktion zu beteiligen. Er nannte sie acht Tage später vor den Gebietsführern eine Kulturschande.

Die jüdische Auswanderung erschien uns damals noch als das kleinste Übel. Wenn ich an unsere jüdischen Nachbarn in meiner Heimat dachte, wurde mir klar, welch grosses Unrecht ihnen auch dadurch zugefügt würde. Ihre Vorfahren waren vor Jahrhunderten aus Spanien vertrieben worden. Über die Niederlande waren sie vor mehreren hundert Jahren zu uns gekommen. Sie bekannten sich als Deutsche, obwohl sie dadurch Nachteile in der Tschechoslowakei hatten.

Einer dieser Nachbarn – er trug noch seinen spanischen Familiennamen – war k. u. k.-Offizier im Ersten Weltkrieg. 1936 wollte er die Olympischen Spiele in Berlin erleben. Ich fuhr mit ihm wiederholt auf das Reichssportfeld. Tief bewegt erlebte er neben mir die Eröffnung. 1940 organisierte er in Prag die Ausreise böhmischer Juden. Das Regime hat ihm das übel gedankt. Auch ich konnte ihn nicht vor dem Abtransport nach Theresienstadt retten. Er ist dort umgekommen.

Ein noch härteres Schicksal traf meine Mitschülerin Marta. Mit ihrer alten Mutter, ihrem Bruder, ihrer Schwester und ihren zwei kleinen Kindern kam sie ebenfalls nach Theresienstadt. Als die Mutter und ihre beiden Kinder nach Auschwitz transportiert wurden, ging sie freiwillig mit. Bruder und Schwester überlebten. Sie wurde mit Mutter und Kindern ein Opfer des Holocaust.

Die Identifizierung mit dem Opfer von Millionen ist dem einzelnen Menschen nur schwer, wenn überhaupt möglich. Anders ist es mit dem Schicksal eines Einzelnen. Hier ist die Nachempfindung möglich.

Das Wissen um das Schicksal meiner Mitschülerin reicht, um mir die Erinnerung an damals zu vergällen.

Angesichts dessen, dass jeder vollsinnige Zeitzeuge weiss, dass die Juden in jener Zeit unsagbar verunglimpft und geschändet worden sind, dass eine Unzahl gefoltert und hingemordet wurde, erscheint mir der Streit um die Frage, wie das alles im einzelnen geschehen ist, unwürdig.

Die Pforten der Hölle hatten sich auch nach dem 8. Mai 1945 noch nicht für alle Menschen geschlossen. Für Millionen meiner süddeutschen Landsleute waren die Maitage 1945 der Beginn unsagbaren Leidens: Mord, Schändung, Vergewaltigung, Vertreibung von Haus und Hof, Wegnahme des Eigentums, Kennzeichnung mit der diffamierenden Armbinde mit dem «N» (Nemec) so wie vorher mit dem Judensterne.

Was bleibt, ist die Besinnung. Aus ihr folgt der Mut zur Wahrheit. Und der Entschluss, dem Unheil entgegenzutreten – von Anfang an.

1945 – EINE STUNDE NULL?

Karl Dietrich Bracher

I

Das Ende des Zweiten Weltkrieges und der deutschen Diktatur von 1933 ist von den existentiell betroffenen Zeitgenossen als Zerstörung und Rettung zugleich erfahren, aber auch als fortdauernde Bedrohung der Freiheit durch eine andere Diktatur erlebt worden. Der deutschen Katastrophe folgte unerwartet rasch schon, inmitten der grossen Entscheidungen von 1945 bis 1949, die Gründung einer zweiten deutschen Demokratie und freilich gleichzeitig auch einer zweiten deutschen Diktatur mit der Teilung Deutschlands und Europas. Damals sagte der künftige Bundespräsident Theodor Heuss zum Abschluss der Verfassungsberatungen vor dem Parlamentarischen Rat in Bonn am 8. Mai 1949 über die Lage der Deutschen: der 8. Mai 1945 bleibe «die tragischste und fragwürdigste Paradoxie der Geschichte für jeden von uns. Warum denn? Weil wir erlöst und vernichtet in einem gewesen sind.»

Diese doppelte Herausforderung der Nachkriegszeit betraf die internationalen Machtverhältnisse und Ideologien ebenso wie das moralische Denken und die politische Kultur der Epoche. So ambivalent die Ausgangslage von 1945 empfunden wurde, so bestimmend sind die Entwicklungen und Entscheidungen des ersten Jahrzehnts mit ihren geistigen wie materiellen Folgewirkungen bis zur Gegenwart geblie-

ben. Wir stehen vor der Grundfrage: In welchem Masse bestehen die grundlegenden Herausforderungen und Konsequenzen des Wiederbeginns noch fort, ja werden erst jetzt deutschland- wie europapolitisch in voller Tragweite deutlich und wirksam?

So wesentlich der weltgeschichtliche Einschnitt von 1945 das weitere Schicksal Europas, den Aufstieg der Supermächte, die Ablösung des Kolonialzeitalters beeinflusst hat, so schwer wog er für Deutschlands mehrfach gebrochene Geschichte als Nation und Staat in der Mitte Europas. Das Ende der NS-Diktatur, die in den zwölf Jahren von 1933-1945 das ganze Ausmass und die furchtbaren Möglichkeiten eines modernen totalitären Herrschaftssystems demonstriert hatte, hinterliess ein verwüstetes Land, ein zerstörtes Staatswesen, ein politisches und geistig-moralisches Vakuum im Zentrum des Kontinents.

Während die Länder Europas, Afrikas und Asiens, die von den «Achsenmächten» Deutschland und Italien oder von ihrem asiatischen Verbündeten Japan besetzt und ausgebeutet worden waren, den 8. Mai und den 14. August 1945 (japanische Kapitulation) als Befreiung erlebten, und während in Italien die «Resistenza», in Japan das Kaisertum eine gewisse politisch-kulturelle Kontinuität repräsentierten, war in Deutschland der Widerstand gegen Hitler gescheitert, war der Weg bis zum bitteren Ende unausweichlich geworden. So überschrieb der führende deutsche Historiker, Friedrich Meinecke, damals sein Buch über die jüngste Geschichte: «Die deutsche Katastrophe», und der Soziologe Alfred Weber (Bruder des grossen Max Weber) konstatierte nicht minder lapidar den .Abschied von der bisherigen Geschichte», wie der Philosoph Karl Jaspers «Die deutsche Schuldfrage» (1946).

Der Weg von der totalen Niederlage des Deutschen Reiches zur Bundesrepublik Deutschland weist die schweren und schmerzlichen Hypothesen auf, die nach den unerhörten Verbrechen des Nationalsozialismus auf allen Deutschen lasteten; doch der Zusammenbruch ih-

res bisherigen Staates eröffnete die frühzeitige Chance eines Neuanfangs, der unter den existenziellen politischen Erfahrungen und den eindringlichen Lehren der jüngsten Vergangenheit stand.

II

Die Lage von 1945 war bestimmt von Schuld und Not eines Volkes, das in grossen Teilen der totalitären Verführung des Hitler-Regimes erlegen war und sich nicht selbst von einer verbrecherischen Führung zu befreien vermochte; auch die wenigen, die nach mehreren missglückten Attentatsversuchen noch 1944 in nahezu aussichtsloser Lage die eigene Regierung beseitigen wollten, galten anders als der Widerstand in den von Deutschland besetzten Ländern nicht als Helden, sondern zunächst eher als Verräter. Alle Macht lag nun bei der uneingeschränkten Besatzungsherrschaft der Alliierten, die schon auf der Konferenz von Jalta (Februar 1945) und schliesslich auf der Potsdamer Konferenz (Juli-August 1945) die umfassende Kontrolle Deutschlands beschlossen. So stiess auch die Erwartung, aus der später so vielzitierten «Stunde Null» werde eine selbsttätige innere Reinigung und radikale politische Erneuerung Deutschlands resultieren, sogleich auf die machtpolitischen Realitäten des Tages. Die Massnahmen kamen von aussen und oben: die sogenannte Entnazifizierung und Entmilitarisierung ebenso wie der Prozess gegen die Schuldigen und die Zulassung eines auf unterschiedliche Weise beschränkten politischen Lebens in den vier Besatzungszonen und Berlin.

Aber bald zeigte sich, dass die alliierte Besatzungspolitik keine gemeinsame Linie finden konnte. Vor allem zwei Faktoren veränderten die Situation binnen Kurzem grundlegend. Die mangelnde deutschlandpolitische Übereinstimmung zwischen den Westmächten und der

Sowjetunion führte geradezu unvermeidlich in die ersten Konflikte des «Kalten Krieges», als die sowjetische Macht- und Gleichschaltungspolitik in Osteuropa wie in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands (SBZ) zunehmend alle vermutlich nicht linientreu Denkenden ausschaltete und schliesslich durchweg kommunistische Regime errichtete. Demgegenüber wurde die innen- und wirtschaftspolitische Entwicklung der drei anderen Zonen nach einer vorübergehenden Periode der Demontagen an den liberalen Ordnungs- und Freiheitsideen der westlichen Demokratie orientiert, die trotz allen Beschränkungen bald eine weit grössere Anziehungskraft auf die Deutschen gewann als die zwanghafte kommunistische Neuordnung im Osten. So begann ein Flüchtlingsstrom nach Westdeutschland, der neben den über 10 Millionen Vertriebenen aus den abgetrennten westen deutschen Ostgebieten fast 3 Millionen Bewohner der SBZ umfasste, bis der Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 die «Abstimmung mit den Füßen» abrupt beendete.

Diese Tatsachen erwiesen sich als stärker denn alle ursprünglichen Pläne und Erwartungen, die eine viel längere Periode der gemeinsamen alliierten Besatzung und andere Deutschland-Lösungen vorgesehen hatten. Das geschlagene und schuldige Land wurde fast ohne eine Frist der Besinnung in die bipolare Weltpolitik zwischen Ost und West hineingezogen, die an die Stelle der grossen Anti-Hitler-Koalition von 1941-45 trat. Früher als geplant begann so der Prozess neuer Staatsbildung. Der Einschnitt von 1945 war zwar ein Bruch in der Geschichte des deutschen Nationalstaates, doch keine Stunde Null im Sinne einer Denkpause oder gar Entscheidungsfreiheit, sondern ein Augenblick heuer Konstellationen mit zwingenden, weitreichenden Weichenstellungen und Konsequenzen.

Für das westliche Deutschland ergab sich daraus die Möglichkeit, trotz der Belastung mit dem Erbe der Hitlerdiktatur und den grossen

Zerstörungen des Krieges früher als erwartet in eine Periode des Wiederaufbaus einzutreten, in der aus den Feinden von gestern die Alliierten von heute wurden. Dabei bewirkten weder die Nürnberger Prozesse gegen die NS-Kriegsverbrecher noch die millionenfache, doch oberflächliche Entnazifizierung eine volle Auseinandersetzung mit der jüngsten Geschichte oder gar die vielbeschworene «Bewältigung der Vergangenheit», die es im wörtlichen Sinne wohl kaum geben kann. Für Alliierte wie für Deutsche gingen die ursprünglichen Versuche einer «Umerziehung», als Kollektivunternehmen ohnehin umstritten, so abrupt in die Phase der Einbeziehung über, dass viele innere Probleme der neuen deutschen Demokratie nicht schon mit der Gründung der Bundesrepublik glaubwürdig gelöst sein konnten. Die gleichzeitige Gründung der DDR bedeutete überdies nicht nur die schmerzliche Spaltung der Nation, sondern in ihrem Osten eine Fortdauer der Diktatur unter veränderten Vorzeichen.

Was dennoch gelang, wenngleich auf Kosten der – wie sich zeigen sollte – langdauernden Teilung Deutschlands wie Europas, war die Lösung jenes zentralen Problems, woran die westliche Politik nach dem Ersten Weltkrieg gescheitert war, nämlich die von den Deutschen als repressiv empfundene, negative Kontrollpolitik in der Tat durch eine gleichsam positive Kontrolle des Deutschlandproblems in der europäischen Integration abzulösen. Die schlimmste Verirrung der deutschen Geschichte und die schwerste Niederlage des deutschen Staates konnten so im Westen in einen erfolgreichen Wiederaufbau von Wirtschaft und Gesellschaft, von freiheitlicher Demokratie und internationalen, ja supranationalen Kooperationsformen übergehen. Freilich blieb ein Fünftel der Deutschen in der unter sowjetischer Herrschaft gleichgeschalteten «Deutschen Demokratischen Republik» (DDR) weiterhin unter dem Joch diktatorischer Politik.

III

So bemisst sich die Bedeutung des 8. Mai 1945 für die grosse Mehrheit der Deutschen an der unverhofften Chance, die das Ende von Diktatur und Krieg ihnen für einen neuen Anlauf zur einst verspielten Demokratie eröffnet hat. Auch weiterhin waren die Folgen geschichtlicher Verantwortung zu tragen, welche die Untaten des Hitler-Regimes, vor allem die systematische, millionenfache Ermordung der Juden und die Entfesselung des grössten Krieges der Weltgeschichte hinterlassen haben. Aber anders als in der Leidensgeschichte der Weimarer Republik, die fatalerweise nie mit dem Erbe des Ersten Weltkrieges fertig werden konnte, hat die Bundesrepublik die Erfahrungen jenes Scheiterns und die neuen Möglichkeiten übernationaler Kooperation zu nutzen vermocht.

Nur für unverbesserliche deutsche Nationalisten blieb der 8. Mai 1945 schlechthin der schwärzeste Tag deutscher Geschichte. Für jene grosse Mehrheit, auf die sich die erfolgreichere und stabilere zweite Demokratie stützte, wurde die Katastrophe des Hitler-Regimes zugleich zur Voraussetzung des zuvor zweimal gescheiterten liberalen Staates in der so wechselvollen Geschichte Deutschlands. Dazu gehört freilich unumgänglich der Einigungsprozess Westeuropas, ohne den die weitere Entwicklung der Bundesrepublik nicht zu denken war und ist.

Die Befreiung Europas vom Joch der NS-Herrschaft schuf im Bündnis mit den USA und Kanada erst die Bedingungen für eine Renaissance der westlichen Demokratie und für den in der bisherigen Geschichte einzigartigen Aufbau der Europäischen Gemeinschaft. Es blieb freilich die Kehrseite: dass ganz Osteuropa die Befreiung von der NS-Diktatur zunächst gegen neue Diktaturregime im Namen des «Antifaschismus» eintauschte. Bereits 1944 hatte George Orwell gegen diesen kommunistischen Missbrauch des Faschismusbegriffs hellstichtig erklärt, wahrhafter Antifaschismus müsse immer zugleich antitota-

litär sein. Und der 1989 verstorbene jugoslawische Schriftsteller Danilo Kis, dessen Vater in Auschwitz ermordet wurde, schrieb: «Ich bin bemüht, in meinen Büchern eine zusammenhängende Welt zu schaffen, in der die beiden wichtigsten Erfahrungen des 20. Jahrhunderts aufgearbeitet werden: die Erfahrungen des Faschismus und des Stalinismus.»

Wenn die Feiern zum Jahrestag des 8. Mai im Bannkreis der Sowjetunion, die, nicht ohne Schuld am Ausbruch des Krieges (Hitler-Stalin-Pakt 1939), dessen Hauptlast zu tragen hatte, besonders emphatisch begangen wurden, dann war mit einem tiefen Gefühl der Trauer an die unzählbaren Opfer des nationalsozialistischen Macht- und Rassenwahns, aber auch an die fortdauernde Tatsache zu denken, dass die «Befreiung vom Faschismus» allzu vielen Völkern noch keine Befreiung aus totalitären Herrschaftsverhältnissen gebracht hatte, sondern deren 45jährige Fortsetzung.

So wurde die Frage der demokratischen «Bewältigung» der Vergangenheit, für die westdeutsche Demokratie eine Grundfrage ihrer Existenz, auch in der DDR von oben gelöst: im Sinne einer Gegendiktatur, die keine Gelegenheit zur Entwicklung und Bewährung einer eigenständigen und verantwortlichen Demokratie gab, weil sie jedes Risiko ihrer Anfechtung scheute und weder am Anfang noch bis zu ihrem Ende 1989 bereit war, sich dem freien Votum der Bevölkerung zu stellen. Nur im Westen konnte das politische Denken und Verhalten nach dem Krieg über vier Jahrzehnte hinweg empirisch verfolgt werden, nur dort war die politische Mobilität und Stabilität des oft berufenen Volkswillens in offenen Wahlen, Meinungsbefragungen, Publizistik aller Art fortdauernd messbar. In der DDR sind viele brennende Fragen, die an eine zweite deutsche Demokratie nach dem Scheitern von Weimar zu stellen waren, durch ein teils autoritäres, teils totalitäres System verdeckt worden.

Die Sonderlage und der oft berufene Wettstreit der Systeme, zumal im Vergleich des Lebensstandards in West und Ost, mögen zur Motivierung der grösseren Anstrengungen beigetragen haben, die zunächst Deutschland-West, dann sogar auch Deutschland-Ost, gemessen an den übrigen Ländern Europas, leisteten. Das konnte als paradoxe, zugleich als bezeichnende Kompensation für das geschlagene Land und seine Zerspaltung als Nation sowie seine Doppelrolle als Pfeiler der feindlichen Fronten in West und Ost, erscheinen. Das Hauptmotiv war aber das elementare Bedürfnis nach Rekonstruktion und Verbesserung menschenwürdiger Lebensumstände, nicht eine ideologisch-theoretische Position, die nachträglich hineingedeutet wurde.

Die Entstehung der DDR erfolgte in Abhängigkeit von der diktatorisch herrschenden Besatzungsmacht, und sie galt ausserhalb der kommunistischen Welt als Zwangsherrschaft von fremden Gnaden, als «Macht ohne Mandat», wie es der Titel eines grundlegenden Werkes von Ernst Richert über die DDR in den fünfziger Jahren ausdrückte. Diese doppelte Illegitimität unterschied sie von anderen kommunistischen Staaten, die zwar ebenfalls mittels Zwang von oben und aussen errichtet wurden, jedoch als Nationalstaaten mit eigenständiger Tradition eine natürliche Substanz besaßen, während die DDR ein durchaus künstliches Gebilde war. Das unterschied sie zudem von anderen Staaten deutscher Sprache wie der Schweiz oder Österreich, die aus einer eigenhistorischen Substanz stammen und nie dem neueren deutschen Nationalstaat angehörten. Die Auffassung vom illegitimen Charakter dieses zweiten deutschen Staates bestimmte das Verfassungsverständnis der Bundesrepublik, und mit Ausnahme der kleinen westdeutschen KPD waren sich darin alle politischen Parteien einig. Im allgemeinen Sprachgebrauch blieb es lange bei den Begriffen «Ostzone» oder «Sowjetzone». Kein Staat ausserhalb der kommunistischen Welt erkannte die DDR im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens diplomatisch an.

IV

Der Idee der Freiheit kam die Gunst der Stunde zu Hilfe, die im Zusammenwirken europäischer und amerikanischer Kräfte den Aufstieg der westlichen Demokratien zu bislang ungekanntem Wohlstand ermöglichte. Dass dabei in der breiten Öffentlichkeit vor allem die Werte ökonomischer, sozialer und militärischer Sicherheit zu Buche schlugen, sollte sich freilich in den sechziger Jahren zeigen. Es war die Kehrseite der Entideologisierung, dass die intellektuellen Bemühungen um eine philosophische und moralische Fundierung der freiheitlich-demokratischen Politik eher zurückblieben hinter einer pragmatischen Orientierung, die auf die Dauer nicht zu genügen schien. Das Neue, Besondere dieser praktischen Werte wurde in seiner Bedeutung für die politische Ideengeschichte nur langsam und zögernd wahrgenommen; die intellektuell anspruchsvolle, vertiefende Bewusstseinsbildung hinkte den sozio-ökonomischen Veränderungen nach.

Immerhin kam es schon während der fünfziger Jahre, in einer Mischung von Altem und Neuem, zur Anknüpfung an abgebrochene Gedanken der zwanziger Jahre und zur Neuaufnahme der sozialwissenschaftlichen Demokratie- und Modernisierungsdebatte, nun aber bereichert um die Diktatur- und Totalitarismusforschung, die zu einem wichtigen Orientierungspunkt des westlichen Selbstverständnisses wurde. In der Tat bildete die fortschreitende Auseinandersetzung um Formen und Werte von Demokratie und Diktatur, um die «Bewältigung» von Faschismus und Nationalsozialismus wie die Kritik am Kommunismus, gewissermassen als negative Abgrenzung der freiheit-

lich-demokratischen Position, den politisch-ideellen Horizont einer eigenen «Ortsbestimmung der Gegenwart», wie sie Alexander Rüstow schon 1950 in seinem gleichnamigen Werk engagiert umrissen hatte.

Die unerwartete Stärke und Anziehungskraft, die der Wiederaufbau und die bislang ungewohnte politische Stabilität des freien Europas bewiesen, ist nicht zu denken ohne die veränderte geistige Situation, ohne das existentielle Erlebnis der Entscheidung gegen die doppelte Herausforderung und Bedrohung durch Hitlerismus und nun Stalinismus.

Zunächst herrschte freilich tiefer Pessimismus. Spätestens in den Vernichtungen des Krieges schien das europäische Zeitalter der Geschichte zu Ende gegangen zu sein. Das galt vor allem für die Deutschen und ihren «Abschied von der bisherigen Geschichte» (Alfred Weber). Aber auch der alte Fortschrittsoptimist H. G. Wells sinnierte nun über ein nahendes Ende der Zivilisation des Menschen schlechthin. Und unverbesserliche Krisendenker wie Heidegger blieben weiterhin dabei, dass es für die europäische Kultur keinen Unterschied bedeute, ob es Amerika oder Russland sei, das Europa im Zwang der Technisierung und Massennivellierung erdrücke. Die Hoffnungen auf Befreiung wurden in Osteuropa durch die Sowjetunion in der Tat zunichte gemacht, und auch der zweite Anlauf zu einer internationalen Weltordnung in Gestalt der UNO mündete in Enttäuschung. Die Atombombe erschien als ein Symbol der extremen Möglichkeiten, die von der Wissenschaft einer Politik der Selbstzerstörung verfügbar gemacht wurden: Fortschritt zwar, aber nun zur globalen Vernichtung verwendbar.

Mit dem Herannahen der 40-Jahres-Rückblicke aber haben 1989 die tiefgreifenden Veränderungen in Mittel- und Osteuropa mit überraschender Beschleunigung und Eindringlichkeit auch wieder die politischen, ökonomischen und geistigen Entscheidungen des Jahrzehnts von 1945-1955 in neues, helleres Licht gerückt. Sie haben mit dem

übergreifenden Gedanken der Menschenrechte zugleich die freiheitliche Demokratie und die Europaidee als unzerstörbare geistige Orientierungspunkte der Nachkriegszeit in einem kaum erwarteten Masse bestätigt. Sie gilt es zu wahren, wenn nun im Wechsel der Generationen und ihrer verschiedenen Erfahrungen um alte und neue Wertvorstellungen gerungen wird, und um zu verhindern, dass menschen- und kulturwidrige Ideologien einer perfekten Gesellschaftsordnung, eines imperialen Staates oder eines intoleranten Nationalismus immer wieder ihre Verführungskraft gegen die offene Gesellschaft entfalten. In diesem Sinne bleibt die Geschichte der Nachkriegszeit gerade auch in ihren Anfängen eine fortdauernde Erfahrung und Herausforderung, die im Zeichen der Umbrüche, der Öffnungen und alt-neuen Verhärtungen so aktuell wie je erscheint.

CHRONIK DES ZUSAMMENBRUCHS 1945

17.1. Die 9. deutsche Armee gibt Warschau auf.

18.1. Übersiedlung der «Provisorischen Regierung» Polens von Lublin nach Warschau.

3.2. Bei einem Luftangriff der 8. USAAF wird der berühmte Vorsitzende des «Volksgerichtshofs» Freisler getötet.

4.-11.2. Konferenz von Jalta. Beschlüsse: Koordinierung der militärischen Operationen, Aufteilung Deutschlands in vier Besatzungszonen (die vierte ist die französische Besatzungszone), Einigung über die Bildung eines alliierten Kontrollrates und den Zusammentritt von Vertretern der «Vereinten Nationen» zu einer Konferenz in San Francisco am 25.4. zur Festlegung einer Gründungscharta sowie über die neue polnisch-sowjetische Grenze und territoriale Kompensation Polens auf Kosten Deutschlands.

8.2. Beginn einer Offensive der 1. Ukrainischen Front. Beginn der Einschliessung Breslaus.

Beginn der Offensive der 1. kanadischen Armee zwischen Rhein und Maas östlich von Nimwegen. In der Nacht flankierende britische Bom-

benangriffe auf Kleve und Goch. Der Reichswald wird bis zum 13.2. erbittert umkämpft.

11.2. Die Rote Armee nimmt Budapest ein.

13.2. In der Nacht Bombardement von Dresden.

15.2. Breslau ist von allen Seiten von Verbänden der 1. Ukrainischen Front eingeschlossen.

19.2. Himmler nimmt mit dem schwedischen Grafen Bernadotte Kontakt auf, um die Möglichkeit für einen Separatfrieden mit den Westmächten zu erkunden.

20.2. Schweres Bombardement von Nürnberg.

21./22.2. Schwere Luftangriffe auf Duisburg und Worms.

22.2. Gezieltes Bombardement zentraler Verkehrsziele in Deutschland. Insgesamt fliegen die Alliierten 9'000 Einsätze.

23.2. Die «Festung» Posen fällt nach vierwöchiger Verteidigung in die Hand der 1. Weissrussischen Front.

Beginn des Grossangriffs der 9. US-Armee aus den Rurbrückenköpfen nach O und NO.

Britische Flugzeuge bombardieren Essen und Gelsenkirchen.

24.2. Hitler verspricht in einer Proklamation zum Parteigründungstag «noch in diesem Jahr die geschichtliche Wende». Offensive der ersten und zweiten Weissrussischen Front in Hinterpommern. Durchbruch auf breiter Front an der Nahtstelle zwischen 2. Armee und 3. Panzerarmee. Amerikanische Bombardements von Bielefeld, Bremen und Hamburg sowie Verona, Graz und Klagenfurt.

Ägypten erklärt Deutschland den Krieg. Der ägyptische Ministerpräsident, Achmed Maher Pascha, wird bei Bekanntgabe von einem prodeutschen Nationalisten erschossen.

25.2. Bomber der 8. USAAF greifen München, Ulm und Aschaffenburg an.

26.2. Erlass Himmlers über die Errichtung von «Sonderstandgerichten zur Bekämpfung von Auflösungserscheinungen».

1'112 Bomber der 8. USAAF fliegen einen schweren Luftangriff auf Berlin. Die deutsche Flak kann nur 13 Bomber abschiessen.

1.3. Türkei erklärt Deutschland den Krieg.

3.3. Die 1. kanadische Armee erreicht Xanten. Schulterchluss mit der 9. US-Armee bei Geldern.

Die 3. US-Armee nimmt Trier. Finnland erklärt Deutschland den Krieg.

3./4.3. Deutsche Bombardements in Grossbritannien (Midlands, Ost- und Nordengland).

4.3. Die 19. sowjetische Armee nimmt Köslin. Die 8. USAAF bombardiert Ulm.

5.3. Das westliche Rheinufer nördlich von Neuss mit Ausnahme des Brückenkopfes Wesel ist in alliierter Hand.

6.3. Beginn der letzten Deutschen Offensive in Ungarn nördlich des Plattensees. Am 15.3. muss der Angriff bei schweren Gegenangriffen der 26. und 27. sowjetischen Armee endgültig eingestellt werden.

König Michael I. von Rumänien setzt unter sowjetischem Druck eine kommunistisch beherrschte Regierung unter Petru Groza ein.

7.3. Das VII. Korps der 1. US-Armee bricht den letzten deutschen Widerstand in Köln. Es gelingt der 9. Panzer-Division (Generalmajor Leonard) des III. Korps, über die unzerstörte Ludendorff-Brücke bei Remagen auf das Ostufer des Rheins vorzustossen und dort einen Brückenkopf zu bilden.

7./8.3. Britischer Luftangriff auf Dessau.

8.3. Beginn der Geheimverhandlungen des SS-Obergruppenführers Wolff (Höchster SS- und Polizeiführer in Italien) mit Vertretern des alliierten Oberkommandos in Italien in der Schweiz mit dem Ziel, günstige

Übergabebedingungen zu erreichen.

8./9.3. Britischer Luftangriff auf Hamburg und Kassel.

10.3. Die deutsche Armee räumt den Brückenkopf Wesel. Die 8. USAAF bombardiert Dortmund, Soest, Paderborn und Schwerte.

Vernichtender britischer Luftangriff auf die Treibstoffwerke Scholven-Buer.

11.3. Die polnische Exilregierung in London protestiert gegen den Ausschluss Polens von der Konferenz von San Francisco.

Schwere Bombardements von Kiel, Bremen, Hamburg und Essen.

12.3. Vereinbarung zwischen Himmeler und seinem Arzt Kersten, dass entgegen einem «Führerbefehl» die Konzentrationslager beim Herannahen der Alliierten nicht gesprengt und die Gefangenen nicht getötet werden sollen.

Schwere Bombardements auf Dortmund und Swinemünde.

13.3. Die 3. Ukrainische Front beginnt eine Grossoffensive gegen die 4. Deutsche Armee in Ostpreussen im Raum Heiligenbeil. Königsberg wird von seinen Verbindungen nach Südwesten abgeschnitten.

14.3. Die Warschauer Regierung erichtet in Ausübung der ihr von der UdSSR einseitig übertragenen Ge-

bietshoheit über die besetzten deutschen Ostgebiete 4 Wojwodschaften (Masuren, Oberschlesien, Niederschlesien und Pommern).

15.3. Im Auftrag Ribbentrops sondiert Legationsrat Hesse in Stockholm wegen eines Separatfriedens mit den Westmächten.

16.3. Sowjetische Gegenoffensive in Ungarn. Am 25.3. wird die deutsche Front durchbrochen.

17.3. Das VIII. Korps (Generalmajor Middleton) der 3. US-Armee nimmt Koblenz.

17./18.3. Deutsche Luftangriffe in Nordengland.

19.3. Hitler erlässt den Befehl «Verbrannte Erde», in dem die Zerstörung sämtlicher Industrie- und Versorgungsanlagen, die dem Feind von Nutzen sein könnten, vor dem Rückzug der deutschen Truppen befohlen wird. Die Ausführungsbestimmungen des OKW (Oberkommando der Wehrmacht) vom 30.3. und Ergänzungen vom 4.4. heben den Befehl faktisch wieder auf.

20./21.3. Die Amerikaner besetzen Worms.

22.3. Die 3. US-Armee überschreitet den Rhein bei Oppenheim und setzt zum weitgefassten operativen Stoss nach Osten an. Vergeblicher Versuch der 9. deutschen Armee, den sowjetischen Oder-Brückenkopf westlich Küstrin zu zerschlagen.

23.3. Die Offensive der 2. Ukrainischen Front zerreißt den Verteidigungsbereich der 2. deutschen Armee (General der Panzertruppen von Saucken) in drei Teile: Hela-Oxhöft-Gotenhafen und Danzig-Weichselniederung.

24.3. Die Rote Armee nimmt Neisse.

25.3. Das VI. US-Korps (Generalmajor Brooks) erreicht Germersheim, das XX. Korps (Generalmajor Walker) Ludwigshafen und das XII. Korps (Generalmajor Eddy) Worms. Damit ist die ganze Pfalz in alliierter Hand; ebenfalls sämtliche deutschen Gebiete westlich des Rheins.

Die 2. und 3. Ukrainische Front durchbrechen die deutsche Front in Ungarn.

26.3. Die 1. US-Armee (Generalleutnant Hodges) zerschlägt im Westwald die Korps LXVII. (General d. Infanterie Hitzfeld) und LXXIV. (General d. Infanterie Pchler), der 15. deutschen Armee und stösst danach rasch nach O, SO und NO vor.

29.3. Das XV. Korps der 7. US-Armee besetzt Mannheim. Das VIII. Korps der 3. US-Armee nimmt Frankfurt. Die 4. deutsche Armee in Ostpreussen muss die Halbinsel Balga aufgeben.

30.3. Die 2. sowjetische Stoss-Armee (Generaloberst Fedjuninski) nimmt Danzig.

Schwere Bombenangriffe auf Hamburg, Bremen und Wilhelmshaven.

Die 1. kanadische Armee (Generalleutnant Crerar) nimmt Emmerich an der deutsch-holländischen Grenze.

Die 51. britische Division besetzt Bocholt.

1.4. Zusammentreffen der von Süden vorstossenden 1. US-Armee (Generalleutnant Hodges) mit der von Norden herankommenden 9. US-Armee (Generalleutnant Simpson) im Raum Lippstadt. Damit sind die Kräfte der deutschen Hauptgruppe B (Generalfeldmarschall Model) mit der 5. Panzer-Armee (Generaloberst Harpe) und der 15. Armee (General der Infanterie von Zangen) im Gebiet zwischen Rhein, Ruhr und Sieg («Ruhrkessel») eingeschlossen.

Die erste französische Armee (General de Lattre de Tassigni) berschreitet bei Philippsburg den Oberrhein.

3.4. Münster/Westf. durch die 17. US-Luftlande-Division und 6. britische Garde-Panzer-Brigade eingenommen. Schweres amerikanisches Bombardement von Kiel.

4.4. Die 1. französische Armee besetzt Karlsruhe.

Die 7. sowjetische Gardearmee (Generaloberst Shumilow) erobert Pressburg.

Die letzten deutschen Truppen verlassen Ungarn («Befreiungstag»).

6.4. Die 9. US-Armee nimmt Hamm.

7.4. Unternehmen «Werwolf»: Einsatz von 183 Rammjägern (das Sonderkommando «Elbe» u.a.) gegen Grosseinflug der 8. USAAF. Luftschlacht über dem Steinhuder Meer (westlich Hannover). Bei 133 deutschen Totalverlusten (77 Piloten gefallen) werden 23 amerikanische Bomber vernichtet.

8./9.4. Grosser britischer Bombenangriff auf die Treibstoffwerke Lützendorf und die Hafenanlagen von Hamburg.

9.4. Ermordung von Admiral Canaris und Generalmajor Oster im KZ Flossenbürg.

Nach langen Kämpfen entschliesst sich der Kommandant von Königsberg, General d. Infanterie Lasch, zur Kapitulation vor der unaufhaltsam vorrückenden Roten Armee. Auf Hitlers Veranlassung wird Lasch am 10.4. in contumacia zum Tode verurteilt, gegen seine Familie Sippenhaft verhängt.

Ein deutscher Fernaufklärer vom Typ *Arado 234* (Düsenflugzeug, das von keinem alliierten Jäger eingeholt werden kann) erkundet die britische Ostküste.

9./10.4. Schwerer britischer Bombenangriff auf die Hafenanlagen von

Kiel: neben vielen kleineren Schiffen wird der Schwere Kreuzer *Admiral Scheer* versenkt.

10.4. General der Panzer-Truppe von Sacken übernimmt den Oberbefehl in der Danziger Bucht. Die 9. US-Armee nimmt Essen und Hannover.

Letzter Deutscher Erkundungsflug über Grossbritannien (mit einer *Ar234* über Schottland).

12.4. Der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt stirbt. Nachfolger wird Vizepräsident Harry S. Truman.

Ein von Keitel, Himmler und Bormann unterzeichneter Befehl fordert die Verteidigung aller deutschen Städte «bis zum Äussersten».

13.4. Die 4. sowjetische Garde Armee erobert Wien.

13./14.4. Britischer Bombenangriff auf den Hafen von Kiel.

14.4. Angriffe der 9. US-Armee (Generalleutnant Simpson) von Norden und der 1. US-Armee (Generalleutnant Hodges) von Süden spalten den deutschen «Ruhr-Kessel» auf. Am 16.4. löst sich der kleinere östliche, am 17.4. der grössere Westkessel auf. Insgesamt geraten 325'000 deutsche Soldaten in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Generalfeldmarschall Model begeht am 21.4. Selbstmord.

Die 49. britische Division erobert Arnheim.

14/15.4. Schwerer britischer Bombenangriff auf Potsdam.

15.4. Die 4. Ukrainische Front (Armeegeneral Jeremenko) beginnt eine Offensive mit dem Ziel, in das Industriegebiet von Mährisch-Ostrau durchzubrechen. Am 25.4. Einnahme der Stadt durch die 38. Sowjetarmee.

15/16.4. Die am Ostufer der Elbe neu gebildete 12. deutsche Armee (General der Panzertruppen Wenck) zerschlägt einen Brückenkopf der 9. US-Armee südlich von Magdeburg und engt einen zweiten bei Barby ein.

15.-20.4. Schwere amerikanische Luftangriffe gegen deutsche Stützpunkte in der Gironde-Mündung leiten den Landangriff durch die 66. US-Division und die 10. französische Division ein. Kapitulation der letzten deutschen Widerstandsnester am 20. 4.8 400 deutsche Gefangene.

16.4. Die 1. Ukrainische und die 1. Weissrussische Front (Marschälle Shukow und Konjew) beginnen an der Neisse und aus den Oder-Brückenköpfen mit einer Grossoffensive, ihr Ziel: die Einschliessung und Eroberung Berlins.

Die 2. kanadische Division nimmt Groningen (Holland).

16/17. 4. Britischer Luftangriff gegen Pilsen.

17.4. Schweres amerikanisches

Bombardement der Eisenbahnanlagen von Dresden.

18.4. Die 9. US-Armee nimmt Magdeburg, die 1. US-Armee dringt in Düsseldorf ein.

Schwerer britischer Bombenangriff auf Helgoland.

18/19.4. Letzter britischer Luftangriff auf Berlin.

19.4. Die 2. britische Armee (Generalleutnant Dempsey) erreicht die Elbe bei Lauenburg.

19/20.4. Leipzig von der 1. US-Armee erobert.

20.4. Die 2. Weissrussische Front (Marschall Rokossowski) tritt mit 4 Armeen und Panzerverbänden aus den Brückenköpfen an der unteren Oder zur Eroberung Vorpommerns und Mecklenburgs an. Das XV. US-Korps (Generalmajor Haislip) nimmt Nürnberg nach viertägigen Kämpfen. Hitler teilt das noch in deutscher Hand befindliche Gebiet in einen «Nordraum» (unter Grossadmiral Dönitz) und einen «Südraum» (unter Generalfeldmarschall Kesselring) ein.

Am Nachmittag beginnt sowjetische Artillerie mit der Beschiessung des Stadtzentrums von Berlin.

21.4. Die an der Lausitzer Neisse durchgebrochene 1. Ukrainische Front besetzt Bautzen.

Himmler trifft sich mit dem Vertreter des jüdischen Weltkongresses Masur

auf dem Gut Hartzfelde bei Berlin. 1'000 jüdische Frauen aus dem KZ Ravensbrück werden freigegeben.

22.4. Hitler entschliesst sich nach einer Krise, in Berlin zu bleiben.

23.4. Hitler entlässt Göring aus all seinen Ämtern, nachdem er auf Grund eines Telegramms Görings den Eindruck gewonnen hat, dass dieser für sich Vollmachten zum Abschluss einer Kapitulation erstrebt. Neuer Oberbefehlshaber der Luftwaffe wird der zum Generalfeldmarschall beförderte Ritter von Greim.

Die 2. britische Armee erreicht Hamburg-Harburg.

Die 1. französische Armee nimmt Müllheim/Baden ein.

24.4. Das Gros der 9. deutschen Armee (General der Infanterie Busse) ist im Raum westlich Frankfurt/Oder eingeschlossen, doch gelingt es etwa 40'000 Mann, am 29.4. südlich Beelitz zur 12. Armee (General der Panzertruppen Wenck) durchzubrechen und mit dieser den Rückzug über die Elbe anzutreten.

Die 7. US-Armee (Generalleutnant Patch) und Teile der 1. französischen Armee nehmen Ulm.

Das OKW (Oberkommando der Wehrmacht, Keitel und Jodl, wird von Berlin nach Rheinsberg verlegt und übernimmt die Leitung der Ent-

satzversuche für Berlin.

Die 8. britische Armee erobert Ferrara. Die 5. US-Armee nimmt La Spezia, die 10. US-Gebirgsdivision erreicht den Po nordwestlich von Bologna.

25.4. Die 47. sowjetische Armee (Generalleutnant Ljudnikow) der 3. Weissrussischen Front besetzt Pillau. Teile der 69. US-Division (Generalmajor Reinhardt) der 1. US-Armee treffen bei Torgau an der Elbe mit der 58. sowjetischen Garde-Schützendivision der 5. Garde-Armee (Generaloberst Shadow) zusammen. Damit ist der noch von deutschen Truppen gehaltene Raum in zwei Teile zerschnitten.

Schwerer britischer Bombenangriff auf die Küstenbefestigungen von Wangerooge sowie auf Berchtesgaden und Hitlers Berghof.

Die 8. britische und die 5. US-Armee überschreiten den Po in breiter Front und besetzen Mantua, Reggio und Parma.

Das von Himmler in der Nacht zum 24.4. dem Grafen Bernadotte in Lübeck überreichte Kapitulationsangebot gegenüber den Westmächten erreicht London.

Beginn der Konferenz von San Francisco zur Festlegung der Charta der «Vereinten Nationen». Beteiligt an der Konferenz sind 50 Regierungen.

26.4. Die Rote Armee nimmt Brünn und Stettin.

Die 2. britische Armee nimmt Bremen.

Die in einigen Punkten an den «Morgenthau-Plan» angelehnte Weisung JCS 1067 für die amerikanische Militärregierung in Deutschland wird fertiggestellt und am 10.5. von Präsident Truman mit geringen Abänderungen genehmigt.

27.4. In Wien wird eine provisorische österreichische Regierung gebildet.

Französische Streitkräfte besetzen Ventimiglia und Bordighera an der italienischen Riviera. Die 5. US-Armee nimmt Genua ein.

28.4. Die 12. deutsche Armee stößt von Belzig aus in den Raum Ferch durch, muss dann aber den Entsatzangriff auf Berlin aus Kräftenmangel abbrechen.

Sowjetischer Durchbruch durch die 3. Panzerarmee bei Prenzlau. Generaloberst Heinrici wird als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel durch Generaloberst Student ersetzt.

Die 7. US-Armee nimmt Augsburg. Mussolini und Clara Petacci werden bei Dongo in Oberitalien gefangenegenommen und am 29.4. erschossen. Ihre Leichen werden danach in der Piazzale Loreto in Mailand öffentlich aufgehängt.

29.4. Kapitulation der Heeresgruppe C mit dem AOK (Armeeoberkommando) 10 (General Herr) und dem AOK 14 (General Lemelsen) in Italien gegenüber den alliierten Streitkräften unter General Alexander in Caserta unterzeichnet. Am 2.5. bekanntgegeben und um 14.00 in Kraft getreten.

Die 2. britische Armee überschreitet die Elbe bei Lauenburg und bildet dort einen Brückenkopf.

Britische Flugzeuge beginnen mit dem Transport von Nahrungsmitteln und Kleidung für die Bevölkerung in Rotterdam, im Haag und anderen Städten des noch von deutschen Kräften gehaltenen Teils der Niederlande. Die 56. britische Division dringt in Venedig ein.

Die 1. französische Armee nimmt Friedrichshafen/Bodensee ein. Hitler heiratet Eva Braun und unterschreibt sein privates und «politisches» Testament, in dem er Göring und Himmler aus der NSDAP ausstößt und Dönitz zum «Reichspräsidenten» ernennt.

30.4. Hitler begeht um 15.30 Selbstmord.

Die «Gruppe Ulbricht» wird im Flugzeug von Moskau nach Berlin gebracht und beginnt mit dem Aufbau der kommunistischen Herrschaft in der sowjetischen Besatzungszone und in Berlin.

Die Amerikaner besetzen München und Turin.

Tito-Partisanen dringen in die Vororte von Triest ein.

1.5. Um 15.18 erhält Dönitz in Plön ein Telegramm Bormanns über Hitlers Tod. Rundfunkansprache Dönitz über den Hamburger Sender. Um 22.30 Uhr Rundfunkmeldung über Hitlers Tod.

Titos Partisanen besetzen vor dem Eintreffen der von Südwesten herankommenden 8. britischen Armee den grössten Teil von Triest, Görz und die Halbinsel Istrien. Beginn des Triest-Konflikts.

1.-7.5. Deutsche U-Boote versenken im Atlantik vier alliierte Handelsschiffe.

2.5. Kapitulation der Verteidiger von Berlin (General Weidling).

Das III. sowjetische Garde-Panzerkorps besetzt Rostock.

Grossadmiral Dönitz verlegt sein Hauptquartier nach Flensburg. Graf Schwerin von Krosigk wird Aussenminister.

Die 6. britische Luftlande-Division trifft bei Wismar mit Verbänden der 70. sowjetischen Armee zusammen.

Die 2. neuseeländische Division dringt in Triest ein und nimmt die Übergabe der deutschen Besatzung entgegen.

2./3.5. Letzter britischer Luftangriff auf ein deutsches Ziel: Bombardement des Kieler Hafens.

3.5. Das XII. britische Korps (Generalleutnant Ritchie) rückt in das zur «offenen Stadt» erklärte Hamburg ein.

Das VI. US-Korps (Generalmajor Brooks) besetzt Innsbruck.

Die 103. US-Infanterie-Division stösst zum Brenner vor und trifft dort am 4.5. mit der von Süden aus Norditalien herankommenden 88. Division der 5. US-Armee zusammen.

4.5. Kapitulation sämtlicher deutscher Streitkräfte in Holland (Generaloberst Blaskowitz), Nordwestdeutschland einschliesslich der Inseln (Generalfeldmarschall Busch) und in Dänemark (Generaloberst Lindemann) im Hauptquartier des britischen Feldmarschalls Montgomery in der Lüneburger Heide von Generaladmiral von Friedeburg unterzeichnet (am 5.5. um 8.00 in Kraft getreten). Die Truppen der Hauptgruppe Weichsel, also die 21. Armee und die 3. Panzerarmee unter Generaloberst Student, erhalten die Möglichkeit, sich durch die britische Front nach Westen abzusetzen und sich in britische Gefangenschaft zu begeben.

Kapitulation der deutschen Heeresgruppe G (General der Infanterie Schulz) in Haar bei München (Reste der 1. und 19. Armee). Die Kapitulation tritt am 6.5. um 14 Uhr in Kraft.

Bildung einer provisorischen Regierung in Dänemark.

5.5. Bildung einer «Geschäftsführenden Reichsregierung» unter Graf Schwerin von Krosigk.

Panzer des XII. US-Korps (Generalmajor Eddy) rücken in Linz/Donau ein.

Die deutsche Heeresgruppe E leitet den Rückzug aus der «Zwonimir»-Stellung auf die österreichische Grenze zu ein. Im Augenblick der allgemeinen Kapitulation stehen noch rund 150'000 Mann auf jugoslawischem Boden.

Aufstand tschechischer Nationalisten in Prag gegen die deutsche Besatzung.

Die Schweizer Regierung erkennt die Regierung Dönitz nicht an und beruft ihren Gesandten in Deutschland ab.

Der japanische Aussenminister Togo erhebt gegenüber dem deutschen Botschafter in Tokyo, Stahmer, den Vorwurf, dass Deutschland seine vertraglichen Verpflichtungen gegenüber Japan gebrochen habe und einseitige «Friedensverhandlungen» mit den britischen und amerikanischen Befehlshabern betreibe.

5.-9.5. Letzte Evakuierungsfahrt der noch fahrbereiten deutschen Zerstörer, Torpedo- und Schnellboote nach Heia, bei der 43'000 Menschen evakuiert werden.

1.5. Beginn des konzentrischen Angriffs der 1., 4. und 2. Ukrainischen Front und 17 Schützenarmeen gegen den von der deutschen Heeresgruppe Mitte (Generalfeldmarschall Schörner) mit der 1. und 4. Panzerarmee und der 17. Armee noch gehaltenen böhmischen Raum.

Kapitulation der «Festung Breslau» (General Niehoff) vor der 6. sowjetischen Armee (Generalleutnant Gluzdowski).

General Eisenhower befiehlt der 3. US-Armee (Generalleutnant Patton), ihren Vormarsch in Böhmen einzustellen.

Dönitz entlässt Himmler aus allen seinen Ämtern.

7.5. Um 02.41 Uhr Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht im Hauptquartier General Eisenhowers in Reims von Generaloberst Jodl unterzeichnet. Die Kapitulation tritt am 9.5. um 00.01 Uhr in Kraft.

Die 12. deutsche Armee unter General Wenck setzt mit rund 100'000 Mann bei Tangermünde über die Elbe und begibt sich in amerikanische Kriegsgefangenschaft.

Die polnische Panzerdivision besetzt Wilhelmshaven, die britische Garde-Panzerdivision Cuxhaven, die 3. kanadische Division Emden. Die 9. US-Armee räumt ihre Brückenköpfe östlich der Elbe.

Truppen der 2. Weissrussischen Front erreichen die Linie Wismar-Schwerin-Wittenberge.

Die 1. Weissrussische Front erreicht die Elbe.

Spanien bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.

7.5. Rundfunkansprache Dönitz' über den Flensburger Sender.

Einnahme Dresdens durch die 5. Sowjetische Garde-Armee.

9.5. Wiederholung der Unterzeichnung der Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst durch Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Stumpff und Admiral von Friedeburg.

Kapitulation der 319. Infanteriedivision unter Generalmajor Wulf auf den britischen Kanal-Inseln. Übergabe von Lorient, La Rochelle und St. Nazaire.

Rundfunkansprache Stalins zur deutschen Kapitulation, in der er sich für die Einheit Deutschlands ausspricht.

10.5. Kapitulation der Hauptgruppe Kurland mit der 16. und 18. Armee (208'000 Mann).

Einnahme von Prag durch die 3. sowjetische Garde-Panzerarmee.

Das US-Kriegsministerium gibt den Abtransport von 3,1 Millionen amerikanischen Soldaten aus Europa bekannt.

Übergabe der deutschen Stützpunkte in der Ägäis und von Dünkirchen.

Landung sowjetischer Truppen auf Bornholm.

13.5. Verhaftung des Chefs OKW (Oberkommando Wehrmacht), Generalfeldmarschall Keitel. Generaloberst Jodl übernimmt die Führung des OKW.

14.5. Um 12.00 Uhr Übergabe der Armee Ostpreussen unter General von Saucken mit rund 150'000 Mann gegenüber der 2. Weissrussischen Front vollzogen. Damit ist die Kapitulation aller geschlossenen grossen deutschen Verbände beendet.

KURZBIOGRAPHIEN



Reinhard Appel

Geboren am 21. Februar 1927 in Königshütte/Oberschlesien als Sohn eines Kaufmanns. Nach dem Realschulabschluss Besuch einer Lehrerbildungsanstalt in Brandenburg. 1945 zur Wehrmacht eingezogen; sowjetische Kriegsgefangenschaft. Im September 1945 nach Berlin entlassen, begann er 1946 als Volontär bei der «Stuttgarter Zeitung», seit 1950 als politischer Korrespondent in Bonn. 1971 Leiter des Bonner Büros der «Süddeutschen Zeitung», 1973 Intendant des Deutschlandfunks und 1976-1988 Chefredakteur des ZDF. Bekannt wurde Appel besonders durch die Sendung «Journalisten fragen – Politiker antworten», die er, mit Unterbrechungen, von 1963 bis 1991 erfolgreich moderierte. Appel machte sich um den Aufbau des ehemaligen Ostberliner Senders «Deutschlandsender Kultur» verdient. Er ist seit 1950 mit Marianne Bauder verheiratet und hat drei Kinder.



*Metropolit
Augoustinos*

Der Griechisch-Orthodoxe Metropolit Augoustinos (Labardiakis) von Deutschland wurde 1938 auf Kreta geboren. Seine kirchliche Ausbildung und Studium erfolgten in Konstantinopel/Chalki, in Salzburg, Münster und Berlin (West). 1964 wurde er zum Priester und 1972 zum Bischof geweiht. Im Jahre 1980 wurde er zum Metropoliten von Deutschland gewählt und inthronisiert. Metropolit Augoustinos leitet seitdem diese wichtige europäische Eparchie des Ökumenischen Patriarchats. Der Metropolit ist Inhaber des Bundesverdienstkreuzes, des Verdienstordens von Nordrhein-Westfalen und ebenso der höchsten Stufe des Ehrenordens der Republik Griechenland.



Berthold Beitz

Geboren am 26. September 1913 in Demmin, Pommern, als Sohn eines Ulanen-Wachtmeisters. 1934 Abitur, dann Banklehre und anschließend Angestellter in Bankgewerbe und Energieindustrie. 1940 ins «Generalgouvernement Polen» dienstverpflichtet und 1941 kaufmännischer Leiter der polnischen Ölfelder von Boryslaw (Karpaten-Öl AG) von Lemberg. Rettete viele Zwangsarbeiter in diesem Werk vor der Deportation ins KZ, wofür er 1990 den Ehrentitel «Gerechter der Völker» der israelischen Gedenk- und Forschungsstätte Yad Vashem erhielt. Einberufung zur Wehrmacht kurz vor Kriegsende. Nach dem Krieg zunächst Arbeit in der Versicherungsbranche, bis ihn Alfred Krupp von Bohlen und Halbach als Generalbevollmächtigten nach Essen holte. Dem Krupp-Konzern blieb Beitz bis heute verbunden. Beitz ist seit 1939 mit Else Hochheim verheiratet und hat drei Töchter.



Claus Berke

Geboren am 3. Juni 1928 als ältestes Kind einer Arztfamilie. Anfang 1944, noch als Gymnasiast, wurde er zu den Luftwaffen Helfern eingezogen. Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft 1946 Kriegsteilnehmer-Abitur. Es folgten juristisches und volkswirtschaftliches Studium, 1954 Promotion zum Dr. jur., 1956 Assessorexamen. Berufliche Tätigkeit in Hochschule, Anwaltschaft und Industrie, seit 1969 im Hause Siemens, von 1976-1991 als Sprecher und Vorsitzender der Geschäftsführung der Interatom GmbH. Daneben in Aufsichtsräten und Beratungsgremien deutscher, französischer und britischer Gesellschaften sowie der Europäischen Kommission tätig. In den 60er und 70er Jahren ehrenamtliche Betätigung als Kommunalpolitiker für die CDU, von 1985-1989 als Vorsitzender der Kerntechnischen Gesellschaft, 1989 als Präsident des Deutschen Atomforums. Er ist seit 1961 mit Ingeborg Melms verheiratet und hat zwei Töchter und einen Sohn.



Hans Blickensdörfer

Blickensdörfer wurde am 21. Februar 1923 als Sohn eines Oberamtmanns in Pforzheim geboren. Seine Mutter ist Schweizerin, und er wuchs zweisprachig auf. Nach dem Abitur (1941) wurde er eingezogen und nahm an den Schlachten um Moskau und Stalingrad teil. 1943/44 gehörte er zu den Besatzungstruppen in Frankreich. 1945 flüchtete er über die Elbe vor den russischen Truppen und wurde in Frankreich unter Spionageverdacht festgenommen. Nach dem Krieg arbeitete er als Sportjournalist und war von 1967 bis 1982 Sport-Chefredakteur der «Stuttgarter Zeitung». Weithin bekannt wurde Blickensdörfer mit seinem Roman «Die Baskenmütze», der seine Erlebnisse auf der Flucht vor der Roten Armee verarbeitet. Er hat ausser diesem, wohl berühmtesten, noch eine Vielzahl anderer Romane geschrieben. Blickensdörfer ist mit Ruth Kuhn verheiratet und hat einen Sohn.



Karl Dietrich Bracher

Geboren am 13. März 1922 in Stuttgart. Sein Vater war zuletzt Präsident im Württembergischen Kultusministerium. Nach dem Abitur wurde er 1940 zum Kriegsdienst einberufen und geriet 1943 in amerikanische Gefangenschaft. Nach dem Krieg studierte er Geschichte, Philosophie und Philologie und wurde 1948 promoviert. 1955 wurde er habilitiert und 1959 zum Professor für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte an der Universität Bonn berufen. Dieses Amt bekleidete er bis zu seiner Emeritierung 1987. Bracher ist Verfasser einer grossen Zahl wissenschaftlicher Werke, von denen viele sich mit Fragen der Zeitgeschichte auseinandersetzen und zugleich in aktuelle Fragen und Diskussionen hineinwirken. Bracher ist seit 1951 mit Dorothee Schleicher verheiratet und hat zwei Kinder.



Erich Brost

Brost wurde am 29. Oktober 1903 in Elbing / Westpreussen geboren. Brost war Redakteur der Danziger Volksstimme und Mitglied des Danziger Volkstag. Das Kriegsende erlebte er in London. Nach dem Krieg ging er zunächst nach Köln, wurde jedoch bald schon zum Leiter der Nachrichten bei Radio Hamburg berufen. Nach einem kurzen Interim ging er 1947 als Verbindungsmann der SPD zu den Alliierten nach Berlin. Sein Nachfolger dort war Willy Brandt. 1948 erhielt er die Lizenz zur Herausgabe der «Westdeutschen Allgemeinen Zeitung» (WAZ), die er als Chefredakteur bis 1970 leitete und deren Alleinherausgeber er heute noch ist. Brost ist in zweiter Ehe verheiratet mit Anneliese Brinkmann. Er hat einen Sohn aus erster Ehe.



Willem Brugsma

Geboren 1922 in Haarlem in den Niederlanden. Brugsma ging nach dem Abitur in die Widerstandsbewegung gegen die Nazi-Okkupation. Verhaftet in Paris und ein Jahr als «Nacht- und Nebelhäftling» in den KZs Neuengamme, Natzweiler und Dachau. Nach der Befreiung arbeitete Willem Brugsma als Journalist, er war u.a. Chefredakteur der «Haagse Post». Brugsma betätigte sich als Fernseh-Moderator, gelegentlich auch beim WDR. Er veröffentlichte diverse Bücher, darunter u.a. «Europa Europa» und «Vrede is het alleen in den pauze». Brugsma wurde mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet. Verheiratet ist er mit der Polin Maria Barbara Strus-Lozinska. Das Ehepaar hat eine Tochter, Caroline.



Ignatz Bubis

Bubis wurde am 12. Januar 1927 als Sohn eines Schiffahrtsbeamten in Breslau geboren. 1935 verließ die Familie Deutschland und siedelte nach Deblin in Polen. Nach der Besetzung Polens wurde ein Ghetto errichtet; später kam er in das Arbeitslager einer Munitionsfabrik bei Tschenstochau, entging aber durch Zufall dem Abtransport in ein Vernichtungslager. Am 16. Januar 1945 wurde er von der Roten Armee befreit. Nach Kriegsende kehrte Bubis nach Deutschland zurück und betätigte sich zunächst im Edelmetallhandel. Seit 1975 widmete er sich vornehmlich der Entwicklung von Hotels und Anlagen im Immobilienbereich. Seit Anfang der achtziger Jahre widmete sich Bubis zusehends mehr auch den jüdischen Verbänden in Deutschland; 1992 wurde er zum Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland gewählt. Er ist mit Ida Rosenmann verheiratet und hat eine Tochter.



Valentin Falin

Falin wurde am 3. April 1926 in Leningrad geboren. Sein Vater war Bauer, der später in Moskau die Gewerkschaftsschule besuchte und mit der Obrigkeit in Schwierigkeiten geriet. 1941 musste Falin mit Mutter und Schwester auf der Flucht vor dem Krieg ins Uralgebiet ziehen, später arbeitete er als Dreher in einer Werkzeugmaschinenfabrik in Moskau. Nach Kriegsende studierte er am «Institut für Internationale Beziehungen», wo er sich auf Deutschland spezialisierte. 1971 wurde er sowjetischer Botschafter in Bonn. 1978 ging er wieder nach Moskau zurück. Mit der Wahl Gorbatschows zum Parteichef wurde Falin eine zentrale Figur für die sowjetische Deutschlandpolitik. Ihm wird das Verdienst um die rasche Ratifizierung des sowjetisch-deutschen Vertragspaktes im April 1991 zugeschrieben. Falin ist verheiratet.



Egon Franke

Geboren am 11. April 1913 als Sohn eines Musiklehrers in Hannover. Nach der Volksschule Ausbildung zum Tischler. Seit Anfang der dreissiger Jahre vollberuflich sozialdemokratischer Politiker. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung Untergrundarbeit für die SPD. 1935 Verurteilung zu 2½ Jahren Zuchthaus wegen «Vorbereitung zum Hochverrat». 1943 als Soldat zur berüchtigten Strafeinheit «999» eingezogen. 1945 nach Verwundung und kurzer amerikanischer Kriegsgefangenschaft Rückkehr in die Heimat. Mitglied des Bundestages ab 1951. Enger Mitarbeiter von Kurt Schumacher. Gilt als Wegbereiter der Grossen Koalition. Von 1969-1982 Minister für innerdeutsche Beziehungen. Verheiratet mit Elfriede Bruns.



Michail Gorbatschow

Geboren am 2. März 1931 in dem Dorf Priwolnoje (im Gebiet Stawropol im Nordkaukasus) als Sohn eines Mährescherfahrers. Der christlichen Mutter zuliebe getauft. Bei Kriegsende war er ein junger Komsomolze in der Kolchose. Von 1950 bis 1955 Studium der Rechtswissenschaften in Moskau. 1952 Eintritt in die KPdSU. Nach dem Studium Parteikarriere: Seit 1970 Mitglied des obersten Sowjet; seit 1971 Vollmitglied des ZK der KPdSU. 1978 Berufung zum ZK-Sekretär als Chef der Abteilung Agrarwirtschaft im ZK. 1980 Vollmitglied des Politbüros. 1985 Generalsekretär der KPdSU. Einleitung einer umfangreichen Reformpolitik. 1990 Verleihung des Friedensnobelpreises. Mit der Auflösung der UdSSR und der Gründung der GUS am 25. Dezember 1991 Rücktritt von allen politischen Ämtern. Seither Arbeit für den von ihm ins Leben gerufenen Fonds für soziale und politische Forschung in Moskau. Seit 1953 mit Raissa M. Titorenko verheiratet, eine Tochter.



Alfred Grosser

Geboren am 1. Februar 1925 in Frankfurt/Main als Sohn eines Professors für Kinderheilkunde. 1933 Amtsenthebung des (jüdischen) Vaters als Leiter des Clementine-Kinderkrankenhauses im Zuge der «arischen Umstellung» und Emigration der Familie nach Frankreich, wo der Vater 1934 stirbt. 1937 erwirbt Grossers Mutter Lily die französische Staatsangehörigkeit. Während des Zweiten Weltkrieges Mitglied der französischen Widerstandsbewegung. Seit 1955 Professor am Institut für

Politische Wissenschaften der Universität Paris. Reiche Publikationstätigkeit zum Thema französisch-deutsche Beziehungen, die ihn zu einem der wichtigsten geistigen Wegbereiter der Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich machen. Seit 1982 Präsident des CIRAC (Centre d'information et de recherche de l'Allemagne contemporaine). Seit 1959 mit Anne-Marie Jourcin verheiratet; vier Söhne.



Otto Herbert Hajek

Geboren am 27. Juni 1927 als Sohn eines Landwirts in Kaltenbach/Böhmen. Nach dem Abitur 1947 Studium der Bildhauerei an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste, Stuttgart. Hajek zählt zu den international bekanntesten Repräsentanten des deutschen Kulturlebens. Zentrales Thema seines Werkes ist die räumliche Ordnung ohne massives Volumen: Es geht immer wieder darum, gewohnte räumliche Erfahrung zu verfremden, zu einem neuen Raumerleben zu verführen, in

spielerischen Plastiken neue Linien anzulegen und ungeahnte Strukturen aufzudecken. Hajek erhielt zahlreiche öffentliche und internationale Aufträge, ihm wurden grosse Retrospektiven in Adelaide (1977), Rom (1981), Florenz (1987), Prag (1988) und Moskau (1989) gewidmet. Seit 1950 ist er mit Katja Goertz verheiratet und hat fünf Kinder.



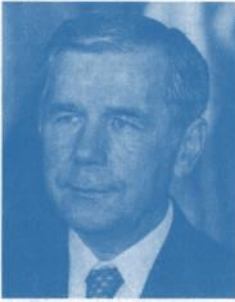
Karl-Günther von Hase

Geboren am 5. Dezember 1917 in Wangern/ Niederschlesien. Aufgewachsen in Berlin, wo sein Vater von 1920-33 als Polizeioffizier Dienst tat. 1933 wurde der Vater aus politischen Gründen zwangspensioniert. Nach dem Abitur Arbeitsdienst, 1936 zur Wehrmacht eingezogen: Ritterkreuz, Major im Generalstab. Musste nach 1944 aus dem Generalstab ausscheiden, da sein Onkel, Generalleutnant Paul von Hase, am gescheiterten Putschversuch vom 20. Juli beteiligt war. Bei Kriegsende geriet er in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Nach der Rückkehr (1949) Diplomaten-schule und Arbeit für das Auswärtige Amt. Seit 1958 Leiter der Presseabteilung des AA; 1962 Leiter des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung. 1967 Staatssekretär im Verteidigungsministerium. 1970 Botschafter in London. 1977-1982 Intendant des ZDF. Er ist verheiratet mit Renate Stumpff und hat fünf Töchter.



Karl Holzamer

Geboren am 13. Oktober 1906 in Frankfurt am Main als Sohn eines kaufmännischen Angestellten. Nach dem Studium der Philosophie, Pädagogik, Psychologie, Romanistik und Germanistik, das er 1929 mit einer Promotion abschloss, ging er bald zum Rundfunk, wo er 1931 Assistent der pädagogischen Abteilung des Westdeutschen Rundfunks wurde. Am Zweiten Weltkrieg nahm er von 1939-45 als Bordschütze und Kriegsberichterstatter bei der Luftwaffe im Range eines Oberleutnants teil und geriet bei Kriegsende in französische Gefangenschaft. Nach dem Krieg zunächst Professor für Philosophie an die Universität Mainz. 1962 Gründungsintendant des ZDF in Mainz, Pensionierung im Jahre 1977. Holzamer ist seit 1932 mit Helene Uehlein verheiratet und hat vier Kinder.



Gyula Horn

Geboren am 5. Juli 1932 in Budapest. Der Vater, Kommunist und während des Zweiten Weltkrieges im Untergrund aktiv, wurde 1944 denunziert und von der Gestapo ermordet.

1946 Feinmechanikerlehre in Budapest, als begabt entdeckt und an eine Arbeiterbildungsstätte delegiert. 1950 Abitur, dann Studium in Rostow am Don. Anschliessend zunächst im Finanzministerium, nach der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands Arbeit beim Staatssicherheitsdienst und ab 1959 Arbeit

im Aussenministerium. 1985 Vollmitglied des Zentralkomitees und Staatssekretär im Aussenministerium. 1989 Aussenminister; als solcher zeigte er Reformwillen. Am 27. Juni 1989 durchschnitt er zusammen mit dem österreichischen Aussenminister Mock den Stacheldraht an der Westgrenze Ungarns; einige Monate später ermöglichte er die Massenflucht von DDR-Bürgern über Ungarn nach Österreich. Seit 1994 ungarischer Ministerpräsident.



Henry Kissinger

Geboren am 27. Mai 1923 als Sohn eines Gymnasiallehrers in Fürth. 1938 Emigration der Familie in die USA; seit 1943 amerikanischer Staatsbürger und Soldat, u.a. in Einheiten der militärischen Spionageabwehr in Deutschland eingesetzt. Nach dem Krieg Studium an der Harvard-University. Seit Mitte der fünfziger Jahre Beratertätigkeit für US-Regierungen.

1961 gab er Kennedy den Rat, nicht militärisch auf den Mauerbau zu reagieren. Unter Präsident Nixon 1968 zunächst Sicherheitsbe-

rater und 1973 – als erster Einwanderer – Aussenminister der USA. Entspannungspolitik mit Moskau (Detente). 1973 Verleihung des Friedensnobelpreises. Seit 1976 breitgefächerte Berater- und Vortragstätigkeit. Kissinger ist in zweiter Ehe mit Nancy Sharon Maginnes verheiratet. Er hat zwei Kinder aus erster Ehe.



Hans Klein

Geboren am 11. Juli 1931 in Mährisch-Schönberg, Sudetenland. Der Vater stirbt kurz nach Kleins Geburt. Auf der Flucht vor den Sowjets verliert Klein auch seine Mutter. Ende 1945 werden Klein und seine Brüder in Wallerstein im Nördlinger Ries «angesiedelt»: mittlere Reife und Zeitungsvolontariat. 1953 Redakteur der «Heidenheimer Zeitung», seit 1956 Bonner Korrespondent dieser und verschiedener anderer Tageszeitungen. 1959 Eintritt in den Auswärtigen Dienst. 1972 Pressechef bei den Olympischen Spielen in München. Bis 1987 als freier Journalist tätig. Seit 1976 ausserdem Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1982 aussenpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion. 1987 Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit (Entwicklungshilfe). 1989 Regierungssprecher im Range eines Bundesministers. 1991 Vizepräsident des Deutschen Bundestages. Klein ist verheiratet und hat drei Kinder.



Helmut Kohl

Geboren am 3. April 1930 in Ludwigshafen als Sohn eines Finanzbeamten. Das Kriegsende erlebte er in einem sogenannten «Wehrertüchtigungslager» bei Berchtesgaden. Sein um vier Jahre älterer Bruder fiel in den letzten Kriegsmonaten. Mitbegründer der Jungen Union, Mitglied der CDU 1947. Nach dem Abitur (1950) Studium der Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, das er 1958 mit einer Promotion abschloss. Zunächst Arbeit in der freien Wirtschaft, seit 1959 MdL von Rheinland-Pfalz, 1966 Landesvorsitzender der rheinland-pfälzischen CDU; 1969 Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, 1973 Bundesvorsitzender der CDU. 1982 Bundeskanzler. Seit der Wiedervereinigung 1990 erster gesamtdeutscher Kanzler. Kohl ist seit 1960 mit Hannelore Renner verheiratet und hat zwei Söhne.



Anneliese Lange

Geboren am 17. Mai 1916 in Vetschau (Spree-wald). Mit sieben Jahren Übersiedlung nach Berlin-Wittenau. Abschluss des Lyzeums in Reinickendorf mit der Mittleren Reife, danach viersemestrige Höhere Handelsschule in Wed-ding. Anschliessend Tätigkeit als Sekretärin und Stenotypistin, u.a. auch im Reichswirt-schaftsministerium. 1942 Heirat, 1943 als werdende Mutter Evakuierung nach Bad Land-beck/Schlesien, 1944 Geburt des Sohnes. Vor Kriegsende Rückkehr nach Berlin-Wittenau, dort Einsatz als «Trümmerfrau». 1951 Umzug nach Berlin-Westend, wo sie heute noch, nach dem Tode ihres Mannes 1990, wohnt. Ihr Sohn lebt mit seiner Frau in der Schweiz.



Erich Loest

Geboren am 24. Februar 1926 als Sohn eines Kaufmanns in Mittweida. 1944 noch zum Kriegsdienst einberufen. Nach Kriegsende Ar-beit in der Landwirtschaft und im Leuna-Werk. 1947 bis 1950 Arbeit bei der «Leipziger Volkszeitung». Seit 1950 freier Schriftsteller. 1955/56 Student des Literaturinstituts «Johannes R. Becher» in Leipzig. Der Roman «Jungen, die übrig blieben» machte ihn in der DDR populär. Seit dem 17. Juni 1953 wird der zuvor überzeugte Kommunist dem Regime gegenüber zusehends kritisch. Im November 1957 Antritt einer siebenjährigen Zuchthausstrafe wegen «konterrevolutionärer Gruppenbildung». Nach offenem Protest gegen Zensurmassnahmen 1981 Übersiedlung in die Bundesrepub-lik. Wichtige Romane: «Völkerschlachtdenkmal», «Der vierte Zensor» und «Fallhöhe». Seit 1984 ist Loest ausserdem stellvertretender Vorsitzender des Verbandes deutscher Schriftsteller. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.



Eduard Lohse

Geboren am 19. Februar 1924 in Hamburg. Nach dem Abitur 1942 Seeoffizier, zuletzt Schnellbootkommandant. Gleich nach dem Krieg Aufnahme des Theologiestudiums. Promotion zum Dr. theol. 1949 in Göttingen. Habilitation als Neutestamentler 1953. Seit 1956 Professur in Kiel. 1964 Wechsel nach Göttingen. 1968 Direktor der Abteilung für spätjüdische Religionsgeschichte. 1970/71 Rektor der Georg-August-Universität Göttingen. 1971 Bischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover. Seit 1973 Mitglied des Rates der EKD. 1975 Leitender Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (bis 1978). 1979-1985 Ratsvorsitzender der EKD. 1988 ging Lohse auch als Landesbischof von Hannover in den Ruhestand. Er ist mit Roswitha Flitner verheiratet und hat drei Kinder.



Freya von Moltke

Geboren 1911 als Tochter des Ehepaars Carl Theodor und Ada Deichmann in Köln. Durch ihre beiden Brüder Carl und Hans lernt sie Helmuth James Graf von Moltke kennen, den sie 1931 heiratet. Übersiedlung auf das Gut Kreisau, das sich in einer wirtschaftlich schwierigen Lage befindet. Zusammen mit ihrem Mann Wiederaufbau des Gutes, daneben promoviert sie an der Berliner Humboldt-Universität bei Martin Wolff zum Dr. jur. Ihr Mann, zentrale Figur der Widerstandsgruppe «Kreisauer Kreis», wird 1945 in Plötzensee hingerichtet. Mit ihren Söhnen Helmuth Caspar (geb. 1937) und Konrad (geb. 1941) verlässt sie im Herbst 1945 Kreisau und lebt bis 1956 in Südafrika. Rückkehr nach Berlin. Dort Zusammenarbeit mit Annedore Weber, der Witwe von Julius Leber. 1960 Übersiedlung nach Vermont, USA, zu Eugen Rosenstock-Huesey, der 1973 verstarb.



Niels Norlund

Niels Norlund wurde 1924 in Kopenhagen/Dänemark geboren, seit 1942 Mitarbeiter der Berlingske Tidende. Norlund war nach dem Zweiten Weltkrieg zehn Jahre lang als Auslandskorrespondent in Berlin, London und Washington. Danach arbeitete Norlund 25 Jahre lang als Chefredakteur. Seit 1985 ist er wieder in Deutschland als Korrespondent und Kommentator tätig. Norlund hat zahlreiche zeitgeschichtliche Bücher geschrieben über den Auftakt zum Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit, über den Kampf der Grossmächte um Deutschland von Potsdam bis Bonn und über die amerikanische Verfassung.



Roberto Patelli

Geboren 1925 in Bergamo. 1929 Übersiedlung nach Köln. Nach Schulende freiwillig zur Luftwaffe. Kurze Ausbildung zum Flugzeugführer. Fallschirmspringerschule in Lyon. Einsatz an der Invasionsfront in der Normandie. Von April 1944 bis September 1946 in amerikanischer und französischer Gefangenschaft. Bis 1950 lebte Patelli in Südfrankreich. In Narbonne neben Arbeiten im Weinbau erste Schritte in Richtung Kunst. Restaurierungsarbeiten für die Kirche St. Bonaventure in Narbonne, Wandmalereien, Altartücher, Glas- und Porzellanmalerei. In Deutschland 1951 Studium an der Kunstakademie in Köln, 1956 selbstständiger Gestalter. Aufträge für die amerikanische Filmindustrie (Metro-Goldwyn-Mayer), Automobilindustrie (Ford-Werke), Bundespostministerium. Gestalter internationaler Messen, u.a. Bundesgartenschau 1956, Photokina 1972 und 1976. Diverse internationale Veröffentlichungen und Preise.



Annemarie Renger

Geboren als Annemarie Wildung am 7. Oktober 1919. Der Vater, ein Tischler, stammt aus einer Familie mit alter sozialdemokratischer Tradition. Renger wird zur Verlagskauffrau ausgebildet. 1938 heiratet sie den Werbeleiter Emil Renger, der 1944 fällt. Bis zum Kriegsende Arbeit als Stenotypistin in Berlin. 1945 Mitarbeiterin von Kurt Schumacher in Hannover; sie genießt Schumachers vollkommenes Vertrauen und leitet bis zu seinem Tod 1952 auch seinen Haushalt. 1953 wird sie Mitglied des Bundestages, was sie bis 1990 bleibt. Von 1969-1972 parlamentarischer Geschäftsführerin der SPD. 1972 als erste Frau und erster Sozialdemokrat zur Bundestagspräsidentin gewählt. Von 1976-1990 Bundestags-vizepräsidentin. Seit 1990 Präsidentin des Deutschen Rates der Europäischen Bewegung. Annemarie Renger ist verwitwet. In zweiter Ehe war sie mit Aleksander Loncarevic (gest. 1973) verheiratet, einem ehemaligen Wirtschaftsattaché Jugoslawiens. Sie hat einen Sohn.



Sir Frank Roberts

Geboren am 22. Oktober 1907 als Sohn englischer Eltern in Buenos Aires. In Deutschland vor allem als Botschafter in Bonn bekannt, wo er gelegentlich als «Ludwig Erhards heimlicher Aussenminister» bezeichnet wurde. Roberts studierte Rechts- und Staatswissenschaften und trat 1930 in den britischen Auswärtigen Dienst ein. Nach Stationen in Kairo und Paris kehrt er 1937 nach London zurück. Gleich nach Kriegsbeginn wird er Gesandter in Moskau und knüpft enge Kontakte zu Stalin, Molotow und anderen hohen sowjetischen Funktionären. 1948 wird Roberts Privatsekretär von Aussenminister Bevin. Seit 1951 offizieller Fachmann für Deutschland im britischen Aussenamt. 1960-1963 Britischer Botschafter in Moskau. Botschafter in Bonn von 1963-1968. Roberts ist mit Celeste Leila Beatrix verheiratet.



Walter Scheel

Geboren am 8. Juli 1919 als Sohn eines Stellmachers in Höhscheid bei Solingen. Nach dem Abitur 1938 Ausbildung im Bankfach; 1939 zur Wehrmacht eingezogen, zuletzt Oberleutnant der Luftwaffe. 1945-1953 Arbeit in der Industrie als Geschäftsführer einer Stahlwarenfabrik. Seit 1953 Arbeit als selbständiger Wirtschaftsberater. 1946 Eintritt in die F. D. R., 1950 Mitglied des Landtags von NRW. Seit 1955 Mitglied des Europaparlaments. 1961 Minister für Wirtschaftliche Zusammenarbeit. 1968 Parteivorsitzender der F.D.P. 1969 Außenminister in der Koalitionsregierung mit der SPD; gilt als zentrale Figur für die Ostverträge mit Polen und Moskau. 1974-1979 Bundespräsident. Seit seinem Ausscheiden aus dem Amt rege Vortragstätigkeit. Scheels zweite Frau Mildred, geb. Wirtz, war als Vorsitzende der Deutschen Krebshilfe beinahe ebenso prominent wie er. 1988 heiratete er in dritter Ehe die Krankengymnastin Barbara Wiese. Scheel hat vier Kinder.



Helmut Schmidt – 1965 Mitglied des Bundestages, 1967-1969 Fraktionsvorsitzender der SPD; 1969-1972 Verteidigungs-, 1972-1974 Finanzminister. 1974-1982 Bundeskanzler. International erwarb sich Schmidt als Wirtschaftsfachmann hohes Ansehen. Seit seinem Ausscheiden aus dem Amt Vortragstätigkeit und Mitherausgeber der Wochenzeitung «Die Zeit». Er ist seit 1942 mit Hannelore (genannt «Loki») Glaser verheiratet und hat eine Tochter.



Gerd Schmückle

Geboren am 1. Dezember 1917 in Stuttgart-Bad Cannstatt als Sohn eines Juristen. Nach dem Abitur 1936 Eintritt in die Wehrmacht. Wird im Zweiten Weltkrieg Major und Artillerie-Abteilungskommandeur (sechsmal an der Ostfront verwundet). Nach dem Krieg bewirtschaftet er mit seiner Frau den väterlichen Hof im Allgäu und schreibt nebenher als freier Journalist. 1956, unter dem Eindruck von Graf Baudissins Bundeswehr-Reformidee, Eintritt in die Bundeswehr; Referent in der

Abteilung «Innere Führung»; 1957 Pressereferent von Bundesverteidigungsminister Strauss; seit 1964 wechselnde hohe militärische Funktionen, vornehmlich im NATO-Oberkommando. 1978, zum Vier-Sterne-General befördert, zweiter Stellvertreter des NATO-Oberbefehlshabers Haig. Seit seinem Eintritt in den Ruhestand (1980) Fortsetzung seiner umfangreichen publizistischen Tätigkeit. Schmückle ist seit 1943 mit Maria von Minckwitz verheiratet und hat drei Kinder.



Andrzej Szczypiorski

Szczypiorski wurde am 3. Februar 1924 in Warschau geboren. Sein Vater war Generalsekretär der Sozialdemokratischen Partei Polens. Während des Warschauer Aufstandes zählte er von August bis Oktober 1944 mit zu den Widerstandskämpfern und war bis April 1945 im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert. Seine Schwester kam als Kämpferin der Untergrundarmee um. Berühmt wurde Szczypiorski besonders durch sein Romanwerk, das die westdeutsche Öffentlichkeit erst

1988 mit dem Roman «Die schöne Frau Seidenman» erreichte. Neben seiner schriftstellerischen Arbeit wirkte der gläubige Katholik immer auch als Publizist und Politiker. Im Juni 1989 erhielt er als Kandidat des Bürgerkomitees Solidarnosc einen Sitz im polnischen Senat. Er lebt mit seiner Frau Ewa in Warschau, wo auch sein Sohn Adam mit seiner Familie wohnt.



Georg Stefan Troller

Geboren am 10. Dezember 1921 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Wien. Wegen seiner jüdischen Abstammung verlässt er 1938 Österreich und flieht quer durch Europa in die USA, die er 1941 erreicht. Von 1941-1943 Arbeit als Buchbinder, dann US-Soldat. 1945 kurze Rückkehr in das befreite Wien, das seine Heimat nicht mehr ist. Von 1946-1949 Studium der Anglistik und Theaterwissenschaften in Kalifornien und New York. Seit 1952 Rundfunkreporter und Korrespondent für kanadische und amerikanische, dann für österreichische und westdeutsche Sender. In der Bundesrepublik vor allem mit seiner Fernsehsendung «Pariser Journal» (1962-1971) bekannt geworden. Seit 1971 Sonderkorrespondent des ZDF in Paris. Troller ist auch als Schriftsteller und Drehbuchautor erfolgreich. Er ist seit 1976 in zweiter Ehe mit Kirsten Lerche verheiratet und hat zwei Töchter.



Isa Vermehren

Geboren 1918 in Lübeck. 1933 bis 1935 Mitglied im Ensemble der «Katakombe» von Werner Finck in Berlin. 1938 Übertritt zur katholischen Kirche. Von Februar 1944 bis Juni 1945 in Sippenhaft, die sie in ihrem Buch «Reise durch den letzten Akt» beschrieben hat. 1949 bis 1951 philologisches Studium an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. 1951 Eintritt in die Gesellschaft der Ordensfrauen vom Hl. Herzen Jesu (Sacre Cœur). Ab 1961 Schulleiterin am St. Adelheid Gymnasium in Bonn-Pützchen, 1969 bis 1983 an der Sophie-Barat-Schule in Hamburg. Seit 1986 Oberin einer kleinen Ordensniederlassung in Bonn und ohne feste Bindung publizistisch tätig mit Vorträgen, Artikeln, gelegentlich im Funk und Fernsehen.



Fritz Walter

Geboren am 31. Oktober 1920 in Kaiserslautern. Seit 1930 Mitglied des 1. FC Kaiserslautern, mit dem er zweimal (1951 und 1953) Deutscher Meister wurde. Walter machte nach dem Schulabschluss eine Lehre als Bankkaufmann. Sein erstes Spiel bei der deutschen Nationalmannschaft absolvierte er am 14. Juli 1940 in Frankfurt gegen Rumänien. Ende 1940 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und war zunächst auf Elba, Korsika und Sardinien, wo er sich mit Malaria infizierte. Das Kriegsende erlebte er in der Ukraine; dort geriet er kurzzeitig in russische Kriegsgefangenschaft. Nach dem Krieg spielte er bald wieder Fußball für den 1. FC Kaiserslautern und für die deutsche Nationalmannschaft, mit der er 1954 als Spielführer Weltmeister wurde. Walter ist seit 1948 mit der Italienerin Italia Bortolucci verheiratet, die er nach dem Krieg in Kaiserslautern kennenlernte.



Siegfried Zoglmann

Geboren am 17. August 1913 in Neumark im Böhmerwald. Mit 18 Jahren Redakteur beim «Jungdeutschen Volk». 1933 elf Monate in Haft. Flucht nach Deutschland. 1935 Leitung der Auslandspressestelle und des Pressedienstes Ostrau sowie verantwortlicher Redakteur beim «Berliner Tageblatt». Ab 1939 Leiter der Jugendabteilung und zugleich – als Amtschef in der Reichsjugendführung – Chef der Befehlsstelle Böhmen und Mähren. 1942-1945 Soldat. 1959 Gründer der Firma «interwerbung». 1954 MdL (F.D.P.) in Nordrhein-Westfalen. 1957 bis 1976 MdB, zunächst parlamentarischer Geschäftsführer, dann stellvertretender Fraktionsvorsitzender. 1970 trat er gemeinsam mit anderen Abgeordneten aus der F.D.P. aus, zunächst Hospitant und später Mitglied der CSU-Landesgruppe im Bundestag. Träger des Grossen Bundesverdienstkreuzes, des Bayerischen Verdienstordens sowie des Verdienstordens mit Stern der Republik Ungarn.